Jugend-
Bibliothek.

Von

Ottmar Lautenschlager,
Priester der Erzdiöcese München-Freising.

Dreißigster Band.

Mit einem Stahlstiche.

Lindau, 1855.
Verlag von Johann Thomas Stettner.



C. Fiegl del.   N. Dietz sc.

Gluck und sein Rosenkranz.

Verlag von J. Th. Stettner in Lindau.

Christenliebe und Christenmuth.

Erzählungen und Geschichten

zur

Erheiterung, Belehrung und Erhebung

der

christlichen Jugend.

Herausgegeben

von

Ottmar Lautenschlager,
Priester der Erzdiöcese München-Freising.

Mit einem Stahlstiche.

Lindau, 1855.
Verlag von Johann Thomas Stettner.

Inhalt.

1.

Grete vom guten Stern,

oder:

Die Werke der Barmherzigkeit und ihr Lohn.

Erzählung von Ottmar Lautenschlager.

Erstes Kapitel.

Das Wirthshaus. — Der Vetter und die Base.

Auf der Grenze zwischen Tirol und Schwaben, wo sich der Lech durch die Berge brausend den Durchgang erzwingt, stand auf dem Sträßlein, das von Füssen nach Reutte führt, Anfangs des verflossenen Jahrhunderts zwischen dunkeln Tannen ein Wirthshaus, von seinem Schilde, einem Sterne, gewöhnlich das Sternwirthshaus benannt. Die Einkehr daselbst war nur spärlich; die meisten Wanderer zogen vorüber und hatten keine Lust, ihr gutes Geld für theuern, sauern Wein zu geben, oder mit dem Wirthe zu verkehren, der in dem Rufe eines rohen, geizigen Mannes stand und mit Schmugglern, Wildschützen und andern verdächtigen Leuten sich abgeben sollte. Sprach hie oder da dennoch einer der Reisenden zu, so that er es, angelockt durch den herzlichen Gruß und die freundliche Einladung eines etwa fünfzehnjährigen Mädchens: das war Margarethe, des Wirthes Bäslein, ein gar liebes Kind. Stand sie nun unter der Thüre, und rief sie dem vorüberziehenden Wan-

derer mit ihren hellen, sternengleichen Aeuglein und der klangvollen Stimme zu: „Gelobt sei Jesus Christus! mögt Ihr denn nicht bei uns einkehren, ein Schöpplein Wein oder ein Mäßlein Bier trinken und eine frische Wurst und ganz guten Käs dazu essen?" — so trieb der herzige Gruß und der milde Blick der reinen, treuen Augen den Fremden gewiß in das Wirthshaus hinein; dann aber lief Grete und brachte das Beste, was Küche und Keller vermochten. Der Gast, den sie bediente, hatte gewiß nicht zu klagen, und konnte die billige Zeche und freundliche Bedienung nur loben. Beim Fortgehen, wobei ihn die besten Segenswünsche des Mädchens jederzeit begleiteten, fragte er sich gewiß verwundert: „Wie kommt der alte, griesgramige Geizhals zu diesem lieben, herzigen Kinde?" Deßhalb hießen sie das Bäslein nur „Grete vom guten Stern," den Wirth hingegen „den Görgl vom bösen Stern."

Elisabeth, Margarethens Mutter, des Wirthes Schwester, eine seelengute Frau, hatte schon wenige Jahre nach der Heirath das Unglück gehabt, ihren Mann zu verlieren, der als Pächter eines herrschaftlichen Hofes sich ehrlich, aber nur mühsam sein Brod gewonnen. Nach seinem Tode gab die Wittfrau die Pachtung auf, und kaufte sich mit dem Reste ihres Vermögens ein Gütlein, eine kleine Schwaige, etwa ein Stündlein von dem Wirthshause des Bruders entlegen. Aber auch hieher schien sie das Unglück zu verfolgen. Schon im zweiten Jahre, als sie einer reichen Ernte entgegensah, traf sie ein furchtbarer Schauer und eine Art von Wolkenbruch, der nicht blos die Saaten vernichtete, sondern auch ihr Wohnhaus und ihre Oekonomiegebäude der Art beschädigte, daß sie dieselben entweder gänzlich umbauen oder verlassen mußte. In solcher Noth bot ihr Bruder Georg, so hieß der Wirth, ein vorläufiges Unterkommen an. Er war nie verheirathet; alternd und der Treue und

des Fleißes seiner Schwester gewiß, gedachte er sie wohl zu benutzen. Allein die Tage der Dulderin waren gezählt, und ihr Ende kam bald, nicht ohne Schuld des geizigen Bruders. Es hatte ihr nämlich derselbe im Wirthshause eine Stube angewiesen, zu welcher eine alte, morsche Stiege hinaufführte. Unheil ahnend, warnte ihn die Schwester öfters vor ihrem Einsturze und bat ihn auf das dringendste, sie herstellen oder doch gründlich ausbessern zu lassen. Der Wirth aber, den der Geizteufel verblendete, that weder das Eine noch das Andere. Umsonst klagte die Wittfrau, es werde ihr noch ein Unglück auf der Stiege begegnen, und leider! es traf zu. Als sie eines Abends vor Lichtmessen Holz in ihr Stüblein tragen wollte, brach die Stiege ein, und sie stürzte auf das harte Steinpflaster. Erschrocken trugen die Dienstboten die Verunglückte in die Wirthsstube, wo sie aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Sie hatte sich schwer an der Achsel verletzt und mehrere Löcher in den Kopf geschlagen; diese Wunden brachten der ohnedieß geschwächten Frau den Tod. Ruhig und ergeben bot sie dem Herrn das Opfer ihres Lebens an, und bereitete sich zum Sterben. Der Wirth, so hart und vertrocknet auch sein Inneres war, konnte sich bei dem Anblick der sterbenden Schwester doch einer gewissen Angst nicht erwehren, und es wollte ihm nicht wie sonst gelingen, das aufgeschreckte Gewissen alsobald wieder zu besänftigen. Die Schwester jedoch hatte für den Bruder kein Wort des Tadels oder Vorwurfes; mit der ganzen Liebe eines Herzens, das mit aller Welt versöhnt von der Erde scheiden will, sagte sie einzig: „Gelt, das hättest du nicht gedacht, daß es so kommen würde? sonst wäre die Unglücksstiege doch gemacht worden!" Der Wirth ließ es ihr weder an Pflege noch an Aerzten mangeln; sie aber nahm bei Zeiten zu dem himmlischen Arzte, dem Heilande, ihre Zuflucht, und empfing mit

der Sehnsucht und dem Vertrauen einer wahren Christin die heiligen Sterbsakramente. Darnach blieb sie ein halbes Stündlein in brünstiges Gebet versenkt, und blickte, als sie es vollendet, wohlgetröstet und heiter um sich. „Ich habe es jetzt mit Gott ausgemacht, hab' Ihm Alles übergeben. Margarethe, weine nicht! Es wird ja der Vater der Waisen für dich sorgen, besser, als ich es im Stande gewesen; Mutter Maria wird deine Helferin seyn, und ich hoffe, ich werde drüben auch noch etwas für dich erbitten können.“ Dann wandte sie sich zu dem Wirthe mit den Worten:

„Nicht wahr, Bruder, du nimmst dich meiner Margarethe, des armen Waisleins, an, und hältst sie als dein Kind?“

Der Wirth verhieß es, und meinte, er hätte glühende Kohlen oder Schrauben in seiner Brust, so brannte und preßte es in seinem Innern; fast wäre er gegangen, so unbehaglich ward es ihm an der Schwester Bette. Diese aber hielt seine Hand fest in der ihrigen und fuhr, zur Tochter gewendet, fort: „Erzeige deinem Oheim alle Liebe und Ehrfurcht, wie ein Kind seinem Vater. Halt' aus bei ihm in Leid und Freud'; geh' nicht von ihm, wenn das Unglück über ihn kommt,“ begann sie mit erhöhter Stimme und es schien, als schaute sie mit den weitgeöffneten, glanzlosen Augen in die Zukunft; „bei ihm bleibe und werde dann sein Stab!“ Den Wirth überkam ein Schrecken eigener Art, und er riß sich los und eilte, nach Luft schnappend, hinaus.

Nach drei Tagen kam Lisabeths Sterbestündlein. Kurz vor ihrem Verscheiden erhob sie sich noch einmal, und drückte das Töchterlein an sich, und machte über sie das Zeichen des heiligen Kreuzes, sprechend: „Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit empfange den letzten Segen deiner Mutter auf Erden! Der Herr sey mit dir! Sey fromm

und keusch! sey treu und barmherzig!" Dann entschlief sie in dem Herrn.

Margarethe zählte bei dem Tode der Mutter erst eilf Jahre; aber diese Worte blieben mit glühenden, unauslöschlichen Buchstaben ihrem jungen Herzen eingeprägt; kein Tag verging, wo sie sich nicht dieselben zurief, das Bild der sterbenden Mutter vor Augen stellte, und das Gelübde erneuerte, nach ihrer letzten Ermahnung zu leben und zu sterben. Schon als unmündiges Kind auf der Mutter Schooße hatte sie voll Freude und Innigkeit die gefalteten Hände zum Himmelvater erhoben, mit dem heiligen Kreuze den Tag begonnen, den Tag beschlossen; diese Lust, dieser Eifer zu beten, und Gott alle Gefühle ihres kindlichen Herzens vorzutragen, war mit Margarethen aufgewachsen; nicht das schlechteste Wetter, nicht der strömende Regen, nicht des Winters Eis oder des Sommers Hitze hielt das fromme Kind ab, nach Faulbach, dem nächsten Pfarrdorfe, in den Gottesdienst zu gehen und die Schule zu besuchen. Als ihr das ersehnte Glück zu Theil ward, den heiligsten Leib des Herrn zu empfangen, traf man kein Mädchen öfter, keines andachtsvoller am Tische des Heilandes, als Margarethen.

Auf diese Weise, durch frommes Gebet und würdigen Empfang der heiligen Sakramente, bewahrte die heranblühende Jungfrau Leib und Seele rein von allem Bösen; das sanfte Licht ihrer Augen war nur der Wiederschein ihrer unschuldsvollen Seele, und übte selbst über rohe Menschen einen Zauber eigener Art aus, so, daß sie sich scheuten, in ihrer Gegenwart ein freches Wort zu sprechen und wider Willen sich zurückhielten. Legte doch selbst der Vetter, der sonst nichts schonte, vor dem Bäslein der ausgelassenen Zunge ein Schloß an; er fürchtete ihren Blick voll heiligen Zornes und ihr unwilliges Fliehen, wenn er in ihrer Anwesenheit

sich vergaß. Leichtfertige Gesellschaft, mochten es nun Knaben oder Mädchen seyn, mied sie durchaus, eben so alle Vertraulichkeit mit dem Gesinde. Des Tages half sie gerne bei der Arbeit, auch in der Gaststube; es war ihr ein liebes Geschäft, um Gottes willen die Gäste zu bedienen, die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken und für die, welche Herberge nehmen wollten, die Zimmer herzurichten. Niemals setzte sie den Gästen Bier oder Wein auf den Tisch, ohne ein herzliches „Gott segne es!“ dazu zu sprechen. Sie war es, die andächtigen Sinnes jedes Gastzimmer mit einem Altärlein zierte, oder wenigstens bei jeder Thüre das Weihwasserkesselchen anbrachte.

Margarethe machte bei allen häuslichen Andachten die Vorbeterin; sie, die ganz gut zu lesen verstand, las den Hausgenossen aus dem Evangelium oder sonst einem guten Buche vor, munterte sie zum größeren Eifer im Gebete und Kirchenbesuche auf, und pflegte so die religiösen Keime in deren Herzen. Und wie im Gebete und der tugendlichen Aufführung, gab Margarethe ihnen auch in der Arbeitsamkeit, Treue, Sanftmuth und Mildthätigkeit ein herrliches Beispiel; sie war die Erste aus dem Bette, keine Arbeit war ihr zu schwer oder zu niedrig; sie arbeitete in dem Keller, in der Küche, auf dem Felde wie bei dem Dreschen in der Scheune gleich dem letzten der Dienstboten. Niemand sah es ihr an, daß sie die nächste Verwandte des kinderlosen Wirthes und die einzige Erbin des steinreichen Mannes sey. In der Regel blieb sie bis sieben Uhr bei der Arbeit oder in der Gaststube; um diese Zeit ging sie dann, nachdem sie mit den Hausgenossen das Abendgebet verrichtet, des Winters in ihr Kämmerlein, wo sie theils spinnend oder nähend, theils betend oder lesend die Stunden bis zur Nachtruhe hinbrachte. Des Frühjahrs vergnügte sie sich mit einem kleinen Spaziergange, und ging dann jeden Tag, mochte

das Wetter wie immer seyn, nach Maunstetten, einer nur aus zwei Höfen bestehenden Ortschaft, zu Frau Perpetua.

Zweites Kapitel.

Frau Perpetua.

Es wird gar Manchen wundern, daß Margarethe in diesem Wirthshause, in der Nähe des rohen Vetters, in der Umgebung von ungebildeten Dienstboten, wo sie des Guten nur wenig, des Schlimmen desto mehr hören und sehen mußte, dennoch nicht allein gut blieb, sondern im Guten sogar noch zunahm. Das hatte sie nächst der Gnade Gottes vor Allem der Fürsorge der Frau Perpetua zu verdanken.

Perpetua, eine alte Schullehrerswittwe, voll echtchristlicher Gesinnung, Erfahrung und Güte, hatte sich bald nach Elisabeths Tode zu Maunstetten auf einem Hofe niedergelassen, wo die Bäuerin in ihr die Pathe und Gutthäterin ehrte. Sie fand hier ein Plätzlein, wie sie es wünschte, nah' an einer Kirche, still und einsam, bei armen, guten Leuten, und sie gedachte hier die letzten Tage zu verleben. Es konnte nicht fehlen, Frau Perpetua mußte bald aufmerksam werden auf das junge, frische Mädchen, das in der Kirche so fromm, in der Arbeit so fleißig, in Allem so theilnehmend und wahrhaft war, und auf der andern Seite war auch Margarethe bei Niemanden lieber, als bei jener Frau mit den klugen Augen, der erfahrenen Rede, und dem herzgewinnenden Benehmen. Es hatte ja Perpetua, wonach Margarethe so sehnlich verlangte: ein wahrhaft mütterliches Herz, Erfahrung in allen Kenntnissen und Geschäften des weiblichen Geschlechtes, und dabei eine überfließende Güte. Von Tag zu Tag fühlte sie sich mehr zu der lieben Frau hingezogen, und es ward ihr bald

eine ausgemachte Sache: der Herr selber hätte ihr, dem Waislein, in Perpetua einen Ersatz für die so frühzeitig verlorene Mutter geschenkt.

Bald schlang sich ein zartes Band, wahrhaft ein Liebesband, um die beiden guten Seelen. Margarethe hieß die Frau Perpetua nur Mutter; diese sie von Herzen ihr Töchterlein. Es ward auch Frau Perpetua an Margarethen wahrhaft eine Mutter. Sie hatte bald das grundgute Gemüth des Mädchens und seine reichen Anlagen erkannt; allein dieselben konnten sich bei dem schlechten Unterricht, den die Kinder der Umgegend blos des Winters genossen, unmöglich entfalten; nur das Nothdürftigste im Lesen, Schreiben und Rechnen hatte Margarethe erlernt, andere Dinge waren ihr ganz fremd geblieben. Das ward nun anders. Frau Perpetua war im Besitze vieler und schöner Kenntnisse; als Stubenmädchen einer reichen Herrschaft hatte sie große Reisen gemacht, sich in allen weiblichen Arbeiten tüchtig ausgebildet, und selbst in der Musik, namentlich in der edlen Sangkunst, nicht unbedeutende Kunstfertigkeit sich erworben. Daneben war sie auch eine ausgezeichnete Köchin; sie kannte durch ihren Vater, der ein tüchtiger Landarzt gewesen, die Heilkräfte gar vieler Kräuter und Wurzeln, und mancher Kranke verdankte ihr die Genesung. Das Alles lehrte binnen wenigen Jahren Frau Perpetua ihrer wißbegierigen, begabten Schülerin; freilich war Margarethe jetzt mehr in Maunstetten, als zu Hause. Darüber hatte nun der Wirth anfangs ein sehr verdrießliches Gesicht gemacht, gescholten, gespottet; allein wie Margarethe ihm die zierliche Schrift zeigte, ihre Kleider und des Vetters Hemden selber machte, auch Speisen kochte, die Allen auf das beste schmeckten, sagte er nichts mehr, und berechnete im Stillen den Profit, der ihm zuginge, wenn das Bäslein das künftige-Jahr die Küche selber übernähme,

und so die Kosten einer Köchin hinwegfielen. Auch das behagte ihm, wenn die Leute die schöne Stimme Margarethens beim Gottesdienste lobten, oder sie des Abends vor ihm und den übrigen Hausgenossen ein heiteres Lied sang. Was aber dem Oheime am meisten gefiel, war die außerordentliche Billigkeit der Frau Perpetua. Für die viele Zeit und Mühe, die ihr Margarethens Unterricht kostete, verlangte sie gar nichts; sie war des Lobes und des Dankes jederzeit voll, wenn ihr der reiche Geizhals um Ostern einen magern Schinken mit einem Körblein Butter und Eier, und gegen Weihnachten als Christgeschenk einen Schubkarren Holz schickte. Frau Perpetua war eben so uneigennützig, als genügsam; die kleine Pension, welche die Herrschaft ihr wegen vieljähriger treuer Dienste gab, reichte für sie hin, und Margarethens Glück und Dankbarkeit bot ihr einen reichern Lohn, als ihr alle Schätze der Erde hätten spenden mögen.

So hatte die Güte des Herrn auf die beste Weise für Margarethens Ausbildung gesorgt. Und wie sie an Geschicklichkeit und Kenntnissen zunahm, so wuchs auch die Liebe ihres Herzens mit den Jahren; sie war und blieb das alte, gute Geschöpf voll Unschuld und lebendiger Theilnahme. Etwas Gutes zu thun, war für sie eine Freude, ja, ein wahres Bedürfniß des Herzens; wo sie Jemanden einen Gefallen erweisen konnte, that sie es gewiß und zwar auf die liebreichste Art. Wie oft theilte nicht Margarethe ihr Essen mit den Hungrigen! Gar manchem armen Handwerksburschen, der in seinem Beutel Nichts hatte, als die bittre Noth, gab sie heimlich, von Niemanden gesehen, als von Gott, ihr Mittagsessen und wartete geduldig, bis sie sich an der Abendsuppe sättigen konnte. Alltäglich durfte sie dem Wirthe für sich einen Schoppen Wein oder eine Halbe Bier aufrechnen; davon kostete sie in Wahrheit das

Allerwenigste, sondern sie stillte damit den Durst der Armen und der Wanderer, welche ermüdet und entkräftet um einen Schluck Wasser baten, und dann tausendmal das gute Kind segneten, das ihnen, statt des Wassers, mit den liebreichsten Worten Wein bot. Für wie viele Wanderer zahlte Margarethe nicht das Schlafgeld aus dem eigenen Beutelein! Andern, zumal Bejahrten, und bei Winterskälte, richtete sie statt des begehrten Strohes ein warmes Bettlein her und verlangte dessenungeachtet nicht mehr; das Fehlende zahlte ja sie darauf. Der Vetter hatte Waldung genug und brauchte auf das Holz nicht zu achten; dennoch maß er seinen Leuten das Brennholz im Winter mit Kargheit vor. Doch Margarethe wollte lieber zu Zeiten frieren, als die Armen in der Kälte verderben lassen; da ließ sie des Abends nicht selten den Ofen ungeheizt, und das Holz wanderte in die Hütten der Dürftigen. Sie hatte durch Frau Perpetua die Heilkraft der Kräuter und Wurzeln kennen gelernt; diese aber konnte sie bald Alters wegen nimmer sammeln. Da stieg Margarethe auf die Berge, in die Thäler, in das Dickicht der Wälder; ob auch der Schweiß ihr von der Stirne floß, der Fuß durch Dornen und Steine verwundet blutete — sie litt Alles, und die Freude, einem Kranken eine Erquickung zu verschaffen, machte ihr jede Mühe leicht. Kein Opfer scheute das gute Kind, wo es galt, einer Noth zu helfen, ein betrübtes Herz zu trösten, oder sonst ein Werk der Barmherzigkeit zu erfüllen.

Was hätte nicht Margarethe Alles gethan, wäre der Wirth nur ein wenig gütig und mitleidig gewesen! So aber mußte sie alle ihre Gutthaten vor ihm verbergen, vor seinem Geize und Jähzorn beständig auf der Hut seyn. Wie heimlich und stille auch Grete Alles trieb, so kam der Vetter natürlicher Weise zuletzt doch dahinter. Anfangs brausete er auf, schalt und zürnte er „über des Bäsleins

Einfalt und Geldhinauswerfen," wie er es nannte; allein bald überzeugte er sich, daß er von ihrer Mildthätigkeit keinen Schaden hätte, und auch nicht um einen Heller verkürzt werde, sondern im Gegentheil Vortheil daraus zöge, indem ihre Güte und Liebenswürdigkeit der Gäste nur mehr in das Haus brächte; so ließ er sie denn gewähren, wenn auch brummend und spottend. „Du wirst gerade so wie deine Mutter," sagte er öfters; „die hat auch Alles den Bettlern und Landstreichern angehängt; darum ist sie auch nie auf einen grünen Zweig gekommen."

„Auf Erden freilich nicht," sprach Margarethe dann bewegt; „aber in die himmlische Laube ist sie gewiß gekommen, wo all' die Heiligen wohnen, die Gott zu Liebe der Armen, der Kranken und Betrübten sich angenommen haben. Ja, gewiß hat sich meine selige Mutter an den Armen das Himmelreich verdient. Ach, wenn Ihr doch auch ihrem Beispiele nachfolgtet! Was nützt Euch denn das schwere Geld im Kasten? Herr Vetter, laßt mich einmal darüber her, und Ihr sollt eine Freude haben, was ich alles damit Gutes thue! Ja, versucht es nur einmal, und glaubt mir, die ganze Gegend wird Euch loben, und die Engel des Himmels sollen Euern Namen segnen, das versprech' ich Euch!"

„Du schnappst noch über, Dirnl, du närrisches," schalt der Vetter; „was dem Ganserl nicht alles einfällt! Ja, ließ' ich dich wirthschaften, nur zwei Tage hausen, so müßt' ich von Haus und Hof und dürfte den Bettelsack anhängen."

„Habt dessen keine Sorge," betheuerte Margarethe eifrig; „Almosen macht nicht arm, sondern reich. Als ob nicht der Herr reich genug wäre, Euch das tausendfach zu ersetzen, was Ihr von Euerm Vermögen aus Liebe zu Ihm Seinen nothleidenden Kindern spendet!"

Aber den Oheim bekehrte weder ihr Wort, noch ihr

Beispiel; er hatte nur Gefühl für Geld, und sein Herz war hart geworden wie seine Thaler. Auf der andern Seite konnte er das Bäslein eben so wenig zu seiner Ansicht bringen und überzeugen, daß Geld und Gut am besten im Kasten unter Riegel und Schloß aufgehoben sey.

Drittes Kapitel.

Der Namenstag. — Die fremden Gäste.

Unter solchen Verhältnissen hatte Margarethe bereits vier Jahre nach der Mutter Tode im Hause des Vetters zugebracht, hatte mehr des Bittern als des Süßen genossen, und nur die Hoffnung, es werde der Vetter doch einmal sich ändern, und der Herr ihr Gebet erhören, hielt sie in dem Wirthshause fest. Freudentage blühten ihr daselbst wenige, und nur alle heilige Zeiten durfte sie sich, wie man sagt, einen guten Tag aufthun. Ein solcher Tag kam jetzt, es war ihr Namensfest. Dießmal brachte er der Gaben und Geschenke mehr als sonst; über die Massen hatte sich der Vetter angestrengt, und ein nettes Beutelein von Seide mit drei neuen Frauenvierundzwanzigern gespendet, und dazu noch ein Fläschlein guten Siebeneichener gethan. Grete, die heranwachsende Jungfrau, war eines neuen Kleides dringend bedürftig; selbst der Wirth hatte dieß eingesehen; um aber der unwillkommnen Ausgabe auszuweichen und doch zugleich dem schreienden Bedürfnisse abzuhelfen, war er auf den Gedanken gekommen, ihr ein Kleid, das die Mutter nur selten getragen, auf das Tischlein in ihrer Stube hinzulegen; die Sorge, hineinzuwachsen, überließ er Margarethen allein. Die Dienstboten des Hauses, die sie ungemein liebten und ehrten, waren zusammengestanden und hatten ihr einen stattlichen Blumenstrauß, einen großen Kuchen und einen Teller ausgesuchten Obstes verehrt; Frau Perpetua

hatte sie mit einem schönen Gebetbuch, recht nett gebunden, erfreut; die Weberin von Faulbach mit einem Stücke feiner Leinwand, wozu aber Grete das Garn gesponnen. Das Alles lag auf dem Tischlein passend geordnet und bot einen recht hübschen Anblick, welcher das unschuldige Herz nicht wenig ergötzte. Aber eine Freude fehlte ihr doch! Sie hatte sonst mit des Vetters Erlaubniß ein paar Freunde zu Tische geladen und es war ein vergnügtes Mahl gewesen; allein dießmal — so schien es — sollte sie ohne Gäste bleiben. Frau Perpetua war nach Füssen zu einer kranken Base geholt worden, und ohne sie, welche die Krone des Festes gewesen, wollte Margarethe kein Mahl halten. Nichtsdestoweniger gedachte sie die guten Sachen, die sie zum Geschenke erhalten, allein zu genießen; nein, da mußten die Stellvertreter des Herrn, die Armen, ihren Antheil und zwar ein vollgerütteltes Maß erhalten. Der Dürftigen wußte sie genug; es galt nur, unter denselben eine gerechte und billige Theilung zu treffen. Da stand das gute Kind und musterte die Reihe ihrer Armen und Kranken; doch es schien der Himmel selber ihr die harte Wahl erleichtern zu wollen.

Aus ihrem Sinnen weckte sie plötzlich das schwache Rollen eines Wagens, der vor dem Wirthshause hielt. Als sie nun hinabblickte, sah sie ein abgenütztes, ärmliches Wägelein, das ein alter, abgemagerter Gaul mehr schleppte als zog; der Fuhrmann war ein bejahrter Mann, ernsten, scharfgezeichneten Gesichtes, mit einem halb zerrissenen Mantel bekleidet. Ein frischer, etwa achtjähriger Knabe hüpfte von dem Wagen herab; er hatte die Stirne mit einem Tüchlein umwunden, aus dem hie und da Blutstropfen hervorquollen, wohl ein Zeichen irgend einer Verletzung. Dessenungeachtet streckte er die Arme wie zur Hülfe einer Frau entgegen, welche, ein etwa zweijähriges Kind an der Brust, von dem Fuhrmann unterstützt vom Wagen herabstieg. Marga-

rethe betrachtete dieselbe mit steigender Verwunderung; wer mochte wohl diese Frau seyn? Ihr unscheinbares Kleid deutete auf Armuth, aber die Würde ihres Benehmens, die edlen Züge ihres noch jugendlichen Antlitzes, der Wohllaut ihrer Sprache beurkundeten einen höhern Stand. Während der Fuhrmann das Pferd nach dem Stalle führte und dem Hausknechte rief, nahm die Frau mit den Kindern in der Laube Platz, die vor dem Wirthshause stand.

Grete eilte hinab. „Gott grüß' Euch," begann sie, und bot treuherzig der Frau die Hand; „schön, daß Ihr bei uns einkehrt; was schafft Ihr?"

„Vor Allem sey so gut und bringe uns ein wenig Essig; mein armer Robert ist geschlagen worden; sieh', wie er blutet!" erwiederte die Frau.

„Was," rief Grete halb betrübt, halb erzürnt, „kann man ein so liebes, unschuldiges Büblein auch so arg zurichten?" Doch in der richtigen Erwägung, daß hier nicht mit Klagen, sondern mit den rechten Mitteln zu helfen sey, lief sie fort, brachte das Begehrte sammt einer reinen Binde von Leinwand, und half bei dem Verbande nach Kräften. Die Wunde war etwas tief und schmerzhaft; aber der Kleine ertrug Alles wie ein Held.

„Aber wer hat Euch denn dieß gethan?" fragte nun Grete.

„Wir hatten den letzten großen Berg, etwa eine halbe Stunde von hier, mit großen Beschwerden überschritten und waren recht müde geworden," erzählte die Frau. „Um etwas auszuruhen, lagerten wir uns auf der Wiese, die am Fuße des Berges neben dem Sträßlein sich hinzieht, und erquickten uns im Schatten der Nußbäume, die daselbst wuchsen. Peter, unser treuer Begleiter," (sie meinte den Fuhrmann,) „spannte das ganz ermattete Pferd aus und ließ es grasen. Wie wohl that uns nicht diese Ruhe! Leider konnten wir sie

nur ganz kurze Zeit genießen. Ein großer dicker Mann, der auf der Straße ging, lenkte plötzlich davon ab, eilte auf uns zu und gebot uns mit barscher Stimme, augenblicklich diesen Platz zu verlassen, der sein Eigenthum wäre, und von uns, namentlich von unserm Pferde, sehr beschädigt würde. Umsonst machte ihm Peter Vorstellungen und bewies ihm, daß wir hier auch nicht den mindesten Schaden anstifteten; der Mann ward immer zorniger, schalt und schimpfte auf die gemeinste Weise und schlug zuletzt das Pferd. Da rief ihm Robert zu: „Was hat dir denn das Pferd gethan, daß du es schlägst?" Der Mann aber in seiner Wuth vergaß aller Menschlichkeit, und hieb meinen armen Knaben mit seinem schweren Stocke über die Stirne, sprechend: „Da hast du die Antwort, Bürschlein, vorlautes!" Jetzt verlor Peter die Geduld; er nahm einen schweren Stein und drohte, ihm denselben an den Kopf zu werfen, wofern er seinen Stock auch nur aufhebe. Der Unhold machte anfangs Miene, sich zu widersetzen; aber Peter wiederholte seine Drohung, und rückte ihm bis auf drei Schritte auf den Leib, den Stein hoch geschwungen. Da ließ der Mann ab, und wandte sich unter argen Drohungen und Verwünschungen dem Walde zu. Wir dankten Gott, seiner losgeworden zu seyn, und wünschen nur, daß wir ihm nie wieder begegnen."

Nicht ohne Bestürzung und böse Ahnung hatte Grete der Frau zugehört. Der ganzen Schilderung nach konnte es nur der Vetter gewesen seyn; sein unverantwortlich rohes und liebloses Benehmen kränkte sie dergestalt, daß sie bald in Thränen ausgebrochen wäre. Das gute Kind beschloß, des Vetters böse That durch die beste und wohlfeilste Bewirthung gut zu machen; deßhalb trug sie Christoph, dem Hausknechte, sogleich auf, dem Gaul, welchen der Vetter ganz schuldloser Weise geschlagen, im Stalle das beste Plätzlein

und das süßeste Heu zu geben. Aber zu einer guten Bewirthung schien ihr die Frau nur wenig Anlaß geben zu wollen; verlangte sie ja für sich und ihr Kind nur etwas Milch, für das Söhnlein ein Butterbrod, für den Fuhrmann Käse und einen Schwarzwecken. Deutlich sah man ihr die Sorge an, sich nur auf das Allernöthigste zu beschränken und jede unnütze Ausgabe zu vermeiden. Doch Margarethe schüttelte das Köpflein. „Das ist doch gar zu wenig," meinte sie; „Ihr seyd so weit gereiset und seht mit Euerer Erlaubniß ganz müde, hungrig und durstig d'rein; Ihr müßt mehr und besser essen, sonst kommt Ihr nicht zu Kräften. Oder glaubt Ihr, im Stern kriegt man nicht mehr? Da irrt Ihr Euch. In einem Augenblicke kann ich Euch Schinken, Würste, Honig, Wein und Kirschengeist, Aepfel und Birnen aufsetzen; wollt Ihr jedoch nur ein halbes Stündlein warten, so steht Euch ein gebratenes Huhn, eine Ente, ein Butterhäslein mit Eiersauce oder Salat, eine Forelle und ein Pfannkuchen zu Diensten," und sie würde das Verzeichniß der Speisen, welche die Küche des „Sterns" liefern konnte, wohl noch länger fortgesetzt haben, hätte sie nicht die Frau ernst, fast unmuthig mit den Worten unterbrochen: „Bringe nur das, mein Kind, was ich begehrt habe; das ist genug. Aber wir werden hier über Nacht bleiben; zu müde sind wir, als daß wir die Reise weiter fortsetzen könnten. Sorge nur, daß wir gute Betten erhalten; das ist uns vor Allem noth, und wird uns am meisten wohlthun."

Die edlen Züge der Frau nahmen bei diesen Worten einen traurigen Ausdruck an. Robert, dem das Mündlein bei der Aufzählung so guter Speisen etwas wässerig geworden war, blickte betrübt zu ihr hinauf; sie faßte seine Hände, und sprach leise und beschwichtigend zu ihm. Dann beugte sie sich über ihr Töchterlein, das zu schreien anhob, und es war Margarethen, als fiele eine Thräne aus

den Augen der Frau auf das klagende Kind. Da hätte Grete bald selber mitgeweint; es war ja sonnenklar, die Fremden hätten gerne Mehr und Besseres verlangt, wären sie bei Gelde gewesen. Aber, was ihnen fehlte, das hatte sie heute ja im Ueberflusse; jetzt sah sie deutlich, das wären die Gäste, die ihr heute der Herr zum Mahle gesendet, und mit ihnen sollte sie theilen. Leid und Freud' im Herzen lief Grete eilends in ihre Stube hinauf und kam schnell mit einem großen Korbe wieder. Ein freudiges „Ah" entschlüpfte dem kleinen Robert, als er die guten Sachen wahrnahm die jetzt Margarethe aufsetzte; bald sah er erstaunt und lüstern auf den Schinken und die Würste, bald auf den Kuchen; bald bewunderte er das schöne Obst, bald das gebackene Huhn. Auch die Flasche, gefüllt mit Terlaner, gefiel ihm; er klopfte fröhlich in die Händlein und rief: „O sieh, Mutter, o sieh! das sind schöne Aepfel, das ist ein guter Kuchen! Seit acht Tagen haben wir so Etwas gar nicht gesehen, vielweniger gekostet."

„Begnüge dich mit deinem Butterbrode," sprach in strengem Tone die Frau; „es wird dich auch satt machen, Robert! Aber," fuhr sie zu Margarethe gewendet verweisend fort: „warum bringst du uns nicht das, was ich angeschafft habe? Kind, wenn du auf eine gewinnreiche Zeche rechnest, so könntest du dich täuschen. Wir sind auf dieser Reise auf das Nothwendigste beschränkt; spotten über uns — nein, das willst du gewiß nicht; dazu siehst du mir zu gut aus!"

„Wie mögt Ihr denn gleich so was denken, liebe Frau?" versetzte Margarethe und faßte begütigend deren Hände. „Nein, schaut mich doch freundlich an; Gott weiß es, ich mein' es gut mit Euch! Wißt Ihr denn nicht, daß heute mein Tag ist? Heute ist ja Margarethe und so heiße ich; da müßt Ihr mir gratuliren; Ihr müßt Euch heute

mit mir freuen und meine Gäste seyn. Seht, deßhalb hab' ich dieß aufgetragen; an einem Namenstag' muß man doch etwas Anderes auftragen, als Milch und Käse."

Da leuchtete ein Strahl der Freude und Rührung wie Morgenroth über das traurige Antlitz der Frau. „Ja, mein Kind, du, du meinst es gut! Möge Gott dich segnen, dir des Herzens Güte und Reinheit stets bewahren; möge Er dir des Glückes Tag, nicht des Leidens Nacht zeigen! möge Er dir geben, was zu deiner Seligkeit nöthig und heilsam ist!"

„Amen," sprach Peter bewegt, der so eben aus dem Stalle gekommen.

„Wie gerne gäbe ich dir ein kleines Geschenk zu deinem Ehrentage!" fuhr die Frau mit steigender Rührung fort; „aber du sollst es erhalten, sobald diese Zeit der Trübsal vorüber seyn wird; sie wird, sie kann ja nicht ewig dauern. Diese Armuth, diese Noth, sie wird mich auch einstmals verlassen, und der frühere Wohlstand wird wiederkehren; dann werden die, welche mir im Unglücke beigestanden, erfahren, daß sie keiner Undankbaren gedient; dann hoffe ich, daß ich dir deine Herzensliebe vergelten kann, meine Margarethe!" Bei diesen Worten richtete sich die Frau mit einer Würde auf, als sey sie die Gebieterin von Hunderten gewesen; sie zog Grete an sich und sprach: „Du glaubst nicht, wie wohl meinem wunden Herzen deine Liebe thut; sie lindert mehr als Balsam; ja, ich will mit den Meinigen dein Gast seyn und Gott wird dir es lohnen, bis ich es kann!"

Margarethe fühlte sich plötzlich von einem tiefen Gefühl der Ehrfurcht gegen die Fremde ergriffen; sie beugte sich, ihr die Hand zu küssen, diese aber küßte ihr die Stirne. Die Jungfrau eilte nun in das Haus. Solche Gäste mußte sie geziemend bedienen; deßhalb nahm sie ein schneeweißes

Tischtuch von feiner Leinwand, die besten Gläser, Teller und Bestecke von Silber, die nur bei ganz außerordentlicher Gelegenheit in des Vetters Hause auf den Tisch kamen, und alles richtete sie auf das netteste in der Laube, in die Mitte des Tisches einen stattlichen Blumenstrauß stellend.

Dem kleinen Robert lachte bei dem Anblick der guten Speisen das Herz im Leibe; er streckte zappelnd die Händlein nach dem süßen Kuchen aus, und getröstet und beglückt sprach die Mutter zu dem treuen Peter: „Das ist ein Tag, den Gott gesegnet hat! Laß es dir schmecken!" Arme Frau! sie lobte den Tag vor dem Abend. Kaum hatte Robert ein paar Bissen des Kuchens genossen, als er bleichen Angesichtes mit einem Rufe des Schreckens plötzlich von der Bank aufstand. „Mutter," rief er, „da kommt der böse Mann, der mich geschlagen hat! Aber er soll mir nichts mehr zu Leide thun. Peter, nimm diese Schaufel dort; ich werde da diese Stange nehmen. Wir wollen uns wehren."

Es war so; Margarethe schaute nicht blässer und erschrockener darein, als der Knabe selber. Sie hatte recht geahnet; es war der Vetter. Ihr Schrecken konnte nicht größer seyn, als der Zorn des Vetters, der hastigen Schrittes heraneilte und mit grimmigem Aerger vor der Laube still hielt.

„Auf der Stelle fort mit Euch," schrie er, „oder ich werde Euch mit der Hundspeitsche den Weg weisen! Meint Ihr, ich lasse mich da in meinem Hause von Euch auch so mißhandeln, wie auf meinem Anger, wo Ihr mich bald zu Tode geworfen hättet?"

„Das ist nicht wahr," erwiederte die Frau voll Ernst und Nachdruck; „nicht wir, Ihr waret es, der unser Pferd mißhandeltet und dem armen Kinde die Wunde schlugt, die noch blutet. Mit keinem Finger rührten wir Euch an, und nur die Noth zwang Peter, mit dem Steine sich zu bewaffnen, um Euer Toben und Schlagen zurückzuweisen."

„Packt Euch fort, oder —“

Da eilte Margarethe auf den Wirth zu und umfaßte seine widerstrebenden Hände. „Um Gottes willen,“ rief sie jammernd, „habt doch Mitleid, Herr Vetter! seht doch, wie arm sie sind, ach, erschöpft bis zum Umfallen! Seht da, wie das Blut noch über die Stirne herabtröpfelt; es klagt ja Euch an! Ihr seyd ja ein Mensch, gedenkt doch an das Gebot des Herrn, der ein reicher Vergelter ist, und das, was wir dem Nächsten thun, annimmt, als sey es Ihm Selber gethan. Ich bitte Euch um Gottes willen, laßt sie nicht fort; macht gut, was Ihr dort am Anger ihnen Böses gethan; erlaubt mir, daß ich sie speise von dem Meinen, was ich heute zum Geschenke erhalten. Wollt Ihr sie nicht in Euer Zimmer aufnehmen, so wehrt mir nicht, daß ich die Frau und ihre Kinder in meiner Stube beherberge. Laßt mich dieß Werk der Barmherzigkeit vollbringen; aller Segen davon soll Euch gehören.“

„Ja, sie sollen über Nacht bleiben, aber bei den Schweinen, und mit ihnen sollen sie ihr Nachtmahl halten!“

Margarethe schrie bei diesen grausamen Worten vor Schmerz laut auf; Peter aber sprach in gerechter Entrüstung zu dem Unbarmherzigen: „Pfui, schämt Euch! Wollt Ihr so jedes Menschengefühl zertreten und die Menschenwürde den Schweinen zu Füßen werfen? Wißt Ihr nicht, mit welchem Maße Ihr ausmesset, mit dem wird Euch eingemessen werden?“

Die Frau aber warf einen durchdringenden, vernichtenden Blick auf den Armseligen. „Möge Euch Gott barmherziger seyn, als Ihr uns wart!“ begann sie mit einem Tone, welcher dem Wirthe doch in Etwas das lieblose Herz erschütterte. Seine innere Bewegung zu verbergen, entfernte er sich mit einem rohen Fluche, und die Fremde gebot nun ihrem Diener, augenblicklich das Pferd anzuspannen und

weiter zu fahren. Dann umfaßte sie die weinende Margarethe. „O mein Kind," sprach sie tief bewegt, „ich danke dir für deine Liebe; wie schmerzt es mich, dich bei diesem Manne zu wissen! Aber ich verspreche es dir, sobald sich mein Himmel aufklärt, und das muß bald geschehen, so hole ich dich und du bleibst dann bei mir, und sollst es gut haben."

„Mein Gott," jammerte Margarethe, „ich kann Euch nicht ziehen lassen, nein, so nicht; Ihr müßt zuvor essen. Ihr braucht ein Nachtlager so nothwendig; noch drei Stunden müßt Ihr über Berge und schlimme Wege machen, bevor Ihr zu einem Dörflein mit einem Wirthshause kommt."

Diese Nachricht schien die Frau mit Angst und Sorge zu erfüllen; sie blickte bekümmert auf ihr Kind.

„O laßt mich," fuhr Margarethe fast flehend fort, „laßt mich noch einen Versuch bei dem Vetter machen."

„Nein, Mutter, nein!" rief Robert mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Entschlossenheit; „lieber will ich hungern, lieber auf dem Wege schlafen, als diesem bösen Manne nur Ein gutes Wort geben."

„Du hast Recht, mein Sohn," versetzte die Mutter, in ihrer Noth durch seine edle Gesinnung erhoben; „es wäre Schande für uns, von einem solchen Herzen Hülfe zu begehren. Gott, der Vater der Wittwen und Waisen wird weiter helfen." Noch einmal küßte sie liebreich die klagende Margarethe auf der Stirne. „Du konntest dein gutes Werk nicht vollenden, mein liebes Kind; aber das Verdienst, Hungrige zu speisen und Obdachlose zu beherbergen, das bleibt dir doch. Ach, warum kann ich dich nicht sogleich mit mir nehmen! Doch wenn Gott will, wird es geschehen, geschieht es bald. Bis dahin harre aus in der Prüfung und bleibe barmherzig, wie bisher."

Robert nahm tiefbetrübt von Greten Abschied;

Peter drückte ihr dankend die Hand und sprach: „Ich meine fast für gewiß, wir sehen dich wieder; und auch mit dem Wirthe, glaube mir, haben wir das letzte Wort noch nicht gesprochen.“

Dieser hatte hinter der Thüre des Hauses Alles gehört nnd gesehen, und ballte den langsam Fortfahrenden in mühsam verhaltenen Zorn die Faust nach. Gegen Andere wäre er sicher mit der ganzen Wildheit seines Gemüthes losgebrochen; allein das ernste, würdevolle Benehmen der Frau, wie Peters furchtloser Widerstand hatte ihm einigen Respekt eingeflößt; jetzt aber ließ er seinen Zorn an der Base aus und übergoß sie mit einer Fluth von Lästerworten, und verwies ihr zumal, daß sie es mit seinen Feinden halte, und zur Bedienung solcher Bettler gar das Beste in Speisen und Getränken und Tischgeräth hergebe.

Aber treffend erwiederte Margarethe: „Waren es Euere Feinde, Herr Vetter, so waren sie ja durch die gute Bewirthung Euere Freunde geworden. Und was ich ihnen an Speise und Trank gab, war ja mein Geschenk, konnte ich ihnen geben ohne Untreue, ohne Euch zu schädigen. Für das bessere Tischgeräth hätte ich Euch gerne das bezahlt, was Ihr sonst bei andern Gelegenheiten begehrt habt; die Armen waren ja meine Gäste, zu meinem Festtage im Namen Jesu und der heiligen Margarethe geladen. Ach, warum habt Ihr sie so davon getrieben? Ich fürchte, auf lange Zeit wird deßhalb der Segen Gottes von diesem Hause weichen, und statt seiner Jammer und Elend einkehren!“

Der Wirth befahl der Base mit einem grimmigen Blick „das vorlaute Maul“ zu halten, und es möchte ihr nicht zum Besten gegangen seyn, wären nicht Männer hohen Wuchses mit verwegenen, sonnenverbrannten Gesichtern, die Auerhahnfedern auf dem grünen Hute, auf das Wirthshaus

zu gekommen. Ihnen eilte Georg freudig entgegen, und führte sie unter Lachen und Singen in sein Häuslein. „Du kannst gehen, Grete,“ sprach er; „für die Bedienung werde ich schon Sorge tragen.“

„Auch das noch!“ klagte diese, einen scheuen Blick auf die wilden Bursche werfend. „Ach, der Vetter ist auf bösen Wegen! Die guten Engel, die bei uns mit dem Segen Gottes einkehren, die jagt er fort, und die bösen Geister, wie diese Gesellen, die nimmt er auf und hält sie als seine besten Freunde.“

Da Grete nicht Lust hatte, sich zum andernmal vom Vetter hinausschaffen zu lassen, so nahm sie aus der Laube die Speisen sammt dem Weine, die sie ihren lieben Gästen leider nur zum Ansehen aufgesetzt hatte, und ging damit in ihr Stüblein. Da setzte sie wieder Alles auf den Tisch, wie es vor gewesen, und sie konnte sich der Thränen nicht erwehren. „Jetzt müssen die Armen fort, ohne Speise, ohne Trank, ohne Obdach! Der Fuchs hat seine Höhle, und der Vogel ätzt vor Sonnenuntergang sein Junges — ach, die arme Mutter, was will sie ihren Kindern geben, wenn sie um Nahrung schreien! O mein Heiland, der du Tausende der Hungrigen in der Wüste gespeiset hast, hilf du, zeige du deine Macht und Güte!“

Nach wenigen Augenblicken des Nachdenkens erhob sich Margarethe mit verklärtem Angesichte. „Ja,“ rief sie, „der Gedanke kam von Gott. Dir sey Dank! Ja, so geht es, so werden sie Speise, so ein Obdach erhalten!“ Sie packte die Speisen sammt dem Weine in ihr Körblein, legte ein Kißlein für das Kind dazu, und schlich zur Thüre hinaus. Der Vetter ging sie nicht irre, das wußte sie; wenn diese Bursche zu ihm kamen, da trank und spielte er mit ihnen die ganze Nacht hindurch. Ihr Plan war, den Reisenden nachzueilen; dieselben einzuholen, war bei ihrer Jugend-

kraft und dem mühsamen schlechten Fahrwege für sie ein Leichtes; sie wollte dann ihre Gäste nach der Schwaige führen, die nicht weit, etwa ein Viertelstündlein von der Straße abwärts im Walde lag. Daselbst konnten sie ja leicht eine Nacht auf frischem Heu und Stroh zubringen; es war ja die schönste, lauwarme Sternennacht.

So lief denn Grete, was sie konnte; der Korb war eben nicht leicht; aber die Liebe gab ihr Kraft und Stärke. Bald hatte sie Wanderer eingeholt, die ganz erschöpft im Graben an dem Wege ruhten. Wie erstaunten sie nicht, als sie Greten heraneilen sahen! Robert, in der richtigen Ahnung, daß sie ihm was Gutes brächte, überwand seine Erschöpfung und ging ihr entgegen, wofür ein großes Stück Kuchen sogleich seine Belohnung war. Wer möchte denn die Ueberraschung der Frau schildern, als ihr Margarethe erzählte, wie sie, gleichsam von Gott getrieben, zu Hause keine Ruhe gefunden, bis sie sich nicht mit ihrem Korbe aufgemacht, für sie Speise zu bringen, und ein Obdach zu besorgen. „Ich wußte, daß der Herr mich in der Noth nicht verlasse," sprach die Frau tief bewegt; „und der Schutzengel, den Er mir sendet, der bist du."

„Jetzt ist nicht die Zeit, ein armes Menschenkind zu loben," versetzte geschäftig Margarethe; „jetzt müßt Ihr essen und trinken; ach, was werdet Ihr Hunger haben! drum sey gleich der frische Grasboden unser Tisch." So nahm sie schnell Alles heraus, was ihr Korb Gutes enthielt; auch der Teller und Bestecke hatte sie gedacht, und der Milch für die Kleine nicht vergessen, wofür ihr die Frau ganz eigens dankte. Kaum hatte Margarethe das Essen zur Nothdurft hergerichtet, als Robert, dessen jugendlicher Appetit durch den Kuchen mehr gereizt als gesättigt schien, ohne Weiteres zugreifen wollte; aber mit ernstem Blick hielt die Mutter ihm das Aermlein und sprach verweisend: „Wie,

Robert, du willst essen, ohne dem Geber von Speise und Trank gedankt zu haben? Wohl dürfen wir Ihm dießmal mehr danken als sonst; denn wie durch ein Wunder hat Seine Güte heute uns Nahrung geschickt."

Und beschämt hielt der Knabe inne und betete der Mutter nach, die mit Andacht das Dankgebet verrichtete. Wie wohl thaten nicht diese Klänge voll Dank und Rührung Margarethens Gemüthe! Seit der Mutter Tod hatte sie kein andächtiges Gebet mehr vernommen, da der Vetter seine Andacht meist mit einem kurzen Kreuz abthat, und die übrigen Hausgenossen eilig und gedankenlos ihr Gebet abhaspelten. Jetzt nun ging es an ein Essen, und an welches! Margarethe hatte seit Jahren nicht solchen Appetit gesehen; dreimal machte sie die Teller voll und sie wurden wieder leer; eine Heiterkeit und Fröhlichkeit voll Unschuld und Güte belebte dieß Mahl, das die Frau mit unterhaltenden Gesprächen wohl zu würzen verstand. Es ward mit herzlichem Dankgebete beschlossen; die Fremde reichte dann Margarethen voll inniger Rührung die Hand und sprach: „Gott vergelte es! es hat uns geschmeckt und wie! Möge mir doch bald die Freude werden, auch dich, du gutes Kind, an meinem Tische zu bewirthen. O meine Margarethe, es war eine Zeit, — und es ist so lange noch nicht her — wo auch ich Gäste alltäglich bei mir sah, wo auch ich" — da hielt sie wie von Schmerz überwältigt, inne. Margarethe sah, wie Peter der Fremden einen ernsten Blick zuwarf, als wollte er sie bitten, sich ihrem Gefühle nicht zu sehr zu überlassen. Der Jungfrau ward es immer klarer, daß diese Fremdlinge einem andern, ungleich höherm Stande angehören müßten, als ihr ärmlicher Aufzug verrieth. Da reichte von den Armen der Frau das Kind die Händlein nach Margarethe, als wollte es auch danken; diese herzte es freudig, nahm den Korb und breitete

das Kissen aus, und machte ihm so eine Wiege sammt einem Bettlein. Wie wohl that dieß nicht dem Kinde! Freudig strahlten seine Aeuglein, gar süß lächelte sein Mund. Margarethe legte nun den Korb auf den Wagen, und bat die Gäste, ihr in den Wald zur Schwaige zu folgen. „Ach,“ sprach sie nicht ohne Sorge und Schmerz, „wie gerne würde ich Euch Betten geben; aber Euere Liegerstatt wird wohl Heu und Stroh seyn müssen. Doch sollt Ihr das Beste davon haben; in einem trockenen, geräumigen Zimmer sollt Ihr ruhen, und sicher werdet Ihr seyn vor jedem Ungemache.“ Die Frau beruhigte das bekümmerte Mädchen mit freundlichen Worten und in der That, Margarethe durfte für ihre Gäste auch ohne Sorgen seyn; war auch die Schwaige durch die frühern Stürme etwas arg zugerichtet, so gab es doch noch ein Zimmer, das gegen Wind und Regen Schutz bot; noch standen ein Tisch und ein paar alte Stühle da, ja selbst eine alte Bettlade fand sich. Schnell ward das Zimmer gereinigt, Heu und Stroh in Ueberfluß herbeigeschafft, und die Bettlade damit eingefüllt, so, daß für die Mutter und das Kind ein ganz gutes Lager bereitet war. Peter wollte sein Nachtquartier in der Scheune aufschlagen; hier stallte er auch seinen Gaul ein, und Grete wies ihm eine ganz nahe Quelle, die das reinste Wasser bot. So war Alles so gut als möglich geordnet; laut bezeigte die Frau ihre Zufriedenheit und dankte wiederholt Margarethen; die aber klagte nur immer, daß sie keine Betten herbeischaffen könne.

Die Sonne begann jetzt unterzugehen, und ihre verlöschenden Strahlen erinnerten die Jungfrau an die Heimkehr; denn das Wirthshaus lag wohl ein Stündlein von der Schwaige entfernt. So nahm sie von ihren Gästen den herzlichsten Abschied, bot ihnen die besten Wünsche für die Nacht, und verhieß am Morgen wieder mit dem Früh-

stücke zu erscheinen. Es war ihr aber, als könnte sie sich von der guten Frau und den lieben Kindern gar nicht trennen. „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen Morgens!" rief sie und eilte fort — und kam nach wenigen Minuten wieder, von der sorglichen Liebe getrieben. Ihre Gäste brauchten nicht blos Speise und Obdach, sie waren ja, wie ihr Aussehen verrieth, der Kleidung ebenso bedürftig, und es fiel ihr jetzt plötzlich bei, auch da könne sie leicht helfen. Das Kleid der Mutter stand ja zu ihrer Verfügung und die fremde Frau hatte fast dieselbe Größe wie sie. Robert und Peter waren zur Nothdurft versehen; aber das Töchterlein brauchte dringend ein neues Hemd; das ihm zu machen, kostete wenig Mühe; Grete hatte die Leinwand, und ein Hemdlein zu machen, das und noch mehr hatte sie von Frau Perpetua ganz gut gelernt. Deßhalb eilte sie zurück, das Maß zu nehmen. Sie ward von der Mutter mit Freude empfangen und mit wiederholtem Segenswunsch ihr das Geleite gegeben, da sie die Begleitung Peters und der Frau auf das entschiedenste ablehnte; waren ja Alle zu sehr erschöpft, und die Begleitung eines fremden wenn auch alten Mannes hätte die Jungfrau nicht bei Tage, geschweige denn bei anbrechender Nacht angenommen.

Leicht wie ein Reh sprang nun Margarethe durch die Büsche des Waldes der Straße zu; jene stille innige Freude, die eine gute Seele nach einer gottgefälligen That empfindet, erquickte ihr Herz; seit Jahren hatte sie nicht so vergnügt und fröhlich ihr Namensfest gefeiert. Unwillkürlich faltete sie die Hände, und begann zu dem Vater aller Lichter, dem Geber alles Guten, zu beten:

Der Abend kommt, die Sterne ziehen
Von Dir geführt zum Himmel auf;
Den Müden wird nun Ruh' verliehen
Nach eines schweren Tages Lauf.

Der Abend kommt mit seinen Schatten;
Nun preiset jede Zunge Dich,
Nun danken freudig Dir die Matten,
Erholend von den Mühen sich.

O der Du sorgst für uns voll Milde,
Gelobt sey Deine Herrlichkeit,
Die liebreich jeglichem Gebilde
Am Abend sanfte Ruh' verleiht!
Herr, schenke aller Welt hienieden,
Durch Deines Kreuzes heil'ge Macht
Vor allem Bösen Schutz und Frieden,
Und hüt' uns treu in dieser Nacht!

Viertes Kapitel.

Die Gäste verschwunden. — Der Krankenbesuch. — Niklas der gute Sohn.

Es war schon dunkel, als Margarethe nach Hause kam; noch saß der Vetter, wie sie richtig geahnt, in der Wirthsstube und zechte lärmend mit seinen Gästen. Leise begab sie sich in ihr Stüblein hinauf und begann nach einigen Augenblicken der Ruhe das Hemdlein für das Kind zuzuschneiden. Es war ihr dieß keine leichte Arbeit; gar oft fielen ihr die Aeuglein zu, und sie mußte sich fast Gewalt anthun, dem drängenden Schlafe abzuwehren. Wie dankte sie dem Herrn, als nach mehr als zweistündiger Mühe das Hemdlein fertig war! wie freute sie sich auf Morgen! Das Kleid, das sie der Frau bestimmt hatte, bedurfte keiner Abänderung; es paßte ganz gut. Aber erst, nachdem Margarethe wie sonst mit derselben Inbrunst, ohne auch die mindeste Abkürzung, ihr Nachtgebet verrichtet, begab sie sich zur Ruhe, sich und ihre Gäste dem Schutze des Herrn empfehlend, und fest überzeugt, daß Seine Engel über sie wachten und sie mit ihren mächtigen Flügeln deckten. Aber Eines noch bat sie ihre Hüter: sie doch zur rechten Zeit zu

wecken; ihre Gäste hatten sie ja so nöthig, der Weg war weit, und sie war heute erst um Mitternacht zur Ruhe gegangen; daß sie doch nicht verschliefe!

Sie weckte in aller Frühe, als selbst die Sonne noch hinter den Bergen stand, ein Windstoß, der ein nur leicht verschlossenes Fenster ihres Kämmerleins mit einigem Geräusch öffnete. Gott dankend, nahm sie ihr Körblein mit den Kleidern, nahm Brod und Butter und holte sich drunten ein Krüglein frischer Milch. Singend und betend, mehr laufend als gehend, eilte Margarethe bei dem Scheine der glanzreich aufgehenden Sonne durch das thauige Wäldlein auf die Schwaige. Die Vögel sangen, sich auf den Aesten wiegend, mit ihr um die Wette, und in ihr heiteres Lied tönten zu Zeiten die Klänge von Hörnern und das Knallen der Flinten, als sey in diesen Wäldern eine große Jagd. Bald stand sie vor der Schwaige; es war alles so ruhig und stille; wie, wenn die Müden noch schliefen? Die Jungfrau wartete eine Zeitlang; dann stieg sie auf einen großen Balken, durch das Fenster zu blicken. Was war das? Niemand konnte sie finden; alle, die Frau, der Knabe, das Kind, Peter und der Gaul, alle waren verschwunden. Wo waren sie denn? Margarethe schrie, lief überall umher — nicht eine Spur, auch nicht die mindeste, konnte sie von ihren Gästen entdecken; was war denn aus ihnen geworden?

Als nun alles Suchen eitel, ging sie betrübt und sorgenvoll nach Hause; sie konnte sich nicht erklären, warum ihre Gäste denn so schnell, ohne auf sie, das Frühstück und die Kleider zu warten, aufgebrochen wären. Jedenfalls mußte etwas vorgefallen seyn, etwas Wichtiges dazu, aber was? „Möge ihnen nur nichts Schlimmes begegnet seyn," bat sie; „o liebste Mutter, nimm du sie in deinen Schutz!" Von einer noch nie empfundenen Bangigkeit erfüllt, kam

sie nach Hause und trug die schönen Gaben, für ihre Gäste bestimmt, in die Stube hinauf, sie betrübt in eine Ecke stellend. Dann ging sie an die Arbeit; der Vetter war, wie sie erfuhr, mit den beiden Fremden von gestern ausgegangen, das mehrte nur ihre trübe Stimmung. Sie, die reinen Herzens war, ahnete, daß es böse Geister wären, kommend, den Oheim zu verderben.

Des Abends eilte Margarethe, bepackt mit einem wohlgefüllten Körblein, aufs neue zur Schwaige; es konnten ihre Gäste sich vielleicht dennoch wieder dahin gefunden haben und hungern. Sie war leer wie das erstemal; im Zimmer aber entdeckte sie zu ihrer Verwunderung eine Weinflasche, noch zum Theil mit einem sehr edlen Weine gefüllt! Was war das? wie kam diese Flasche mit dem theuern Getränke in die Stube dieser armen, ja bettelarmen Leute? Aber waren sie indessen wirklich so dürftig, als sie aussahen? wie wenn sie sich nur so arm gestellt hätten, um Almosen und Geschenke von gutmüthiger Einfalt zu erlangen? Doch mit Unwillen wies Margarethe solchen Verdacht zurück; nein, das Auge dieser Frau blickte zu ehrlich; ihre Sprache und ihr Benehmen zeigte von der Würde einer edlen aber von plötzlichem Unglück schwer getroffenen Dame. Margarethens Glauben an die Treue der Fremden blieb fest; so seltsam immerhin ihr schnelles Verschwinden war. „Vielleicht,“ dachte sie, „erräth Frau Perpetua, was der Grund davon ist! Ach, ich wollte es wäre schon übermorgen! Möchte so gerne wissen, was sie zu der ganzen Geschichte sagt.“

Als nun die ersehnte Kunde gekommen, Perpetua sey heimgekehrt, machte sich Margarethe, sobald des Abends die Arbeit gethan, auf den Weg nach Maunstetten. Frau Perpetua schien der Tochter schon geharrt zu haben; sie stand an der Thüre, grüßte sie mit dem Gruße des

Christen und zog sie dann in das reinliche Kämmerlein, hin auf das Bänklein von Eichenholz. Dießmal hatte Margarethe gar Viel zu erzählen, namentlich was ihr mit ihren Gästen begegnet, wie sich der Vetter benommen, und ob sie recht und wohlgefällig dem Herrn gehandelt hätte?

„Was zweifelst du?“ erwiederte Perpetua, und richtete die klaren Augen voll mütterlicher Liebe auf das Mädchen; „war denn nicht deine Absicht eine gute? Du wolltest ja aus Liebe zu deinem Heiland ein gutes Werk verrichten und die Noth des Nächsten lindern. Du gabst ja von dem, was dir gehörte; denn Speise und Trank, Kleid und Almosen — es war ja dein Eigenthum, wie die Schwaige, wo du die Obdachslosen beherbergtest. Daß der Vetter darüber schalt, darf dich nicht irre machen, er war im Zorne, und der thut nicht was Recht ist. Ist er säumig in Ausübung der Werke der Barmherzigkeit, so sey du desto eifriger; aber merke wohl: in Lieb' und Demuth, in Treue und Ehrlichkeit!“

„Gewiß,“ sprach Margarethe; „ich möchte Allen helfen, aber ich habe keine rechte Freude, wenn ich etwas Gutes thue; ach, immer sorg' ich mich: „Was wird der Vetter sagen?“ Mutter, zu Zeiten sehne ich mich recht nach einer andern Heimath; in meines Vetters Hause geht gar Manches vor, was nicht recht ist, was ein böses Ende nehmen muß.“

Frau Perpetua heftete einen Blick voll Mitleid und Theilnahme auf Margarethen. Sie hatte nur wahr gesprochen. Ja, des Wirthes Treiben war ein schlechtes, ein gefahrvolles, wenn er es auch noch so schlau und listig zu verbergen wußte. Daß er ein verwegener Schmuggler war, galt in der ganzen Umgegend ausgemacht; mehr als einmal hatte er deßhalb in Haft gesessen, mehr als einmal hatten die österreichischen Grenzjäger ihm aufgelauert, und

nur seine Kühnheit und sein Glück ihn gerettet. Jetzt, wo der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland entbrannte, und die feindlichen Schaaren bis in die Schluchten Tirols gedrungen, ging dazu noch das Gerede, der Wirth sey ein heimlicher Spion und verrathe um elendes Gold des Vaterlandes heilige Sache. Sein Wirthshaus blieb ruhig und still, wie zuvor; nur selten ließ sie sich ein verdächtiges Gesicht sehen im Gewande eines Getreidhändlers, eines Wildschützen oder Teppichkrämers. Das konnte nicht auffallen; was aber befremden mußte, war, daß der Wirth gar manche Nächte ausblieb, nie anders als scharf bewaffnet sich entfernte, und unter den schrecklichsten Drohungen seinen Hausgenossen verbot, von solch nächtlichem Wandern auch nur ein Wörtlein zu reden. Da mußte ja über Margarethe Angst und Sorge kommen.

Das war Frau Perpetua nicht unbekannt geblieben; liebreich tröstete sie die Betrübte durch die Hinweisung auf den göttlichen Schutz, der ihr zur Zeit der Noth gewiß nicht fehle, auf die Theilnahme der Umgegend, wo jeder ihr gewogen sey, auf die Saat des Guten, die sie ja gerade an der Stätte des Kummers aussäe, und welche aufblühend, sie wie mit mächtigen Armen beschirmen würde. Erleichtert faßte Margarethe der mütterlichen Freundin Hand und sprach unter Thränen lächelnd: „Wie wohl ist mir doch, wenn ich bei Euch bin! ja, so lange Gott im Himmel mir gnädig ist, und Ihr mich tröstet, wird mir nichts schaden können. Ach, ich kann ja so leicht nicht von dem Vetter! hat ja die Mutter mir auf dem Todbette aufgetragen, bei ihm zu bleiben und ihn im Unglücke nicht zu verlassen. So will ich denn bei ihm auch bleiben und für sein Bestes des Guten so viel thun, als ich kann. Aber," fuhr sie plötzlich lebhaft fort: „ich habe noch etwas Schinken von meinem Namenstage; auch frische Butter, Eier und Kuchen ist

noch da. Ich hab' es den Armen versprochen. Wißt Ihr denn keinen Dürftigen, keinen Kranken?"

„Daran ist kein Mangel, Töchterlein; dort am Weidenbach, ein halb Stündlein von hier lebt eine Taglöhnerswittwe kümmerlich von der Arbeit ihrer Hände und der Beihülfe ihres einzigen Sohnes, der in Vils dient. Sie ist seit einiger Zeit krank und bettlägerig. Laß ihr etwas zukommen!"

„Geht Ihr zu ihr?"

„Ja, Margarethe; ich besuche sie täglich."

„So seyd so gut und führt mich zu ihr, Mutter."

„Gerne; war ich ja heute so nicht bei ihr."

Frau Perpetua vergaß ihrer Müdigkeit von der Reise, und führte Margarethen längs des mit zahlreichen Weiden besetzten Bächleins zu einer kleinen, hölzernen Hütte, die kaum für Eine Stube Raum genug bot, und halb zerfallen war. Eine Ziege vor der Thüre, das einzige Hausthier der Wittwe, suchte sich ein bischen Gras zum Futter und empfing sie meckernd. Das Innere der Hütte war noch ärmlicher, als das Aeußere: kein Fenster, sondern ein Luftloch, kein Tisch, aber ein einziger, alter Stuhl, der seine Stelle vertreten mußte, ein Strohlager auf der Erde, wo die arme Kathrine, so hieß die Taglöhnerin, ruhte. Mit lauter Freude begrüßte die Kranke die Eintretenden; sie wußte nur zu gut, daß sie nicht mit leeren Händen kämen, und nicht blos leibliche Hülfe, sondern auch geistliche Tröstung brächten. Dießmal hatte Margarethe nichts bei sich, als einige Groschenstücke; aber sie verhieß mit Frau Perpetua am andern Tage wieder zu kommen, und dann mehr zu spenden. Nach kurzer, herzlicher Tröstung entfernten sich die Beiden wieder.

Auf dem Heimwege beriethen sie sich über den Zustand der Kranken. Perpetua hielt ihr Leiden für eine unheilbare Abzehrung, die noch lange Zeit währen könne. „So

lange als Gott will," sprach Margarethe, ungeschreckt durch die Aussicht, vielleicht Jahrelang die Last dieser Pflege zu tragen; „der Herr wird ihr Stärke geben, im Leiden auszudauern, uns aber, in der Pflege nicht zu ermüden bis an das Ende — sey es nun zum Tode, oder, wie ich von Herzen wünsche, zur Genesung."

Das war kein leeres Wort; die Jungfrau ward mit Perpetua einig, über den andern Tag mit ihr im Krankenbesuch zu wechseln, und so hatte die arme Kathrine in der That die beste Pflege. Margarethe sorgte für Alles; hatte sie ja die Mittel. Der Nachlaß der Mutter bot ihr hinreichende Wäsche, deren die Leidende sehr benöthigt war; sie richtete ihr ein Bettlein her, verschaffte ihr ein ordentliches Hausgeräthe und dienliche Kost. Frau Perpetua dagegen besorgte die Arzneien, holte einmal aus Füssen einen Arzt, und kochte ihr zu Zeiten eine gute Speise. Als nun nach acht Tagen eines Festtages Niklas, so hieß Kathrinens Sohn, die kranke Mutter besuchte, so erstaunte er freudig über die Veränderung, die mit der Hütte und auch mit der Mutter vorgegangen war. Wie war Alles so reinlich! Tisch, Bett und Stühle fast neu; statt des Luftloches ein Glasfenster. Mehr noch freute ihn der Mutter getröstetes, ruhiges Aussehen. Sie erzählte ihm Alles und konnte nicht Worte finden, ihre Gutthäterinnen zu preisen. Während sie also sprachen, kam Margarethe selber und hatte Mühe genug, sich der Dankesbezeigungen zu erwehren, womit sie der treuherzige Niklas fast überschüttete. „Glaubt mir's," betheuerte er, sie bei der Hand fassend, „wenn ich Euch einen Dienst leisten kann, so kommt, ist es bei Tag oder Nacht, für Euch thu' ich Alles; für Euch geh' ich durch's Feuer, weil Ihr meiner Mutter so viel Gutes thut. Ja, ich sag' es, kann ich Euch einen Gefallen erweisen, so kommt; thut's Euch Niemand, so ist der Niklas da."

„Was redest du daher!“ begann tadelnd die Mutter. „Was kannst du denn der Margarethen Gutes erweisen? was braucht sie denn von dir oder von einem Andern? hat sie nicht Alles in Ueberfluß?“

„Nichts für ungut,“ erwiederte Niklas etwas verblüfft und kleinlaut; „Ihr habt Recht; sie ist reich, und ich bin ein armer Teufel. Es ist eine ungeschickte Rede, die mir so herausgeplatzt. Wenn mir nur was Besseres eingefallen wäre. Aber ich hab' ja was sagen müssen, und wahr ist es, für sie thät' ich Alles, ging' durch's Wasser und Feuer.“

Margarethe gab ihm die Hand und sprach freundlich: „Ich weiß, Niklas, daß du es gut mit mir meinst; könntest du mir einen Gefallen thun, gewiß, du würdest mir ihn erweisen. Aber, Kathrine,“ fuhr sie zu der Kranken gewendet fort; „du sollst nicht vergessen, daß wir alle Menschen sind, daß der Arme reich und der Reiche arm werden kann. Ist's denn schon gewiß, daß des Vetters Geld auf mich kommt und wird's bei mir bleiben? Frau Perpetua hat mir eine Fabel erzählt, worin die Maus den gefangenen Löwen durch Zernagung der Netze befreit hat. So hat eine kleine Maus den starken Löwen errettet! Und bin ich denn mehr als Niklas? wollt Ihr mich hoffärtig machen? Ich meine ohnedem, es wird der Herr mich bald heimsuchen?“

Eine Thräne schimmerte in ihren Augen; wie von oben herab kam plötzlich eine Ahnung in ihr junges Herz, daß all' der Glanz und Reichthum, der sie jetzt umgebe, von ihr genommen werden, und statt des großen Wirthshauses eine ärmliche Hütte ihr Obdach und die Milch der Ziege ihre Nahrung seyn würde. Wer ihr gesagt hätte, daß in nicht langer Zeit sie auf diesem Bette, das sie für Kathrina bereitet, ruhen, auf dem Stuhle sitzen, daß Niklas wirk-

lich für sie durch das Feuer gehen werde? Wie wunderbar sind nicht die Wege Gottes!

Fünftes Kapitel.

Weitere Begebenheiten. — Neue Sorgen. — Nachrichten von den verschwundenen Gästen.

Wider Erwarten begann sich Kathrine zu erholen; sie konnte das Bett verlassen, sich im Freien ergehen, ja sogar spinnen. Nächst dem wackern Sohne hatte wohl Niemand eine größere Freude, als Margarethe. „Ja, Kathrine," rief sie, als die Wittfrau ihr eines Tages ein Büschlein Blumen reichte und in Dankesworte ausbrechen wollte, „was dankst du mir? Dem Herrn mußt du danken; Er hat dir geholfen, Er allein: denn Wunder kann nur Er wirken. Du sollst mir ein Zeichen seyn; so lange mir das Gedächtniß an deine Genesung bleibt, wird auch mein Vertrauen auf dem Herrn bestehen; wahrlich bei dir war die Noth groß, recht groß."

Kathrine vergaß nie, was ihr Margarethe gethan. Ihr erster Kirchengang gehörte dem Herrn, Ihm, zum Lobe und Danke für die unerwartete Hülfe; den zweiten bestimmte sie, um auf Margarethens Haupt den Segen des Allbarmherzigen herabzuflehen. Niklas aber hatte, der Mutter wegen, seinen Dienst in Vils verlassen, und arbeitete nun für sie bei den Bauern der Umgegend. Jede Gelegenheit ergriff er, um Margarethen seine Dankbarkeit zu bezeigen; die schönsten Blumenkränze hingen oft des Morgens an ihrem Fenster; die süßesten Erdbeeren, von ihm gesammelt, brachte Kathrine ihrer Gutthäterin; lange Zeit gab er sich alle Mühe, für Greten ein weißes Eichkätzchen zu zähmen. Diese unschuldigen Beweise einer reinen Dankbarkeit rührten ihr Herz tief; und es braucht nicht der Ver-

sicherung, daß sie gerne und vielfach vergalt. Auch Frau Perpetua empfing Zeugnisse herzlicher Dankbarkeit; Niklas bestellte mit großem Fleiße im nächsten Frühjahre ihr Gärtlein, und Kathrine spann ihr ein schönes Stück Garn, ohne auch nur das Mindeste für Lohn zu nehmen.

Je mehr der Wirth sich seinem geizigen, schmutzigen Treiben, alles Glaubens, aller Liebe und Ehre vergessend, dahingab, um so eifriger bemühte sich Grete, das gut zu machen, was er verbrach, und jene Wunden zu heilen, die seine Ungerechtigkeit schlug. Auf diese Weise, das fühlte sie wohl, konnte sie seiner Seele am meisten nützen, und das Gewicht des Fluches, der wie eine Gewitterwolke über seinem Haupte hing, wo nicht entfernen, doch wenigstens mindern.

Als sie eines Morgens von der Pfarrkirche heimkehrte, begegnete ihr Jackel, ein alter Bauer der Nachbarschaft. Sie grüßte ihn wie gewöhnlich; es verging aber einige Zeit, bis sich sein finsteres Angesicht in etwas erhellte, und er den Gruß erwiederte. „Ja, Gretel," begann er aufgeregt, „du hast ein gutes Gemüth, das loben Alle; aber dein Vetter hat eines, das ist härter als ein Stein, härter als eine Pflugschaar."

„Warum redest du so? was hat dir mein Oheim gethan?"

„Was? Du sollst es wissen, ich will dir Alles sagen; vielleicht richtest du mehr aus, als ich. Schau, Gretel, vor drei Jahren, als mein Sohn, der Mang, starb, nahm ich von deinem Vetter 300 Gulden zu leihen, und verschrieb ihm mein Gütel dafür; er verlangte Zins wie ein Jude; ich habe ihn jedes Jahr bei Heller und Pfennig bezahlt, und jetzt kündigt er mir plötzlich das Geld auf; in 14 Tagen soll ich die 300 Gulden bezahlen, oder er will mich auspfänden, oder gar mir das Gütel verkaufen lassen."

„Um Gottes willen, was wäre dieß? Nein, so weit darf es nicht kommen!"

„Ja, was willst du machen? Gestern kam der Gerichtsbote und sagte: „Entweder zahl', oder es wird dir's Gütel verkauft!" Nun lief ich heute in aller Frühe zu deinem Vetter. Für mich kann ich's Bitten nicht recht; aber für meine Enkel, da hab' ich gebeten mit aufgehobenen Händen, daß sich ein Stein erbarmt hätte; wenn mich Jemand nur den zehnten Theil so angerufen hätte, den Rock vom Leib' hätte ich ihm gegeben. Aber dein Vetter gab mir die trockene Antwort: „Jackel, ich will mein Geld; heut' vierzehn Tage muß ich's haben, oder ich laß dir das Gütel verkaufen." Also, ich alter achtzigjähriger Mann soll mit meinen halbdutzend kleinen Enkeln die Heimath verlassen und betteln gehen? Gretel, was sagst du dazu?"

Die vermochte anfangs kein Wort zu sagen, aber die Thränen, die ihr über die Wangen liefen, bezeugten mehr, als eine lange Rede, wie ihr Jackel's Noth und des Vetters Härte zu Herzen gingen. „Mein Jackel," begann sie endlich, „stelle dir nicht gleich das Aergste vor; laß mich es versuchen, dem Vetter zu bedeuten. Es wird nicht leicht gehen; aber ich will nicht aufhören zu bitten, bis er dir neue Frist gibt. Und Zeit gewonnen, Alles gewonnen, und Gott wird auch Seinen Segen geben."

„Auf Den baue ich," erwiederte Jackel; „aber ich fürchte, du kannst leichter einen Wolf zahm machen, als deinen Vetter."

Jackel hatte Recht; als Margarethe voll Inbrunst für ihn bei dem Vetter um Nachsicht bat, fuhr er sie grimmig an: „Du vorlautes Dirnlein, halte das Maul und mische dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen. Ich lasse dir so mehr Freiheit, als erlaubt ist; aber es soll anders werden, und ich will dir den Zaum kürzer schnallen."

Aber Margarethe ließ sich nicht sogleich schrecken; sie bot dem Vetter ihr Hab' und Gut, ihr Erbtheil als Bürgschaft für Jackels Schuld an. Da lachte der Wirth höhnisch. „So? kannst du es nicht erwarten, bis du dein bischen Geld in die Hände bekommst, um es an das Gesindel zu hängen? oder meinst du, du trügest des Vetters Geld schon in der Tasche? Da könntest du dich doch ein wenig irren; mein Geld soll in andere Hände kommen, als in die von Bettlern oder Tagdieben!"

Mit Thränen voll tiefen Schmerzes wandte sich Margarethe von dem harten Manne ab; es war aber der Bruder ihrer Mutter — ein Grund mehr für sie, Alles aufzubieten, um Jackel zu helfen, und so dem Vetter die Sünde zu ersparen. Eine andere Jungfrau wäre vielleicht durch des Vetters deutlich ausgesprochene Absicht, sie zu enterben, in Angst und Kummer versetzt worden — Margarethe aber nicht im Geringsten. Im Gegentheile, nie machte es ihr Freude, priesen die Leute ihren künftigen Reichthum; an des Vetters Geld hingen die Thränen der Armen, der Fluch des Geizes, ach, vielleicht gar der Ungerechtigkeit — wie konnte denn der Segen Gottes solche Schätze begleiten? Wie konnten dieselben Glück und Ehre dem Erben bringen? Nein, an solchem Gute mochte Margarethe keinen Theil haben. Aber Jackeln mußte geholfen werden; er sollte in seinem Alter nicht darben, seine Familie nicht in Jammer von der Heimath ziehen dürfen; die 300 Gulden mußten aufgebracht werden, ging' es wie es wolle. Sie sann hin und her, es wollte ihr nichts Gescheidtes einfallen; da beschloß sie zu Frau Perpetua zu gehen, die sollte wo nicht Mittel, doch wenigstens Rath schaffen.

Als sie nun in ihrer Noth sinnend und betend über die Wiesen nach Maunstetten ging, hörte sie plötzlich Jemanden

ihr nacheilen und zurufen, sie möge innehalten und warten. Es war ein junger Bursche von der österreichischen Post zu Vils, der ihr Namens seines Herrn des Posthalters bedeutete, sie möge ihn ehebaldigst besuchen. Weßhalb? wußte er ihr nicht zu sagen, sondern nur, sie solle nicht säumen; es scheine etwas Wichtiges zu seyn. In Margarethens Seele stiegen da sogleich eigene Gedanken auf. Der Posthalter zu Vils war ein sehr wohlhabender und in seiner Weise recht gutthätiger Mann; wie, wenn der Herr sie zu ihm sendete, damit er für Jackel die Hülfe leistete? Ganz ergriffen von diesem Gedanken, schlug sie auf der Stelle den Weg nach Vils ein, und eilte der Art, daß der Bote Mühe hatte, ihr nachzukommen.

Der Posthalter, ein biederer Greis, empfing Margarethen mit Herzlichkeit, hieß sie Platz nehmen und tischte Wein und Käse auf. Wahrnehmend, daß sie vom Laufen erhitzt sey, sprach er: „Ei, wie du gerannt bist, Kind! so große Eile hätt' es doch nicht gehabt, mein' ich."

„Doch," erwiederte die Jungfrau, sich die Stirne trocknend; „doch; es gilt ja sieben geängstigten Seelen Trost zu geben, eine ganze Familie vom Bettelstabe zu erretten. Das sollt Ihr thun!"

Verwundert sah sie der Posthalter an, und sprach dann: „Was sagst du? mußt dich deutlicher erklären!"

Margarethe erzählte ihm nun von der Noth des alten Jackels und die Stimme verging ihr, als sie des Vetters Hartherzigkeit erwähnen mußte. „Ach, Herr," schloß sie, „Ihr seht, der Jammer ist zu groß, es muß geholfen werden; möcht Ihr nicht die Liebe haben, und mir auf mein Gütlein die 300 Gulden leihen? Es ist doppelt so viel werth."

„Weißt du nicht, Grete, daß du ohne Wissen und Willen deines Vormundes kein Geld aufnehmen kannst?

Du bist noch nicht volljährig, und der Vetter, dein Vormund, würde der wohl dazu seine Zustimmung geben?"

Margarethe seufzte beklommen auf. „Vor Gericht, da geht es nicht," begann sie nachdenklich; „aber haltet Ihr mich für ein ehrliches Dirnl?"

„Gewiß, Margarethe, das bist du."

„Nun, so gebt dem Jackel auf mein Wort das Geld. Jackels Anwesen und mein Gütel sind doch das Fünffache werth. Ich verspreche Euch bei meiner Seele, Ihr sollt das Geld wieder erhalten, wie Ihr es geliehen, ohne Schaden und mit billigen Zins."

Der Alte schaute sie traurig an. „Gretele, meinst du denn, ich ließe mich so lange bitten, wenn ich das Geld hätte? Es ist nicht alles Gold, was glänzt, mein Kind. Ich hatte schlechte Jahre, und der Krieg ist vor der Thüre; da heißt es, einen Nothpfennig im Sack behalten."

Der Posthalter, das wußte Jeder, war ein Mann ohne Falsch, aber der Biederkeit voll; deutlich sah es Margarethe, daß ihm die abweisende Antwort selber hart ankam. Aber plötzlich stand er heiter auf und sprach: „Ich Ungeschickter! hätte doch bald die Hauptsache vergessen; du brauchst ja Geld; da sieh, da hast du einen ganzen Sack!" Und er schob dem Mädchen ein Paquet zu mit der Adresse: „An die Jungfrau Margarethe, Base des Wirthes in dem Wirthshause zum Stern auf der Straße von Füssen nach Reutte; in der Pfarrei Faulbach, Post Vils, ihr eigenhändig durch den Posthalter zu übergeben. Mit fünfzig Dukaten in Gold gegen Schein."

Margarethe schaute, las, und las wieder. Ja, das war sie, darüber konnte kein Zweifel bestehen; ihr gehörte der Brief. Hastig und mit zitternden Händen brach sie das Paquet auf; das Gold rollte ihr entgegen, und ein

goldgeränderter feines Papier ward dann sichtbar. Es war ein Brief, des Inhaltes:

„Meine liebe, gute Margarethe!

„Endlich habe ich die ersehnte Zeit und Ruhe gefunden, „dir, mein liebes Kind, zu schreiben. Die Fremde richtet „diese Zeilen an dich, welche vor einem Jahre mit ihren „Kindern auf der Flucht vor mächtigen Feinden zu dir kam, „und an dir das theilnehmendste Herz, die liebevollste Hel„ferin fand. Du gossest Oel in mein wundes Herz, du „richtetest es in einem Augenblicke wieder auf, wo es fast „unter der Last des Unglückes zu erliegen drohte. Du führ„test uns in die Schwaige, dein Besitzthum, und warst so „gleichsam der Vorläufer Desjenigen, der uns schon seit „langem zu unserer Rettung abgesandt war, uns suchte, „und hier endlich fand. Wie das kam, werde ich dir ein„mal mündlich sagen; denn noch erheischt meine Lage die „größte Vorsicht.

„Der Mann, der mich suchte und in deiner Schwaige „fand, führte mich, ohne die mindeste Zeit zu verlieren, also„gleich in Sicherheit; so kam ich um die Freude, dir, meine „Margarethe, meine Rettung verkündigen und danken „zu können, wie es unsere Herzen so sehnlichst gewünscht „hätten. Nimm als ein kleines Zeichen unseres Dankes „für deine Liebe diese Summe; nimm es als ein kleines „Geschenk; ich habe dir ja ein solches an deinem Namens„tage verheißen. Ich weiß, daß deine Liebe nur durch „Gegenliebe gelohnt werden kann; sey versichert, mein Kind, „ich liebe dich, als wärest du meine Tochter. Du hast „deine Mutter verloren — ich will sie dir mit Gottes „Gnade ersetzen, da dir dein Vetter ein Vater nicht seyn „kann. Ich hoffe dich noch heurigen Jahres nicht blos zu „sehen, sondern zu mir nehmen zu können. Wir freuen

„uns Alle, dich in unserm Hause zu sehen; wir werden „dann uns nicht mehr trennen.

„Robert grüßt dich, wie mein Töchterlein, das schon „recht hübsch deinen Namen ausspricht; auch Peter grüßt „dich von Herzen.

„So segne dich Gott! Bete für uns; denn noch ist „meine Lage sorgenvoll; doch bald, bald wird, will es der „Herr! mein Himmel heiter seyn. Meinen Namen muß „ich noch verschweigen, aber in wenigen Monaten wirst er„fahren, wie deine mütterliche Freundin heißt."

Thränen der Freude und Rührung füllten Margarethens Augen, und erleichtert athmete sie auf; zwei schwere Steine hatte sie jetzt vom Herzen: die Sorge um das Geschick der Frau, und den Gram wegen Jackels Schuld. Als sie sich in etwas gefaßt, begann sie: „Gott vergelt' es, das kam zur rechten Zeit. Dem Jackel ist jetzt geholfen; dieß Geld soll ihm gehören."

Sie erzählte nun dem verwunderten Posthalter, was es mit der Spenderin dieser Gabe für eine Bewandtniß hätte, bat ihn aber, sowohl bei dem Vetter, als bei Jackel davon zu schweigen; sie wollte dem Verdrusse wie dem Lobe und Danke ausweichen. Deßhalb sollte der Posthalter dem Jackel das Geld mit der Kunde bringen, ein Gutthäter, der unbekannt bleiben möchte, hätte ihm dasselbe auf drei Jahre zinsfrei geliehen. Der Posthalter drückte ihr bewegt die Hand. „Ja, Grete," sprach er, „du meinst es gut, es soll geschehen, wie du willst. Den kleinen Rest, der noch fehlt, lege ich darauf; so habe ich auch einen Antheil an deiner Gutthat."

Nur Eine erfuhr es — Frau Perpetua. Wie hätte es ihr Margarethe verschweigen können? Auch sie theilte die Verwunderung und Freude des Mädchens; auch sie sann hin und her, wer denn die freigebige Frau seyn möchte;

aber es blieb nichts Anderes übrig, als zu warten, bis sie sich selber zu erkennen geben würde. Doch dem Jackel ward geholfen. Die Freude, daß für ihn der Posthalter das Geld aufgebracht: diese Freude ihm als die Erste zu überbringen, ließ sich Margarethe nicht nehmen, und er erfuhr noch denselben Tag, daß seine Noth ein Ende hätte. Das war ein Jubel, das war ein Frohlocken in Jackels Hause! Desto verdrießlicher war der Wirth; er hatte darauf gerechnet, um einen Spottpreis des Schuldners schönes Anwesen an sich bringen zu können, und sah sich nun getäuscht. Wie gewöhnlich ließ er seinen Zorn an seinen Hausgenossen aus; wenn er erst gewußt hätte, daß Margarethe ihm den Strich durch die Rechnung gemacht!

Sechstes Kapitel.

Der Ueberfall. — Der Brand. — Margarethens Gefahr und Rettung.

Um diese Zeit flammte das Kriegsfeuer an allen Enden und Ecken der Welt, in Spanien, Italien, Frankreich, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Polen, Rußland und nicht zum wenigsten in dem deutschen Vaterlande auf. Auch in Tirol und an den Grenzen Schwabens standen die Feinde, die Franzosen, und rückten immer tiefer die Donau hinab. Manche Rotte brach selbst in die Berge bis Füssen ein, und verwüstete mit Raub und Brand die friedliche Gegend. Noch war bis jetzt das Land um Füssen verschont geblieben; aber auch ihm sollte der Leidenskelch gereicht werden.

Während so Alle in Sorgen und Kummer, voll Angst, was der nächste Tag brächte, dahinlebten, konnte der Wirth eine gewisse Zufriedenheit nicht verbergen. Freilich, er hatte gute Zeiten. Die Einkehr mehrte sich bei der Unruhe und bei der Lage seiner Herberge auf den Grenzen zweier Länder; aber die gewinnreichsten Gäste kehrten gewöhnlich des Nachts

bei ihm ein, und diese zehrten theuer. Es waren Leute eigener Art, mit kühnen, verwegenen Gesichtern, in allerlei Gestalten auftretend, bald als Wallfahrer nach Maria Einsiedeln, bald als wandernde Studenten, bald als Hechelkrämer, bald als abgedankte Jäger. Nur äußerst selten kamen sie bei Tag, allermeist bei später Nacht; sie hatten ein eigenes Zeichen im Pfeifen, Grüßen oder Klopfen, das Niemand als der Wirth verstand. Dieser empfing sie jederzeit mit aller Heimlichkeit, führte sie in das hinterste Kämmerlein, und bewirthete sie auf das Beste. Dort blieben sie oft mehrere Tage verborgen, und der Wirth selber ließ sie dann noch vor dem Morgenlichte heraus, und führte sie nicht auf der großen Straße, sondern auf geheimen Wegen weiter — gewöhnlich über die Berge nach Tirol. Geld hatten diese Leute in Fülle. Es kamen auch andere Männer, starken Wuchses und von kräftigen Gliedern, meist schwer bepackt. Diese fanden bei dem Wirthe gleichfalls die freundlichste Aufnahme; auch sie geleitete er nächtlicher Weile in die Schluchten, auf die Wege und Stege der Gebirge. Aber anders, als sie gekommen, gingen sie fort: leicht, unbeschwert. Alle diese Gäste bediente der Wirth selber; unwillig wies er seine Knechte und Mägde in ihre Kammern, in ihre Betten, falls sie erschienen; nicht einmal die Base durfte sich dann schauen lassen. Und sie blieb gerne in ihrem Stüblein, denn der Anblick dieser verdächtigen Gestalten erschreckte und ängstigte sie zugleich; das mußte ja nach ihrer Ansicht ein schlimmes Ende nehmen.

Es war der Spätherbst gekommen; die Spitzen der Berge bleichte bereits der Schnee, der von Tag zu Tag sich tiefer in das Thal hinabsenkte; die Bäume verloren ihren Schmuck, und die Nebel woben ihren grauen Schleier über Berg und Thal. Da ging eines Nachmittags Margarethe nach der Hütte Kathrinens, um nach ihrem

Befinden zu sehen, und sie mit einer kleinen Gabe von Milch, Mehl und Butter zu erfreuen. Sie traf Niklas bei ihr, und Mutter und Sohn empfingen wie gewöhnlich ihre Gutthäterin mit herzlicher Freude. Wegen der Kürze des Tages mußte die Jungfrau sich bald wieder entfernen, wobei sie des Sohnes Begleitung wie gewöhnlich ablehnte. Doch dießmal bat Niklas dringend, sie nur einige Schritte begleiten zu dürfen; er hätte mit ihr etwas Wichtiges zu reden. Margarethen fiel seine sichtbare Unruhe auf, und sie gewährte ihm sein Verlangen.

Einige Schritte von der Hütte entfernt begann Niklas: „Was ich zu sagen habe, konnte ich Euch in Anwesenheit meiner Mutter nicht leicht entdecken; Ihr werdet es selber einsehen, daß dieß nicht möglich war, sobald Ihr mein Geheimniß wisset. Auch müßt Ihr mir geloben, Niemanden, am wenigsten Euerm Vetter zu offenbaren, daß ich es war, der Euch diese Dinge kund machte."

„Was sprichst du, Niklas?" hob Margarethe ängstlich an; „das scheinen mir böse Dinge zu seyn; ich will sie nicht wissen; behalte sie bei dir."

„Ihr müßt sie wissen; sie gehen Euch zu nahe an. Ihr werdet mir gewiß danken, daß ich sie Euch geoffenbart habe. Merkt wohl, was ich Euch sage. — Ihr habt selber Augen und Ohren, und es kann Euch nicht entgangen seyn, daß Euer Vetter mit verdächtigen Leuten Umgang hat. Es sollen Schmuggler, ja gar Spione seyn. Trotz seiner Schlauheit und Heimlichkeit ist doch gar Manches ausgekommen, und die Kaiserlichen gedenken nächster Tage dem Wirth einen Besuch abzustatten, und die Vögel ein bischen anzusehen, die bei ihm ihr Nest haben und mitunter ganz seltsame Eier legen sollen."

„Um Gottes willen, Niklas, ist das wahr?"

„Ganz gewiß, könnte darauf schwören! Mir verrieth's

der Zufall. Siehst du den Hügel rechts mit den Büschen und Brombeerstauden, wo der Fußsteg nach Reutte geht? Da lag ich gestern hinter den Stauden, ganz müde vom Suchen der Ameiseneier, und gedachte eben ein bischen zu schlafen, als ich Schritte nahen hörte und deutlich Stimmen vernahm. Es waren zwei kaiserliche Grenzjäger, die von Reutte kamen. Ich rührte mich nicht, spitzte aber die Ohren; denn das Gespräch fiel mir auf. „Ich sage dir," hob einer der Jäger an, „das Unwesen hat am längsten gedauert; wir warten nur auf Einen noch, und ist der vollends in der Falle, so machen wir das Loch zu und die Füchse sind gefangen. Dann, Sternwirth, kannst du sehen, ob es für einen Schmuggler und Spion einen andern Orden gibt, als ein hänfenes Halsband."

Margarethe erblaßte wie der Tod. „Heilige Jungfrau," rief sie, „was ist da zu thun?"

„Nichts Anderes bleibt dem Wirthe, als die Flucht. Ja, fliehen muß er, je früher, desto eher; das Netz ist ausgeworfen und immer enger wird's zusammengezogen. Sag' deinem Vetter Alles, nur nenne meinen Namen nicht, es wäre mein Verderben. Gedenke, daß meine Mutter Niemand hat, als mich."

Margarethe, bei aller Güte dennoch ein kräftiges Gemüth, begann den ersten Schrecken zu überwinden und sich zu fassen. Sie dankte Niklas für seine Mittheilung, und sprach: „Ich kann nichts Anderes thun, als dem Vetter offenbaren, was du gesagt. Aber ich weiß es im voraus: er wird jede Warnung in den Wind schlagen, und meiner Angst spotten. So komme denn, was Gott will! Aber nur, o Vater der Barmherzigkeit! lasse es nicht zu Mord und Tod kommen."

Aber gerade das Letztere fürchtete Niklas nicht ohne Grund; doch hütete er sich, dem Mädchen neue Angst zu

machen, und geleitete sie bis in die Nähe des Wirthshauses. Da bot ihm Margarethe freundlich die Hand, und sprach: „Niklas, ich weiß, du hast ein gutes Herz. Es denken viele schlecht von meinem Vetter; brich wenigstens du nicht vor der Zeit den Stab über ihn, und habe mit ihm Mitleid; glaub' mir, er braucht's. Ach, wenn ich nur wüßte, was ich thun sollt'! Ich muß bei ihm bleiben, kann mich nicht scheiden von ihm; hab's ja der Mutter am Sterbebette versprochen." Bei diesen Worten wünschte sie ihm fast schluchzend eine gute Nacht, und eilte dem Wirthshause zu.

Bewegt schaute ihr Niklas eine Zeitlang nach. „Ja, hätte der Wirth nur den zehnten Theil von deiner Güte, so ließe sich noch etwas machen mit ihm," sprach er vor sich hin. „Aber er hat Andern eine Grube gegraben und fällt zuletzt selber hinein. Armes Gretele, du weißt nicht, was du zu thun hast. Ich schon; ich werde an deinem Hause Wache halten, wie die Henne bei ihren Jungen."

Man kann leicht denken, wie schwer und sorgenvoll für Margarethen die kommende Nacht war. Erst spät konnte sie einige Ruhe gewinnen; aber aus dem kaum gewonnenen Schlummer weckte sie wieder jenes gellende Pfeifen, wodurch sich die bösen Kunden des Wirthes verriethen; sie hörte es, wie dieser ihnen die Thüre öffnete und sie in das heimliche Kämmerlein führte. Da meinte sie plötzlich einen schweren Fall und gleich darauf ein spöttisches Lachen zu vernehmen. Dann ward es still. Margarethe brachte den Rest der Nacht meist in Sorgen und Beten zu, und begab sich wie sonst des Morgens zur Arbeit hinab, entschlossen, mit dem Vetter ein ernstes Wort zu reden. Der Weg führte sie vor jenem Kämmerlein vorbei; scheu wollte sie vorbeieilen — da gewahrte sie auf dem Boden ein Goldstück; sie hob es verwundert auf und trug es dann zu dem Vetter.

Der empfing sie mit ungewöhnlicher Heiterkeit; es schien,

als wäre die Nacht bei ihm das Glück eingekehrt. Gleichgültig nahm er das Goldstück und sprach: „Wer mag das wohl verloren haben?"

„Wahrscheinlich einer von den Gästen, die immer zu so später Stunde kommen," erwiederte beklommen Margarethe, und konnte sich, von Gemüthsbewegung überwältigt, der Thränen nicht enthalten.

„Was weinst du? über die Gäste doch nicht? Ich denke, du solltest dich freuen, daß Leute bei uns einkehren, die anders zehren, als Handwerksbursche und abgedankte Schreiber, die, statt Kreuzer und Batzen, Dukaten zurücklassen!"

„Ach, Herr Vetter, gestattet mir ein freies Wort: Sie lassen Gold zurück — aber was nehmen sie dafür mit? Den Frieden, den ehrlichen Namen, den Segen Gottes — das Alles haben sie Euch genommen!"

„Halte das ungewaschene Maul, du grobe Dirne! Meinst du, weil du das Kind meiner Schwester bist, darfst du mir allen Spott in das Gesicht sagen? Bist noch feucht hinter den Ohren und willst schon einen Bußprediger an deinem Vetter machen? Fort, packe dich oder —" Drohend erhob er da die gewaltige Faust zum Schlage.

Margarethe überwand sich; der vor ihr stand, war ja der einzige Bruder ihrer Mutter und ihre einzige Stütze. Darum rief sie: „Schlagt zu, aber hört mich! Es hängt ja Euer Heil im Himmel und auf Erden von Dem ab, was ich Euch sage."

Nie hatte der Wirth das Bäslein in solch' leidenschaftlicher Aufregung gesehen; er ließ sie reden. Als sie ihm nun erzählte, was ihr Niklas geoffenbart, da horchte er immer gespannter zu, eine sichtbare Unruhe zeigte sich in seinen Zügen. „Und wer hat denn dir dieß Alles gesagt?" fragte er, nachdem er einigermaßen die Fassung wieder gewonnen.

„Ich darf Euch seinen Namen nicht nennen, aber nichtsdestoweniger ist Alles wahr. Der mir's gesagt, meint's gut mit Euch, meint's gut mit mir, das dürft Ihr mir glauben. O flieht, flieht, ehe Euch die Jäger ergreifen!"

„Einem Kinde, wie du, kann man leicht allerlei dummes Zeug weiß machen," fuhr der Wirth fort; „soll ich es glauben und nach deinem Willen thun, so muß ich den kennen, der dir's gesagt hat. Ich habe der Neider und Feinde viele, die mir einen Streich mit größten Freuden spielen würden. Nenne mir ihn!"

„Ach, Herr Vetter, das verlangt nicht! Ich habe ja mein Wort gegeben, ihn nicht zu nennen, sonst hätte er mir ja nicht gesagt, was Euch so wichtig ist, ja, was Euch Leben oder Tod bringen kann. Glaubt ihm, verachtet mein Wort nicht; kehrt Euch ab von den bösen Gesellen, die Euch zuletzt ganz sicher in das Verderben ziehen. Wer die Nacht sucht, in der Nacht seine Werke übt, der kann kein guter Geist seyn. O verlaßt dieß Haus, es zieht sich darüber ein Gewitter zusammen; o fürchtet die Blitze. Wer steht Euch dafür, daß Euch nicht einer trifft?"

Der Wirth hörte diese Worte, die ein treues besorgtes Herz zu ihm sprach, nicht ohne Bewegung an, er schien zu überlegen, zu kämpfen. Aber sein böser Geist erhielt bald in ihm die Oberhand; er sah nicht die Gefahr, aber den reichen Gewinn, und die Habsucht erstickte jede bessere Regung. Darum sprach er kurz und hart: „Sage dem, der dir dieses aufgebunden, er solle sich um den Wirth vom Stern nicht kümmern; der Wirth ist Mannes genug, für sich allein zu sorgen. Sie sollen nur kommen, die Jäger; sie werden den Wirth nicht unvorbereitet finden, und könnten leicht mit blutigen Köpfen heimkehren."

„So erbarme sich Gott über Euch und uns! denn Ihr

werdet uns Alle in das Verderben reißen," jammerte Margarethe.

„Das will ich nicht, am wenigsten dich. Die Leute nennen den Wirth vom Stern einen wilden Mann, und noch mehr; mag seyn, daß er es ist. Aber mit dir, Grete, habe ich es jederzeit gut gemeint, das weiß Gott. Fürchtest du dich, bei mir zu bleiben, so kannst du gehen."

„Wie kann ich das? Hab' ich denn nicht der Mutter am Todbette verheißen, bei Euch zu bleiben, und Euch im Unglücke nicht zu verlassen? Glaubt mir's, mir ahnet es, Euer Unglück beginnt jetzt, und was Ihr aussäet, es wird aufwachsen und eine bittere Frucht für Euch werden. Ich will bei Euch bleiben, für Euch beten und Euch das Kreuz tragen helfen."

„Thu' was du willst, Grete; ich werde es auch so machen;" sprach der Wirth, nicht ohne Wohlgefallen über Gretens Entschluß bei ihm zu bleiben; auch der Böse weiß den Werth eines treuen Herzens zu schätzen und verlangt darnach. Auf der andern Seite hatte ihn Margarethens Warnung wirklich mit Sorgen erfüllt, wenn er es auch äußerlich nicht merken ließ. Er verdoppelte, namentlich des Nachts, die Vorsicht, lud seine Gewehre, und schaffte sich einen zweiten, gewaltigen Wolfshund an. Aber seine Stunde hatte geschlagen, sein Maß war voll geworden.

Es war die dritte Nacht, als vier Männer, Schmuggler oder Spione, bei dem Wirthe auf die gewohnte Weise Einkehr verlangten und erhielten. Wieder vernahm Margarethe das gellende Pfeifen, und die Thüre des Wirthshauses, die der Wirth öffnete, schien sich ihr schwer und stöhnend, wie der Deckel eines Sarges, zu schließen. Voll Unruhe stand sie auf. Sie hörte es, wie der Wirth in den Keller stieg, Wein zu holen; aber zu gleicher Zeit glaubte sie, draußen außerhalb des Wirthshauses leises Geflüster,

und ein Geräusch, wie das von Schritten eines nahenden Haufens zu vernehmen. Das Geräusch nahm zu. Schüchtern trat sie zu dem Fenster, aber selbst durch das Dunkel der Nacht erkannte ihr scharfes Auge Gestalten, die sich hin und her bewegten, und unterschied die Waffen. So war denn die gefürchtete Stunde da. Auf die Knie sinkend, rang sie die Hände zum Himmel und bat den Vater der Barmherzigkeit um Gnade für die Schuldigen, den Vetter zumal, und flehte Ihn an, ohne Mord und Blut in Frieden der Gerechtigkeit ein Genüge zu thun.

Während Margarethe also in Gebet und Aengsten dalag, jauchzten die wilden Gesellen in ihrer abgelegenen Kammer bei Terlaner und Hirschbraten, nicht ahnend, daß die Vergeltung so nahe sey. Ihr Gespräch, das immer lauter ward, war wie sie und drehte sich um Schelmerei, um Pläne künftiger Betrügereien, um Thaten der Verwegenheit. „Bring' ich," hob einer an, auf seine Brust zeigend, „bring' ich das Papier glücklich durch die Oesterreicher zu den Franzosen nach Tuttlingen, so bin ich ein gemachter Mann und du, Wirth, sollst deinen Antheil haben, wenn du mich anders richtig führst." „Daran soll's nicht fehlen, aber unter 50 Dukaten thu' ich's nicht," meinte dieser. „Die sollst du haben" — „Die Hälfte im Voraus" — „Da sind sie." Ein ähnliches Geschäft schloß der Wirth mit einem Andern ab, der, unterstützt von einem gleichfalls anwesenden Kameraden, den Schmuggel in's Große trieb. Der Vierte des saubern Kleeblattes stellte ein schweres Säcklein auf den Tisch und leerte es aus, so, daß blanke Goldstücke funkelnd umherrollten. „Nehmt einen Strick und hängt ihn auf, den Falschmünzer," schrie der Erste; „seine Kremnitzer sind gerade so viel werth, als taube Nüsse." Die Andern lachten; der Falschmünzer aber rief: „Du Spion, das Maul gehalten! ich hoffe dich noch baumeln zu sehen."

So ging es fort. In ihrem wilden Toben beachteten sie das Bellen der Hunde nicht, das immer heftiger ward, aber plötzlich verstummte; erst drei gewaltige Schläge an die Hausthüre brachten sie einigermaßen zur Besinnung. Der Wirth sprang auf, nahm eine Laterne und eilte zur Thüre. Die Schläge wiederholten sich mit immer größerm Ungestüme.

„Was wollt Ihr so spät?“ fragte der Wirth.

„Einlaß, und zwar gleich.“

„Wer seyd Ihr?“

„Fremde; macht auf!“

„Ja, aber erst Morgens fünf Uhr.“

„Wie? wollt Ihr uns die Thüre öffnen?“

„Nein!“

„Gut, so wollen wir sie sprengen.“

Gewaltige Stöße mit Balken und Wagendeichseln begannen plötzlich die Thüre zu erschüttern; dem Wirth ward angst und jetzt fürchtete er, Margarethens Vorhersagung könne in Erfüllung gehen. Schnell lief er auf den Boden, und spähte vom Dachfenster herab nach den späten Gästen. Und mit Schreck erkannte er in den dunkeln Gestalten kaiserliche Jäger. Aber die Thüre war fest; sie war die einzige des Hauses; alle Stallungen und Scheunen lagen außerhalb. Der Wirth eilte zu seinen Gesellen. „Jetzt gilt es,“ begann er mit bleichem Gesichte; „wir sind überfallen, draußen sind kaiserliche Jäger; sollen wir uns ergeben oder wehren bis zum letzten Mann?“

Die, zu welchen er sprach, hatten, wurden sie gefangen, nur die Wahl zwischen Strick und Kugel. Sie erklärten einmüthig, ihr Leben bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen, griffen nach ihren Waffen und rüsteten sich zum verzweifelten Kampfe. Rasch wurde der Thüre durch Bänke, Balken und Kästen eine größere Haltbarkeit

gegeben, die Läden oben und unten befestigt und verrammelt so gut es die Zeit erlaubte, die Büchsen rasch geladen und die Hirschfänger in Bereitschaft gehalten. Die Angegriffenen waren, den Wirth eingeschlossen, nur fünf Mann, denn die Knechte waren nicht zu rechnen, da sie in dem Stalle bei ihren Thieren schliefen. Dennoch glaubten sie sich, vor Allem gedecket, den Angreifern, etwa zwölf Jägern, gewachsen. Eben ging der Mond auf und gestattete ihnen die passendsten Posten zu besetzen, und so begannen sie zuerst vom Dachfenster aus ihr Feuer, das sogleich zwei der Jäger niederstreckte. Aber auch diese zeigten Muth und Geschicklichkeit; in kurzem blutete der Wirth aus einer Streifwunde; der Spion fiel und mit ihm der Unerschrockenste von Allen. Hageldicht flogen die Kugeln hin und her; es sank auch der Schmuggler; dennoch widerstanden die Uebrigen, bis die Jäger endlich die Thüre aufsprengten. Da half es den Besiegten nicht die Fenster hinab mit keckem Sprunge die Rettung zu versuchen; den Wirth packten die Jäger; die andern zwei stürzten blutend unter ihren Hieben zusammen. Der Kampf hatte kaum eine Viertelstunde gedauert.

Sieh', da schlugen plötzlich aus dem Dache, unter welchem große Massen Heu und Stroh verwahrt lagen, Feuerflammen auf, und dicker Rauch hüllte bald von allen Seiten das Wirthshaus ein.

„Was ist das?" rief der Führer der Jäger; „das haben wir nicht gethan; zünden die Schelme ihr Haus selber an?"

So war es auch. Als die Bösewichter sahen, daß sie nimmer entrinnen könnten, hatte einer, ohne Wissen des Wirthes, Feuer gelegt, um in dem Gewirre des Brandes vielleicht doch noch entfliehen zu können. — Die Flammen griffen so schnell und gewaltig um sich, daß die Jäger mit Mühe nur den Wirth und den Schmuggler, der schwer verwundet doch noch athmend, am Boden lag, zu retten vermochten.

Aber wo denn ist Grete? —

Noch lag sie betend auf den Knien, als eine Kugel durch die Läden schlug und sie dergestalt an der Stirne traf, daß sie bewußtlos zusammensank. Wenig Minuten darauf brach das Feuer aus, und die Flammen wälzten sich zu der Kammer, wo die Aermste von schwerer Ohnmacht befangen war. Keiner der Jäger wußte von ihrer Gegenwart, von ihrer Ohnmacht; so schien sie rettungslos die Beute der Flammen werden zu müssen.

Doch die Dankbarkeit brachte Hülfe. Der Sohn Kathrinens wachte, der gelobt, sie wie eine Henne ihr Junges zu behüten, der betheuert hatte, für sie durch das Feuer zu gehen. Seit jenem Abend war Niklas, in der Gewißheit, daß die Kaiserlichen in Kurzem den gedrohten Ueberfall vornehmen würden, jede Nacht in der Nähe des Wirthshauses geblieben, und jetzt kam er gerade zu rechter Zeit, um das furchtbare Unglück zu verhüten. Wohl ihm, daß ihn einige der Jäger von Vils, seinem frühern Dienstorte, kannten. Schnell übersah Niklas das gräßliche Ereigniß; allein nicht um den Wirth, nicht um dessen Genossen kümmerte er sich, sein Auge suchte ängstlich nach Margarethen. Weder die Jäger noch die Dienstboten, die jetzt scheu aus ihren Verstecken hervorkrochen, hatten sie gesehen. In furchtbarer Angst rief Niklas: „So ist sie noch in ihrer Kammer, im Wirthshause!"

„Das wolle Gott nicht!" antwortete der Anführer der Jäger, „sonst ist sie verloren." Ein lautes Wehklagen der Knechte und Mägde bezeugte den Schmerz, den ihnen die Gefahr Margarethens auspreßte.

„Schnell eine Leiter her, Christoph!" rief Niklas; „es wäre schlecht von mir, wenn ich die verließe, die meiner Mutter das Leben gerettet hat."

„Um Gottes willen," schrien die Jäger, „was treibt

Ihr? seht Ihr denn nicht, wie die Flammen Alles schon ergriffen haben? Jeden Augenblick kann das Dach stürzen und Euch erschlagen."

Da brachte Christoph die Leiter; die heiligen Namen Jesu, Maria und Joseph rufend, lehnt Niklas, entschlossen für Margarethen das Leben zu opfern, die Leiter an, und steigt durch Rauch und Flammen hinauf. Das Feuer hat bereits die Läden und die Fenster verzehrt; raschen Sprunges schwingt er sich in das Kämmerlein. Der Rauch entzieht ihm jede Aussicht; da berührt sein Fuß einen Körper; jubelnd faßt er ihn mit letzter, schwindender Kraft. Zum Glück theilt ein plötzlicher Windstoß die Wolke von Rauch und Flamme; es gelingt ihm das Fenster zu erreichen. Aber schon brennt auch die Leiter; nur ein kühnes Wagen kann ihn und sie retten; — er springt hinab und erreicht glücklich den Boden, wo Alle auf den Knien liegen, für seine und Margarethens Rettung heiße Bitten zu Gott schickend. Ein einmüthiges Jubelgeschrei empfängt ihn; er aber ruft: „O helft, helft! seht, ob noch Leben in ihr ist!" Wie eine Gestorbene lag die Jungfrau da, die Hände vom Feuer beschädigt, die Haare und Augenbrauen versengt, Blut und Brandwunden im todtblassen Antlitz.

Zum Glücke hatten die Jäger, in der richtigen Ahnung, daß ihr Zug wohl nicht ohne Blut und Wunden abgehen dürfte, einen Arzt bei sich. Dieser untersuchte Margarethen, und fand noch schwache Spuren des Lebens an ihr; er blies ihr Luft ein, ließ ihr zur Ader und verband die Wunde an der Stirne, die ungefährlich war, da sie nur von einer matten Kugel herrührte. Da hob sich ihre Brust, und ihre Augen öffneten sich auf einige Augenblicke. Wer möchte wohl Niklas' Freude schildern? Er vergaß in diesem Augenblicke die eigenen, großen Schmerzen, und richtete Frage auf Frage über Margarethens Zustand an den Arzt.

„Jetzt wäre für sie vor Allem heilsam ein gutes Bett und eine sorgsame Pflege," bemerkte letzterer; „allein, wo wird sie das finden?"

„Wo besser, als bei meiner Mutter?" versetzte Niklas eifrig. „Dort ist ein gutes Bett, hat sie es ja selber meiner Mutter so gut hergerichtet, ein trockenes Zimmer mit bequemer Einrichtung, die sie hergeschafft hat; an Pflege soll es ihr nicht fehlen, darauf verlaßt Euch!"

„Und wie weit ist zu deiner Mutter?" fragte der Arzt weiter.

„Eine kleine Halbstunde."

„Gut; so wollen wir die Arme dahin tragen. Jedenfalls hast du das Vorrecht; du hast sie ja gerettet."

Man machte schnell für die noch immer Bewußtlose eine Art von Tragbahre; die Knechte des Wirthes boten sich zum Tragen; auch Niklas ließ es sich trotz aller Brandwunden nicht nehmen, dabei zu helfen. In diesem Augenblicke stürzte das brennende Wirthshaus zusammen. Dankend warf Niklas einen Blick zum Himmel, einen zweiten auf Margarethe. Tiefes Stöhnen brach aus der Brust des Wirthes, als ahnete er, daß in dem Schutte seines Hauses zugleich auch sein Glück für diese Welt begraben sey.

„Was werdet Ihr mit dem Wirthe machen?" fragte schaudernd Niklas.

„Wir bringen ihn und den andern Schelm vorläufig nach Vils; dort nimmt sie das Gericht in Empfang; das Weitere geht uns Nichts an."

Margarethe ward still, und mit größter Behutsamkeit auf den Schultern ihrer Treuen nach Kathrinens Hütte getragen. Als sie nach langer Ohnmacht zum Bewußtseyn kam, sah sie sich in einem fremden Kämmerlein, an ihrer Seite Frau Perpetua und die alte Kathrine,

zu ihren Füßen Niklas. Allmählich erwachte in ihr die Erinnerung, und mit einem Rufe des Schreckens fuhr sie auf: „Wo bin ich? Das ist nicht meine Stube! Wo ist der Vetter? Ach, schießen sie noch?"

Dann sank die Arme ermattet zurück; Frau Perpetua neigte sich voll Liebe über sie, sprach einige tröstende Worte zu ihr und ließ sie einen beruhigenden Saft trinken. Margarethe faßte die Hand ihrer mütterlichen Freundin; große Thränen quollen aus ihren Augen, bezeugend, daß ihr das Bewußtseyn immer heller alle Bilder der Schreckensnacht vorüberführe; dann bot sie die Hand auch Kathrinen, auf deren Bett sie ruhte, und Niklas, den sie lange und nachdenklich ansah. Noch war sie zu schwach zum Sprechen. Es kam der Arzt, den Frau Perpetua von Füssen gerufen. Er erklärte, daß die Kranke mit Sicherheit genesen werde, aber der Ruhe und Schonung bedürftig sey. Wie groß war nicht der Jubel jetzt in Kathrinens Hütte, wie jauchzte nicht ihr Sohn! Erst jetzt dachte er daran, seine Wunden verbinden zu lassen; sie waren ohne Gefahr, aber sehr schmerzhaft. Niklas aber segnete diese Schmerzen; hätte er ja sein Leben für die Gutthäterin seiner Mutter gelassen.

Nun erfüllte sich auch das Wort des Herrn: „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen." (Matth. 5, 7.) Der Wirth war abgeführt, sein Haus lag in Schutt und Asche, und Margarethe, die Kranke, die Arme, hatte nichts, als das Gewand, was sie am Leibe trug; Kathrine war selber im höchsten Grade dürftig und Frau Perpetua gewann mit Mühe das tägliche Brod. Aber dessenungeachtet litt Margarethe nicht nur keinen Mangel, sondern sogar Ueberfluß herrschte um sie her. Bald nach dem Brande kam auch Jackel und sprach: „Ich weiß, Gretele, daß du dir alle

Mühe gegeben hast, mir zu helfen, und es ist mir auch geholfen worden, Gott vergelt's! D'rum möcht' ich dir auch was Gutes thun. Da hab' ich gestern eine Kuh, eine schöne Blassen, nach Füssen auf den Markt getrieben; hab's gut angebracht, und du sollst deinen Antheil auch daran haben!" Und dabei legte er zehn Gulden auf das Bett. Hätte er erst gewußt, daß sie es war, die für ihn fast die ganze Summe dahingegeben! Aus der ganzen Nachbarschaft kamen Tag für Tag Männer, Weiber und Kinder, sich nach Margarethens Wohlseyn zu erkundigen, und ihr gute Sachen, als Mehl, Eier, Butter, Milch, Obst rc. zu bringen und ihr aufzutragen, sie möge es ja sagen, wenn sie etwas brauche. Alle wetteiferten, der Jungfrau Gutes zu thun, und zu ihrer Genesung durch Geben und Pflege beizutragen; am meisten aber thaten mit aufopfernder Liebe Perpetua und Niklas, und man wußte in der That nicht, wem der Preis hier gebühre. Diese so herzliche Theilnahme rührte Margarethe ungemein; oft rief sie: „Die guten Leute! wie hab' ich so viel Liebe verdient!" Aber Perpetua entgegnete dann: „Das darf dich nicht wundern; du erntest jetzt ein, was du ausgesäet hast."

Unter solch' liebreicher Pflege erholte sich Margarethe bei ihrer unverdorbenen Jugendkraft bald wieder. Jetzt erst erfuhr sie die Vorfälle jener Schreckensnacht in ihrer ganzen, nackten Wahrheit; man hatte ihr bisher aus Schonung dieselben nur zum Theil und so mild als möglich beigebracht. So waren mit einem Schlage alle ihre so glänzende Aussichten für die Zukunft vernichtet; sie, welche als einzige Erbin des steinreichen Sternwirthes so vielfach beneidet worden, besaß nun nichts mehr als die verfallene Schwaige; ihr blieb, wie der ärmsten Magd, nichts Anderes übrig, als mit Dienen ihr Brod zu erwerben — auf den frühern Ueberfluß wohl doppelt hart. Das Alles hätte gewiß ein schwächeres

Gemüth gebeugt und mit Jammer und Sorge erfüllt; allein Margarethens Herz war stark genug, die Last dieses drückenden Unglückes zu ertragen, und sein Geschick in die Hände des allbarmherzigen Vaters zu legen. Gedachte sie aber des Vetters, so bebte ihr Herz in banger Ahnung auf. — Was war wohl aus ihm geworden?

Mit vieler Mühe hatte sie erfahren, man habe ihn von Vils nach Innsbruck gebracht, und er werde hier als Schmuggler und Spion prozessirt. Noch schlimmer lauteten die Gerüchte über seine Gesundheit; es hieß, er hätte gar den Verstand verloren. Gewiß war es, daß die kaiserlichen Behörden zu Innsbruck auf sein sämmtliches liegendes und fahrendes Gut Beschlag gelegt, um daran Ersatz für den großen Schaden zu finden, den er den kaiserlichen Kassen durch sein keckes und in's Große getriebenes Schmuggeln zugefügt hatte. Nur eine einzige Seele bemitleidete das Geschick des gewaltthätigen, geizigen Mannes — Margarethe. Sie flehte und weinte für den unglücklichen Vetter zu Gott — mehr konnte sie vorläufig nicht thun. Um schweres Geld hatte ihr ein Advokat zu Füssen eine Schrift zu seinen Gunsten aufgesetzt, welche sie dann nach Innsbruck an die kaiserlichen Behörden schickte; aber es kam keine Antwort darauf. Da beschloß sie, selber nach Innsbruck zu wandern und für ihn zu bitten. Aber das ging so leicht nicht; der Winter war vor der Thüre und schon begann es zu schneien; ein noch größeres Hinderniß war der Zustand ihrer Gesundheit: wenn auch vollkommen genesen, bedurfte Margarethe immer noch der Schonung und Pflege. Als sie nun dieß Alles erwog, und Frau Perpetua ernstlich warnte, so sank ihr Haupt, von Leid beschwert, auf ihre Brust, und weinend rief sie: „Ach, Herr, da kannst nur Du helfen; erbarme dich seiner, erbarme dich meiner! O Mutter Maria, bitt' für uns, du Trösterin der Betrübten!“

„Amen!“ sprach Frau Perpetua bewegt. „Sey getrost, meine Tochter; wie könnte der Vater der Wittwen und Waisen wohl deiner vergessen! Hoffe, vertraue und harre aus!“

Margarethe verließ jetzt Kathrinens Hütte, dort Gottes Segen zurücklassend, und zog zu Mutter Perpetua. Diese theilte ihr Zimmer, ihre Kleider, ihren letzten Pfennig mit ihr. Margarethe nähte und strickte für die Leute, die ihr Arbeit in Fülle zubrachten, und gewann so, ohne im Mindesten die gute alte Frau zu beschweren, ihren Lebensunterhalt. So ging der Spätherbst zu Ende; um diese Zeit hoffte Margarethe auf neue Nachrichten von ihren Gästen; sie blieben aus, und auf's Neue ward dadurch ihr Gemüth beunruhigt. Es kam der Winter, in diesen Gegenden von langer Dauer und großer Strenge; auch er brachte keine Nachrichten, weder von ihren Gästen noch vom Vetter. Wie mochte es doch ihnen und ihm ergehen?

Neuerdings faßte Margarethe den Entschluß, nach Innsbruck zu wandern, und nach ihren Kräften sich des Vetters anzunehmen. Dieser Vorsatz ward stärker in ihr mit jedem Tage. Voll Sehnsucht sah sie dem Ende des Winters entgegen, und jubelte laut wie eine Lerche, als das Eis sich von den Bächen lösete, die Erde Blumen und Blüthen trieb, und die Wege gangbar wurden. Da ließ sich Margarethe nimmer halten; sie beichtete und speisete, nahm von Frau Perpetua und Allen herzlichen Abschied und machte sich über die Berge auf den Weg, den Vetter zu suchen.

Niklas begleitete sie noch zwei Stunden, ihr das Bündelein tragend. Als sie sich trennten, hob er bewegt an: „Grete, du weißt, wie wir Alle an dir hängen, wir werden jede Stunde zählen, die du von uns abwesend bist. Bleibe nicht zu lange aus und laß bald von dir was hören. Du kannst ja schreiben; bleibst du zu lange aus, oder schreibst du nicht,

so wirst du sehen, ich komme selber und schau' um, wie's dir geht."

Siebentes Kapitel.

Eine Blinde Margarethens Führerin. — Glückliche Reise.

Es war das erste Mal, daß Margarethe in die Fremde zog, ja überhaupt eine weitere Reise unternahm. Früherhin hatte sie entweder die Liebe der Mutter oder der Schutz des Oheims begleitet; jetzt zog sie allein fort in ein fremdes Land, ohne hinreichende Mittel zog sie fort, einen Mann zu suchen, der als Verbrecher behandelt ward — es war ein bitterer Gang! Aber auf der andern Seite — sie wanderte ja fort in der besten Absicht, voll guten Willens; begleitet, wie sie fest glaubte, von den Engeln Gottes. Waren die Berge Tirols auch steil und rauh, so waren die Herzen seiner Bewohner ebenso gut und an fremden Elende theilnehmend. Und wer konnte ihr das Mitleid versagen, wenn er ihre Noth hörte, und die Opfer erwog, die sie bringen wollte?

Margarethe wanderte den ersten Tag fort, lief fast, als wollte sie an ihm schon nach Innsbruck gelangen. In Fernstein hielt sie das erste Nachtquartier; sie konnte nicht klagen, es waren gute Herzen die Wirthsleute, die Bedienung freundlich, die Zeche so billig, als hätte sie selber sie gemacht. Den zweiten Tag ging's etwas langsamer; doch kam sie — immerhin ein tüchtiger Marsch — des Abends in die Nähe von Platten, das ein nicht übles Märktlein ist. Da gewahrte sie neben der Landstraße eine kleine Kapelle und gleich daneben ein Brünnlein mit frischem, plätschernden Wasser. Durst hatte Gretele wohl; allein das Gebet ging ihr von jeher über Alles; deßhalb begab sie sich in das Kirchlein, wo der Anblick eines schönen Muttergottes-

bildes sie erfreute und erwärmte. Der liebreichen Gnadenmutter zu Ehren betete sie eine Litanei, gedachte ihrer Lieben zu Hause und ging dann zum Brünnlein, sich zu erquicken. Hier auf einem Bänklein gleich daneben hatte unterdessen ein Weib, mittlern Jahren, aber wie das Aussehen verrieth, leider blind, Platz genommen. Als es nun hörte, daß Jemand sich dem Brünnlein nähere, rief es: „Bist du, es Michel?"

„Nein, gute Frau; sagt aber, wollt ihr was?"

„Du bist ein Dirnl und weither aus Schwaben, wie deine Sprache sagt? Gib mir zu trinken und ich will dir einen Vergelts Gott geben."

Margarethe schöpfte ihr aus dem Gefäße, das vorsorglich neben dem Brünnlein stand, Wasser, und bot ihr zu trinken. Die Frau ließ sich's herzlich schmecken, und dankte mit vielen Vergelt's Gott. „Gott segne es!" antwortete Margarethe, und stillte jetzt gleichfalls ihren Durst. Auch sie war müde, und sie setzte sich neben der Blinden auf das Bänklein. So entspann sich bald zwischen ihnen ein Gespräch.

„Nein," hob Margarethe bedauernd an, „Ihr seyd gar blind! Es muß ein rechtes Unglück seyn, das Augenlicht nimmer zu haben."

„Mag immer seyn," antwortete die Frau; „aber ich sage dir, magst du's glauben oder nicht: für mich ist es mehr ein Glück, als ein Unglück gewesen, daß ich blind ward; ja, nicht blos für mich, sondern für gar manchen Andern."

„Was Ihr da sagt! für Euch und für Andere?"

„Es ist so. Ich wollte dir's erzählen, hätte ich nur Zeit; es geht auf die Nacht, und meine Leute erwarten mich. Siehst du das Dörflein, etwa eine Viertelstunde jenseits der Landstraße gelegen, mit dem schönen Schlößl ober-

halb? Da bin ich zu Hause. Geh' mit, eine Nachtherberge und eine Suppe will ich dir schon verschaffen."

Margarethe willigte ein, weniger wohl aus Neugierde, als aus Verlangen, der Armen beizustehen, und sie sicher nach Hause zu geleiten. Sie faßte die Hand der Blinden und diese sprach: „Ei, Kind, deiner Hand nach bist du noch ganz jung."

„Sechzehn Jahre auf Anna."

„Gerade so alt bin ich gewesen, als ich blind ward. Schau', ich habe ja die Blindheit von unserm Herrgott verlangt."

„Was, gar verlangt?"

„Es ist so; darfst mir glauben, aber aus guter Absicht. Merk' jetzt auf! Wenn du auf das Dörflein hinsiehst, dort gleich bei der Kirche steht ein Haus mit einem Schindeldach, grünen Läden und einem Gärtlein auf einer kleinen Anhöhe. Da ward ich geboren; meine Eltern — Gott gebe ihnen die ewige Ruhe! — waren brave Leute; der Vater hatte aber einen Fehler, er war hitzig und konnte erlittene Beleidigungen nicht leicht vergessen. Und gerade denselben Fehler hatte unser Nachbar, der Kalkbauer. So hatte es schon oft Händel und Reibereien abgesetzt, die jedoch immer wieder vermittelt wurden, bis endlich ein trauriger Vorfall der nachbarlichen Freundschaft den Todesstoß gab. Mein Vater behauptete, der Kalkbauer habe ihn beim Verkaufe eines Ackers betrogen, schalt ihn im Zorne einen schlechten Menschen, und es kam so weit, daß sie vor Gericht prozessirten. Der Kalkbauer gewann; mein Vater mußte ihm abbitten und gar ein Stück Geld an ihn wegen der Ehrenkränkung zahlen. Nun war's aus. Mein Vater sagte nichts mehr; aber der Zorn über den Kalkbauer fraß ihm immer tiefer in's Herz, fraß ihm alle Lebensfreude weg. Wo er den Kalkbauer sah, ging er ihm aus dem Weg; vom Grüßen

war gar keine Rede; kam der Kalkbauer in das Wirthshaus oder sonst zu einem Nachbarn, so ging mein Vater gleich davon und der Kalkbauer sah ihm mit Augen nach, als wollt' er ihn zerreißen. Gar oft schon hatte man Versuche gemacht, die beiden Feinde mit einander zu versöhnen; die Nachbarn und der Herr Pfarrer hatten Alles aufgeboten, sie doch einmal mit einander gut zu machen — alle Mühe war jedoch umsonst, und die beiden blieben die Alten, voll Gift und Zorn.

„Du kannst dir denken, Dirnl, dieß war eine gar traurige Nachbarschaft! Meine Mutter, Gott tröst's! und das Weib des Kalkbauern hatten einander von Herzen lieb; waren sie ja Jugendfreundinnen gewesen. Kannst denken, wie ihnen die böse Feindschaft zu Herzen ging; keine durfte mehr mit der andern ein Wort reden, an's Heimgartengehen war kein Gedanke mehr; deßgleichen mußten wir Kinder gegen einander ganz fremd thun, und doch waren wir und die Buben und Dirnl des Kalkbauern mit einander aufgewachsen, gingen mit einander in die Kirche und Schule, und nun sollte keines mehr das andere grüßen oder mit ihm spielen! Das war bald nimmer zum Aushalten. Mir ging's am meisten zu Herzen; ich weinte, ich härmte mich ab, ich betete im Stillen — es schien, als helfe Alles nichts, als müßte die Feindschaft fortdauern bis zum Tode. Denke, was das ist, Dirnl: Gottes Segen mußte ja von unserm Vater und von unserm Hause weichen; wir mußten ja, dauerte der Hader fort, in's Unglück kommen! Das Herz wollte es mir zerreißen, dachte ich daran, wie der liebe Gott durch diesen wilden Zorn alltäglich beleidigt wurde, und der Vater und der Kalkbauer gar um den Himmel kommen könnten, wenn sie in dem Groll dahinstürben.

„So ganz sauber, Dirnl, war's mit dem Kalkbauern nicht; er war halb und halb ein Wildschütz und der Franz,

der Jäger des Grafen, dem das Schloß dort und die Jagd umher weit und breit gehört, ertappte ihn, als er eben ein Reh aus dem Walde nach Hause tragen wollte. Das hätte so viel nicht gemacht, denn der Graf war ein guter Herr, und auch der Franz drückte zur rechten Zeit ein Auge zu; aber der Kalkbauer wollte das Reh nicht hergeben und schlug den Jäger bis auf das Blut. Da mußte nothwendig ein Exempel statuirt werden, und der Frevler ward zu drei Jahr Kerkerstrafe, und außerdem noch die Kurkosten des Jägers und eine Geldsumme zu zahlen verurtheilt. Das war ein Jammer in dem Hause des Kalkbauern! Die Kalkbäuerin rang die Hände zum Himmel, die Kinder weinten und schrien, als die Schergen kamen und ihren Vater fortschleppten. Wir sahen es, die Mutter hob zu schluchzen und wir zu lamentiren an; der Vater aber verwies es uns: „Spart Euer Mitleid, ihr Narren! er hat es verdient, um mich schon; es widerfährt ihm nur sein Recht, dem schlechten Manne." Nun ward in unsern Herzen der Schmerz noch größer. Ich schlich mich des Abends hinüber zu der Kalkbäuerin und weinte mit ihr; mehr konnte ich nicht thun. Ein Stein hätte sich erbarmen mögen, so groß war dort der Jammer. Da ließ es mich nimmer ruhen; ich sann hin und her, wie denn da zu helfen und der argen Feindschaft ein Ende zu machen sey. Darfst's mir glauben, Dirnl, ich habe zu jener Zeit gar manche Nacht mehr gebetet, als geruht, mehr geweint, als geschlafen!

„Bald darnach that sich in unserm Orte eine kleine Gesellschaft zusammen, die nach Maria Absam wallfahrten wollte. Da bat ich die Eltern, ob ich nicht auch mitgehen dürfte? Es war ihnen recht, und der Mutter offenbarte ich, wie ich im Sinne hätte auf der Wallfahrt recht zu Gott zu bitten, Er möchte doch einmal zwischen uns und dem Kalkbauern Frieden machen, und dazu solle auch die liebe

Mutter Maria ihre Fürbitte einlegen. Zu Absam verrichteten wir unsere Andacht, beichteten und communicirten. Da kam mir plötzlich der Gedanke: „Wie, wenn du dem Herrn auch ein Opfer brächtest, damit du desto eher Erhörung fändest? Was könntest du ihm denn bieten, was dir vor Allen lieb wäre? Nimm ein Leiden auf dich, Gott zu Liebe! Was käme dir wohl am Schwersten zu tragen an?" Draußen an der Kirche saß ein altes Bettelweib, war blind und jammerte gar sehr, wie schrecklich die Pein der Blindheit wäre. Da bot ich Gott das Opfer meines Augenlichtes an, nur möge Er der Feindschaft ein Ende machen und so zwei Seelen, den Vater vor Allem, der Hölle entreißen, und wenn es nicht zu viel wäre, den Kalkbauer aus seinem Kerker zu seinen Leuten wieder führen. Dieß war meine Meinung dabei, eine gute Meinung, Gott weiß es. Manche haben mich deßhalb schwer getadelt und gemeint, das heißt Gott versuchen; Andere haben mich närrisch gescholten, und über mich gespottet. Dirnl, ich war damals sechzehn Jahre alt, und das Studiren und Nachdenken ist meine Sache nie gewesen; aber, wie gesagt, meine Meinung war gut, und weil sie gut war, hat sie der Herr auch gut aufgenommen, hat mich bald erhört.

„Hör' nur weiter. Ich war erst drei Tage zu Hause, als ich des Abends vom Felde heimkehrte, mit einem tüchtigen Korb voll Heu auf dem Rücken. Dort beim Schlosse ist ein enges Gäßlein, das zu der Kirche führt; da sprengte ein Reiter daher, und ehe ich ausweichen konnte, lag ich schon überritten unter dem Pferde. Bewußtlos trug man mich nach Hause, erst den andern Tag kam ich einigermaßen zur Besinnung. Ich war bös ausgezahlt; an der Stirne hatte ich zwei große Löcher, die Augen waren mit Blut unterlaufen. Ein hitziges Fieber ergriff mich, und schon meinten Alle, ich müßte sterben. Doch kam ich davon; auch

5*

die Wunden heilten, aber meine Augen nicht; die wurden immer finsterer. Der Doktor gab sich alle Mühe; aber es wollte nichts helfen. Da erkannte ich den Willen Gottes und dankte Ihm; Er wollte mich ja erhören! Um den Preis, Dirnl, hätt' ich nicht blos meine Augen, ich hätte mein Leben selber hergegeben.

„Du kannst denken, wie meine Eltern, Freunde und Nachbarn jammerten; alle wunderten sich, wie ich so geduldig und starkmüthig mein Kreuz ertrüge; doch ich sagte es ihnen nicht, daß ich es selber von Gott erbeten habe. Der Reiter aber, der mir solches gethan, war unser Graf selber, ein blutjunger guter Herr, ein kecker, nur allzukecker Reiter. Wie's dem leid that, daß er mich überritten, kann ich dir gar nicht sagen. Gleich schickte er mir seinen Doktor, zahlte alle Arzneien, und schickte mir aus seiner Küche die besten Bissen, wie ich's nie gesehen, vielweniger gegessen habe. Er suchte mich selber heim, bat mich herzlichst um Verzeihung, und versprach, für mich mein Lebenlang zu sorgen, keine Noth sollte ich leiden, lauter Ueberfluß haben. Der Herr hat sein Wort ehrlich gehalten; aber das war Alles das Rechte nicht, ich hätte gerne etwas Anderes von ihm gemocht. Als er nun eines Tages wieder kam, und so anhob: „Rosel, sag's nur, wodurch kann ich dir eine Freude machen? was möchtest du gerne?" dachte ich: „Jetzt ist es Zeit; das Eisen muß man schmieden, so lang' es warm ist!" So sprach ich: „Ja, gnädiger Herr, hätte ja wohl etwas am Herzen; das wenn Ihr mir gäbet! Da wäre ich, da wären gar Viele glücklich."

„Nun, Rosel, das wäre? — Nur frisch heraus; du darfst Alles von mir verlangen."

„Ach, gnädiger Herr, verzeiht dem Kalkbauern, laßt ihn heraus aus dem Loche und schenkt ihm die Geldstrafe; er hat ja kein Geld, aber Kinder nur genug."

„Nichts Anderes, Rosel?" versetzte der Graf. „Das

soll dir gewährt seyn; aber der Kalkbauer muß sich bessern, sonst — Doch Rosel, begehrst du denn nichts für dich?"

„Ich fing zu weinen an vor lauter Freude; konnte kein Wort reden vor lauter Schluchzen. Der Graf gab mir die Hand und sprach: „Rosel, du hast ein gutes Gemüth; besinne dich, und bitt' auch für dich und zwar etwas Gescheidtes!"

„Dieß war Vormittags; Mittags saß schon der Kalkbauer bei seinen Leuten zu Tische. Das war eine Freude, Dirnl! Von unserer Wohnstube aus konnten wir zu ihnen hinüberschauen. Sogar mein Vater zeigte bei diesem Anblicke einige Rührung, und sagte kein anderes Wort, als: „Schaut's, ist der Kalkbauer auch wieder da? Wie ist wohl der aus seinem Käfig gekommen?" Das that mir so wohl, und ich fing mit frischer Hoffnung zu beten an. Des Nachmittags ging mein Vater in das Holz, und von da kehrte er meist nur des Abends und manchmal noch später heim. Diese Zeit benützte der Kalkbauer, und kam mit Weib und Kindern herüber, um mir zu danken. Dirnl, da hättest du dabei seyn sollen! Ich sagte dem Kalkbauer: „Nicht mir, sondern Gott dem allbarmherzigen Herrn müsse er danken; sey es ihm mit seiner Versicherung Ernst, und wolle er mir wirklich etwas zu Gefallen thun, so möge er so bald als möglich sich mit meinem Vater versöhnen, den Anfang machen, und zuerst ein gutes Wort geben." Darauf gab mir der Kalkbauer die Hand, er wolle Alles thun, und selber Schimpf leiden, um mir diese Freude zu machen, und die böse Feindschaft zu endigen. Und er hielt Wort. Drei Tage darauf ging der Kalkbauer in die Kapelle neben dem Brünnlein, wo du mich getroffen hast, und betete recht herzlich für meine Gesundheit und das Aufhören des Grolles; dann eilte er zu dem Brünnlein, seinen Durst zu stillen; denn es war ein sehr heißer Tag. Wie er nun sich Wasser

schöpfte, kam mein Vater daher und wollte auch trinken. Als er den Kalkbauern sah, wandte er sich um und wäre eben nicht freundlich weiter gegangen; aber der Kalkbauer lief ihm nach und bot ihm das Glas mit frischen Wasser dar, sprechend: „Mathis, da trink', und laß uns alles Zornes vergessen, laß uns die alten Freunde wieder werden! Haben wir denn nicht lange genug gezürnt, als wären wir Heiden und keine Christen? Verzeih' mir, Mathis, wie ich dir verzeihe vom Grunde des Herzens, und nimm mich wieder als deinen Gevattern und Nachbarn an! Schau' auf das Kreuz dort, das aus der Kapelle zu uns herübersieht, und gedenke, wie der Heiland noch sterbend für Seine Feinde um Verzeihung gebeten. Mathis, denke, daß wir auch einmal sterben; sollten wir mit Haß und Zorn in die Grube fahren, mein, Mathis, wie würde es uns dann gehen beim Gerichte? Da hab' ich eine große Furcht!"

„Und meinem Vater erweichte der Herr das harte Herz; es traten ihm die Thränen in die Augen, und er rief: „Ja, Ignaz, du hast Recht! Verflucht sey aller Haß und alle Feindschaft, wodurch wir unsern Herrn so schwer beleidigt und uns das Leben so bitter gemacht haben. Ignaz, wir wollen wieder Freunde und Brüder seyn!" Und sie fielen sich weinend um den Hals, eilten in die Kapelle, und legten am Stamme des heiligen Kreuzes allen Zorn und Groll nieder, und verhießen dem Heilande und seiner liebreichen Mutter von nun an Frieden und christliche Bruderliebe. Sie haben es auch gehalten. Drum, Dirnl, sitz' ich so gerne bei dem Brünnlein und bete so leicht in der Kapelle; da denk' ich, wie durch Gottes Gnade und die Fürbitte der jungfräulichen Mutter zwei Menschen aus erbitterten Feinden, gute, ja die besten Freunde geworden sind.

„Hand in Hand gingen nun mein Vater und der Kalkbauer in den Markt zurück. Da machten die Leute

Sonne schon über die Berge gestiegen war, und ihre Strahlen mild und grüßend in das Stüblein blickten. Die Rosel stand vor ihrem Bette und bot ihr einen Strauß von frischen Blumen. „Ja, Dirnl," hob sie an, „dir hat's geschmeckt; du mußt gesund seyn und ein gutes Gewissen haben. Da hast einen Strauß; gelt, der riecht gut? Jetzt steh' auf; bete dein Morgengebet, und dann gehen wir mit einander in die Frühmesse. Haben wir drauf gefrühstückt, so gehen wir auf das Schloß; bete nur recht, daß der Herr uns diesen Gang gesegnet."

Also geschah es. Nach dem Frühstücke, einer Milchsuppe, die sie mit den Hausleuten und den Kindern gemeinsam einnahmen, führte Rosel ihren Schützling auf das Schloß. Im Hofe desselben trafen sie einen Jäger, der lange und scharf Margarethen betrachtete, und dann vergnügt lächelte. Auf Rosels Bitte meldete er sie bei dem Grafen. „Du kommst wie gerufen, Rosel," hob dieser an, als sie mit Greten in sein Zimmer trat; „wärest du nicht gekommen, so hätte ich dich holen lassen. Der Herr da, auf einen jungen schlankgewachsenen Mann zeigend, hat mit dir etwas zu reden."

„Gott grüß' Euch, Rosel," sprach dieser, und bot der Blinden freundlich die Hand; „wie freut's mich, daß ich Euch wieder sehe! drei Jahre sind's, daß wir das letzte Mal bei einander waren."

„Das ist ja des Kalkbauer sein Hansl!" rief freudig die Blinde. „Gott segne Euere Ankunft, was wird Euere Mutter für eine Freude haben! Hab' alle Tag für Euch gebetet, daß es Euch gut gehe."

„Gott vergelt's Euch; mir ging's ganz gut; aber wie gehts Euch, Rosel? was machen Euere Augen? Er untersuchte sie aufmerksam und äußerte seine völlige Zufriedenheit über deren Zustand. „In einem Vierteljahre können wir

die Operation versuchen," sprach er zu dem Grafen, „und ich hoffe auf einen guten Erfolg. Ja, Rosel, wenn Gott will, so wirst du noch einmal sehen."

Der Blinden traten die Thränen in die Augen. „Es ist mir gar oft," hob sie an, „als würden mir die Augen geöffnet, und ich sollte noch einmal die Sonne und den Mond, die Erde und die Menschen schauen. Aber der Herr weiß es, sollte ich wegen meines Augenlichtes auch nur Eine lässige Sünde begehen — Gott bewahre mich, lieber möchte ich stockblind bleiben."

Das war bei Rosel keine Heuchelei; um so mehr rührte dieß Bekenntniß Alle. Aber Rosel war nicht so fast ihretwegen, sondern Grete's wegen gekommen, und nun sprach sie: „Ihr habt mir einen großen Trost verschafft, gnädiger Herr; doch es ist noch Jemand bei mir, der auch ein Leid am Herzen hat und des Trostes wohl bedürftig ist." Schon beim Eintritte hatte der Schloßherr die schüchterne Grete mit Theilnahme betrachtet, und diese stieg, als Rosel ihr Geschick und des Vetters Haft vorbrachte. Der Graf richtete an Grete einige Fragen, die sie mit Demuth und Verstand beantwortete. In dieser Sache, wo der Ausspruch des Gerichtes noch nicht erfolgt schien, ließ sich freilich nicht viel machen; doch erklärte sich der Graf bereit, ihrer Bitte zu willfahren, und ihr einen Brief an einen der Räthe in Innsbruck mitzugeben. Mit freundlichem Zuspruche und der Ermunterung, auf den Herrn zu vertrauen, entließ er sie Beide; den Brief sollte Margarethe noch diesen Tag zugeschickt erhalten.

Als sie über die Marmorstufen hinabgingen, trat ihnen der Jäger abermals in den Weg; auch dießmal richtete er sein Auge scharf und prüfend auf Margarethe. „Ja, es ist so," hob er plötzlich an und faßte mit freudiger Ueber-

raschung ihre Hand; „es muß so seyn; du bist das Gretele vom Stern!"

„Das bin ich," erwiederte sie verwundert; „aber wer seyd denn Ihr?"

„Ei was? mich solltest du doch noch kennen? Weißt du nimmer, wie vor zwei Jahren um Weihnachten ein Bursche halb erfroren in dein Wirthshaus kam? Du gabst ihm statt des Strohes ein gutes Bett, du heiztest ihm ein, brachtest ihm Fußwasser und verbandest die Beulen seiner leidenden Füße. Zum Christkindlein brachtest ihm ein Fläschlein Wein und ein Stück Kuchen; und als ich ging, zahltest du die Zeche und legtest noch einen Zwanziger und ein gutes Hemd dazu! Das hast du gethan, du gutes Gretel, und mein Lebtag denk' und dank' ich dirs."

Grete stand beschämt mit gerötheten Wangen; ja, es war so, wie der Jäger erzählte. „Brav," rief die Blinde; „Gretel, dich hat unser Herr auf das Schloß geführt. So was muß aufkommen. Aber weil du die Tiroler in deiner Heimath so gut gepflegt hast, so müssen sie dir in der ihrigen auch eine Ehre anthun. Jetzt sage nur, Dirnl, wie magst du so bekümmert seyn? Kann's dir je schlecht gehen? Ist es denn möglich, daß dich der Herr in der Noth stecken läßt?"

„Gretel," fuhr der Jäger fort, „du bleibst heute da, wie ich gehört habe; da komme ich nochmal zu dir; hab' noch ein Wörtlein mit dir zu reden."

Rosel erzählte der Annerl und deren Manne sogleich, was ihr Gast dem Jäger Gutes gethan. „Solche Besuche bringen unserm Hause Segen; die muß man ordentlich bewirthen. Annerl, richte was Gutes her, sie hat's verdient, die Gretel." Die aber in ihrer Herzensdemuth kam in immer größere Verlegenheit. „Was machen die Leute doch für ein Aufheben aus dem Bischen, was ich dem Jäger

erwiesen. Andere hätten es ja auch gethan, und wohl mehr noch," dachte sie; „und hätt' ich's nicht gethan, wär's ja eine Sünde gewesen." Aber Annerl that zu Mittag ihr Bestes; alle gute Bißlein, welche im Hause waren, mußten auf die Tafel kommen; auch der Jäger lieferte einen Beitrag „ein Butterhäschen," und zwar mit Wissen uud Willen des Schloßherrn. Gegen Abend kam er selber und brachte statt einen, gar zwei Briefe seines Herrn. Der eine lautete an einen Rath des Guberniums zu Innsbruck, der andere an eine vornehme Dame, betitelt Isabelle, Gräfin von H. Dazu hatte der gute Graf noch einen freundlichen Gruß und vier Kronenthaler als ein kleines Reisegeld gefügt. Und noch nicht genug; der Jäger, eingedenk der von Margarethe empfangenen Gutthat, legte auch einen Frauenthaler zu mit den Worten: „Gretel, den darfst mir nicht verschmähen; das ist ein Glücksgeld. Glaube ja nicht, daß ich mir wehe thue; ich habe einen guten Platz, und erst unlängst eine kleine Erbschaft gemacht." Da gab die Jungfrau nach; mit Thränen in den Augen dankte sie.

Zwei Tage noch blieb sie bei den biedern Leuten, die ihr alles Liebe erzeigten. Rosel hatte gewünscht, sie solle wenigstens acht Tage bei ihnen bleiben; aber vor Grete's Augen schwebte das Bild des unglücklichen Vetters, und trieb sie zur Eile an. So verließ sie denn, Gottes Segen über ihre Gutthäter herabrufend, das gastfreundliche Platten, und erreichte denselben Tag noch die Hauptstadt Tirols.

Achtes Kapitel.

Unverhofftes Wiedersehen. — Freud' und Leid.

Grete nahm in Innsbruck ihre Einkehr bei dem Wirthshause zum Stern, neben der Brücke am Inn. Mit einer wehmüthigen Freude begrüßte sie, der Heimath gedenkend,

den mächtigen, in drei Strahlen ausflammenden Schild. Die Wirthin, eine gar liebe Frau, nahm sie freundlich auf, wies ihr sogleich ein hübsches Zimmer an, und hatte eine große Freude, als sie hörte, daß die Heimath ihres Gastes auch ein Wirthshaus zum Stern sey. „Das ist recht, daß du bei mir eingekehrt bist; gleich zu gleich, sagt das Sprichwort, gesellt sich gern; aber zwischen mir und dir ist doch ein Unterschied. Du bist ein Morgenstern, ich bin ein Abendstern, der bald auslöschen wird. In Gottes Namen, wenn nur der Herr uns drüben das Licht wieder anzündet! Schau hinaus, Dirnl, schau' meinen Stern an; er hat drei Strahlen; weißt du, was sie bedeuten? Der eine Strahl zeigt den Glauben an, der andere die Hoffnung, der dritte die Liebe. Schau', wenn unsere Sterne (unsere Seelen) in Glauben, Hoffnung und Liebe leuchten, dann mein' ich schon, wird unser Licht drüben nicht auslöschen, sondern in der Glorie unsers Herrn nur desto mehr glänzen." Die Wirthin hatte den rechten Ton getroffen; ja, nur Glaube, Hoffnung und Liebe können das arme Menschenherz beruhigen und trösten.

Des andern Tages wollte Grete die Briefe des Schloßherrn abgeben; die Gräfin Isabelle hatte, so hieß es, seit vier Wochen Innsbruck verlassen, und war in ihr Landgut bei Wörgl gezogen. Nun suchte sie den Gubernialrath auf. In seinem Hause ging es vornehm her. Die Bedienten nahmen ihr den Brief ab, ließen sie aber nicht zu dem Herrn, sondern bedeuteten ihr, am andern Tage wieder nachzufragen. Doch mußte sie der Graf in diesem Brief dringend empfohlen haben; denn des Abends noch erschien ein Bedienter in dem Wirthshause zum Stern, und lud Margarethen zu seinem Herrn ein. Der Rath nahm sie mit vornehmer Güte auf, und hörte ihr Anliegen aufmerksam an. Er gab wenig Trost; es wäre ein verdrieß-

licher Handel; die Schuld des Vetters außer Zweifel. Die Anklage wider ihn laute auf Schmuggelei und Spionage; der erstern sey er bereits überwiesen, der andern mehr als verdächtig. Die kaiserliche Regierung hätte allerdings auf des Vetters Eigenthum Beschlag gelegt, was nicht anders als billig und gerecht; denn er hätte dem kaiserlichen Aerar mehr als 15,000 Gulden Schaden zugefügt. Uebrigens sitze der Schuldige auf der Festung Kufstein, und verfalle allerdings zu Zeiten in Wahnsinn; dieß sey auch die Ursache, warum sein Prozeß noch fortdauere und das Urtheil noch nicht gesprochen sey.

Margarethe hatte diesen Eröffnungen, welche ihr der Rath mit ernster Amtsmiene und großer Weitschweifigkeit gemacht hatte, voll steigender Beklemmung zugehört, und brach am traurigen Schlusse in Thränen aus. Mit Mühe nur konnte sie die Bitte hervorbringen, man möge ihr doch gestatten, den Vetter zu besuchen. Der Rath schüttelte bedenklich den Kopf. „Kind," sprach er, „du weißt nicht, was du verlangst; der Anblick ist nicht für dich; du möchtest ihn schwerlich ertragen." Aber Grete ließ mit Bitten nicht nach. „Wenn ich mich seiner nicht annehme," rief sie, „welche Seele auf der weiten Erde soll sich denn um ihn kümmern? Er ist ja der Bruder meiner Mutter und hat mich aufgezogen!" Darauf schrieb ihr der Rath ein Billet und trug ihr auf, dasselbe dem Festungskommandanten von Kufstein zu geben; der würde sie zu dem Vetter führen. Sie ahnete freilich nicht, daß sie diesen bald in anderer Weise wiedersehen sollte! — Margarethen war jetzt ein Stein vom Herzen; dem mächtigen Herrn die Hand küssend, eilte sie fort, und schon des andern Morgens war sie auf dem Wege nach Kufstein. Die Wirthin hatte ihr die Zeche erlassen, und ihr gar viele herzliche Worte auf die Reise mitgegeben. Deren bedurfte die Jungfrau mehr

als je; was ihr der Rath gesagt, hatte sie tief betrübt und ihre Hoffnung nicht wenig niedergeschlagen.

Wie sie nun in ihren Sorgen und Kümmernissen dahergïng, fiel ihr ein schönes Lied ein, das Frau Perpetua in Leidensstunden zu singen gewohnt war, und es war ihr, als flüsterte ihr ein guter Engel zu, dasselbe anzustimmen und so sich zu trösten.

Scheint das harte Kreuzholz
Mir ein lästig' Joch,
Denk' ich: meines Heilands
Kreuz war schwerer noch.
Rauher ist kein Weg gewesen,
Als den Er Sich auserlesen.

Wenn mich Feinde höhnen,
Meines Weh's sich freu'n,
Denk' ich jener Rotten,
Die das „Kreuz'ge" schrei'n,
Fleht der Herr für Mörder Segen,
Darf ich finst're Rachsucht hegen?

Greifen meine Ehre
Böse Menschen an,
Gleiches hat dem Reinsten
Einst der Mensch gethan;
Ihn, der alle Welt regieret,
Hat die Dornenkron' gezieret.

Muß ich viel entbehren,
Drückt mich schweres Leid,
Denk' ich an den Aermern
Ohne Bett' und Kleid,
Dem man Gall' und Essig spendet,
Der auf hartem Pfuhl geendet.

Fesselt an das Bett
Schwere Krankheit mich,
Denk' ich an das Kreuzholz,
Wo der Herr verblich;
Der ein schlimmes Loos gefunden,
Blutend aus so vielen Wunden.

Will der Tod mich holen
Aus der Erdennoth,
Denk' ich: ach, viel härter
War des Heilands Tod;
Ihm ist grausam er erschienen,
Mir zeigt er viel mild're Mienen.

Was ich immer leide,
Was mich immer quält,
Halb nur brauch' ich leiden,
Weil nie Trost mir fehlt;
Hat der Herr viel mehr ertragen,
Darf dann wohl sein Diener klagen?

Was ihr Mund sang — ihr Herz empfand es, und erhob sich aus der Tiefe der Angst und Sorgen; die Hoffnung, es werde der Herr ihr Alles zum Besten lenken, erfüllte lebendiger als je ihr Gemüth. Eine Ahnung regte sich in ihr, als sey sie bald am Ziele, aber ein Kampf ihr gesetzt, härter denn alle, die sie früherhin bestanden. Da neigte Margarethe demüthig ihr Haupt, betend: „Herr, Dein Wille geschehe, Du wirst Dein armes, bedrängtes Kind nicht verlassen!“ So erreichte sie desselben Tages noch Rattenberg. Ein kurzer Schlummer und die Sehnsucht, doch einmal zu dem Vetter zu kommen, gaben ihr die Kräfte, daß sie am folgenden Morgen in aller Frühe aufbrechen konnte; noch vor Mittag gelangte sie nach Wörgel. Dort sprach sie in einem Gasthause zu, sich etwas zu laben; es bedurfte ja der Eile für heute nimmer. Sie fragte sogleich nach dem Landhause der Gräfin Isabelle; es lag kaum eine halbe Stunde von Wörgl. Von hier nach Kufstein war nur mehr noch eine Post.

Und gerade um dieselbe Stunde befand sich die Dame, welche Margarethe suchte, in dem herrlichen Garten ihres Schlosses, der sich längs der Landstraße hinzog, und jetzt, mit den duftigsten Blumen und blühenden Fruchtbäumen

geziert, einen prachtvollen Anblick darbot. In einer Laube, über welche Rosen und Lilien ein Dach flochten, saß die edle Frau; zu ihren Füßen spielte ein etwa drei Jahre altes Töchterlein mit einem zahmen Reh; vor ihr stand ihr Sohn, ein Knabe von zehn Jahren. Auf ihn richtete sie den ernsten Blick, und sie fragte: „Robert, warum hast du denn Willibald, deinen Spielkameraden, gestern so gröblich geschmäht, warum gar geschlagen?"

„Er hat mich," antwortete Robert, „mit einem Steine an den Arm geworfen."

„Das geschah beim Spielen, aus Unvorsichtigkeit. Willibald bat dich sogleich um Verzeihung; aber du, in deinem Zorne, hörtest ihn nicht, sondern vergaßest dich so weit, ihn zu schelten und zu schlagen! Ist das ein edles Benehmen? handelt so ein Christ?"

„Mutter," sprach beschämt der Knabe, „es hat mich sogleich gereut, und heute früh, ehe wir noch in die Kirche gingen, sind wir mit einander wieder gut geworden."

„Du hast nicht blos Willibald gekränkt; du hast auch mir, deiner Mutter, durch deinen Zorn wehe gethan. Armes Kind, was wird aus dir einst werden, wenn du jetzt schon über jede Kleinigkeit aufbrausest, und in deinem gähen Zorne jede Rücksicht vergißt! Du wirst deinen Eltern noch bittern Jammer bereiten!"

Robert sah mit einem flehenden Blicke die Mutter an, und küßte ihr fast weinend die Hand. „Ich will mich gewiß bessern," betheuerte er, „Mutter, du sollst mich nie wieder zornig sehen! Strafe mich, nur sey mir wieder gut!"

„Robert, sey achtsam auf dich und bete zu dem Herrn um die Gabe der Sanftmuth und Friedfertigkeit. Versprich mir, alltäglich den schönen Spruch des Herrn beim Morgengebete zu wiederholen, den Spruch nämlich: „Selig sind

die Sanftmüthigen und Friedfertigen; denn sie werden die Kinder Gottes genannt werden."

Der Knabe versprach es. „Mutter," lautete seine Betheuerung, „ich will Niemanden mehr schelten, schlagen oder verletzen; aber Allen will ich Gutes thun, selbst Denen, die mich gekränkt haben. Und sollte der böse Wirth vom Stern selber kommen, ich wollte ihm alles Liebe erweisen."

Besänftigt voll Wohlwollen blickte die Mutter auf ihr Söhnlein; da unterbrach ein wildes Geschrei, mehr dem Gebrüll eines Thieres, als einer menschlichen Stimme ähnlich, ihr weiteres Gespräch. Ueberrascht blickte die Dame über die niedere Taxuswand hinaus, und bemerkte einen Gerichtsdiener, der einen alten, bärtigen Mann transportirte. Dieser, so schien es, widersetzte sich auf jede Weise, schrie, lärmte, stieß, so, daß der Gerichtsdiener denselben nur mit großer Mühe vorwärts bringen konnte, obgleich er ihm die Hände gebunden hatte. Sie kamen dem Landhause immer näher; die Dame hatte keine Lust, länger Zeuge des traurigen Schauspiels zu seyn, und wollte sich eben entfernen, als der Gefangene vor dem Thore des Gartens, vor ihren Augen auf's Neue mit seinem Begleiter rang, und von diesem überwältigt, unter fürchterlichem Wuthgeschrei in den Straßengraben stürzte, und gleich einem Sterbenden bleich, Schaum vor den Lippen, mit den geballten Fäusten wie wüthend umherschlagend, dalag. Schaudernd wandte sich anfangs die Dame von diesem Anblicke; aber bald gewann in ihrem Herzen die Liebe die Oberhand. Sie öffnete das Thor und fragte den Gerichtsdiener, der verschnaubend den Schweiß von der Stirne sich trocknend, gleichgültig dastand, wer der Mann wäre, und ob er vielleicht gar sterbe?

„Nichts weniger, als sterben; der Elende hat nur wieder einen Anfall," war dessen Antwort. „Er ist ein Schmuggler, ein Spion, und uns gestern aus der Festung entsprungen;

mußte ihn die ganze Nacht suchen, bis ich ihn fand." Und nun strömte aus seinem Muude eine Fluth von Schmähungen und Verwünschungen über den Unglücklichen.

Die Dame sandte eiligst Robert in das Schloß, einen Bedienten zu holen, und Wein, Wasser und Essig herbeizuschaffen. Das große Elend des Menschen, der vor ihr lag, hatte jedes Gefühl des Schreckens in ihr ausgelöscht; sie blickte ihn mit Augen innigsten Mitleids an. Und sie neigte sich herab zu ihm, immer näher zog es sie zu dem Manne. Nicht zum ersten Mal sah sie ihn; trotz dieser geschlossenen Augen, des verwilderten Bartes und des Schmutzes, der auf den Zügen lag, erkannte sie den Unglücklichen, und mit der tiefsten Erschütterung rief sie: „Das ist der Wirth vom Stern!"

„So kennt Ihr ihn, gnädige Frau?" fragte der Gerichtsdiener verwundert. „Mag seyn, daß er es gewesen ist; er ist ein Narr, ein boshafter, durchtriebener dazu. In der Festung hat er einen ganz eigenen Namen, den ich aus Respekt gar nicht nennen will. Aber er verdient ihn, diesen Namen. Hab' ihn heute früh, denkt Euch! gar in einem Schweinstall gefunden; dort hat er, wie er mir gestanden, die Nacht zugebracht, und sein Nachtmahl und Frühstück mit den Schweinen aus Einem Troge gehalten."

„In einem Schweinstalle?" rief die Gräfin, und es schien, als hätte sie ein Blitz berührt; sie hob das Auge zum Himmel und rief: „O Gerechtigkeit Gottes, wie furchtbar ist dein Walten!" Der Mann, der, alles Gefühl verläugnend, ihr die Herberge abgeschlagen, sie für die Nacht in den Stall der Schweine gewiesen, und deren Futter ihr zur Speise angeboten, er hatte selber kein anderes Nachtlager gefunden, als den Schweinstall, keine andere Nahrung empfangen, als jene der Schweine! Thränen flossen aus den Augen der Dame, und leise flehte sie, über

den Jammervollen gebeugt: „Herr erbarme dich seiner! um Jesu willen kürze ab die Zeit seiner Strafe und seines Leidens!“

Jetzt kehrte Robert mit einem Diener zurück. Dieser zuckte bei dem Anblicke des Ohnmächtigen zusammen, und sah bedeutend auf die Gräfin. Es war Peter. Sie gab ihm einen Wink zu schweigen, und befahl ihm dann, mit allem Eifer sich des Ohnmächtigen anzunehmen. Alle Mittel, denselben zum Bewußtseyn zu bringen, zeigten sich indeß wirkungslos. Da ließ ihn die Gräfin in das Schloß bringen, und übernahm, bis der gerufene Arzt kam, selber seine Pflege. Der Gerichtsdiener staunte, wie man mit einem derartigen Vagabunden ein solches Aufheben machte; hätte er erst gewußt, wie die Gräfin mit ihm bekannt geworden! Robert war eifrigst bemüht, der Mutter bei der Pflege des Kranken zu helfen; plötzlich erkannte er solchen. „Mutter,“ rief er erschrocken, „das ist ja der Mann, der mich vor zwei Jahren geschlagen hat!“

„Er ist es,“ antwortete diese; „aber kannst du bei dem Anblicke seines Jammers noch an deine Schläge denken? Weißt du, was du heute versprochen hast?“

„Und ich werde es halten, Mutter!“ betheuerte Robert, und half ihr bei der Wartung des Kranken mit einem Eifer, mit einer Liebe, als sey dieser sein Bruder. Endlich schlug der Wirth die Augen auf und betrachtete, umherstarrend, verwundert die Anwesenden. Man bot ihm ein Glas Wein; er goß ihn gierig hinab und sprach dann: „Ich kann ihn aber nicht zahlen; Ihr kriegt Alle nichts von mir; ich habe nichts.“

„Das ist beständig seine Rede: ich habe nichts, ich geb' nichts, Ihr kriegt nichts,“ sprach der Scherge zu der verwunderten Gräfin. „Er will nur nehmen, nichts geben. Muß wohl ein Geizhals sonder Gleichen gewesen seyn.“

Diese seufzte auf; sie dachte an das Geschick ihrer lieben Margarethe. Wie war der Wirth doch auf die Festung gekommen? durch welches Ereigniß hatte er seinen Verstand verloren? was mochte aus ihrer Margarethe geworden seyn? Der Gerichtsdiener wußte nur, daß sein Gefangener wegen Schmuggels auf der Festung sitze. Die Ankunft des Arztes unterbrach weitere Erkundigungen. Nach seinem Ausspruche war des Wirthes Anfall vorüber, und er konnte ohne Gefahr auf einem Wagen nach der Festung weitergebracht werden. Die Gräfin traf Anstalten denselben herbeizuschaffen, worüber der Scherge sehr erfreut war. Vor der Abfahrt ließ die edle Frau dem Wirthe noch ein gutes Mittagsmahl bereiten, und brachte ihm Kleider und Wäsche; er war deren um so mehr bedürftig, als die seinigen nicht blos zerlumpt, sondern mit Schmutz aller Art bedeckt waren. Einen guten Theil davon hatte Peter gespendet, der nun alles Frühere vergessen hatte, und gleich seiner edlen Gebieterin nur Mitleid mit dem Unglücklichen empfand. Der Wirth nahm Alles mit einer Art wilder Freude an. „Aber dieß sag' ich Euch," wiederholte er öfters, „geben kann ich Euch nichts dafür; ich habe nichts; sie haben mir Alles genommen; ich muß jetzt hausen, daß ich wieder etwas zusammenbringe." Es kam auch Robert und brachte ihm mit Erlaubniß der Mutter, aus seiner Sparbüchse einige Zwanziger; die schob er hastig und heimlich ein, als sollte es Niemand sehen. Endlich fuhr der Wagen an; vergnügt und singend stieg der Unglückliche hinauf, und fuhr jubilirend fort, als ging' es zu einer Hochzeit, und nicht in den Kerker.

So wie die Gräfin, Peter und Robert rächen sich Christen!

Dieß so seltsame Zusammentreffen mit dem Wirthe hatte die edle Dame tief aufgeregt; bald wandte sich ihre Sorge ganz auf Margarethe, und sie hätte viel darum

gegeben, von ihrem Geschicke Näheres zu wissen. Um sich zu zerstreuen, begab sie sich in den Garten zurück und verlangte nach Mathilden, ihrem Töchterlein. Die Kammerfrau ging, das Kind zu holen; die Gräfin setzte sich in die Laube, und wieder richteten sich ihre Gedanken auf Margarethen, deren Bild lebhafter als je sich vor ihren Augen zeigte. Da klang das Thor des Gartens; ein junges Mädchen in der Tracht des Allgäus trat schüchtern ein, in der Hand einen Brief, und schaute forschend umher. Von der Laube aus sieht die Gräfin die Eintretende und erhebt sich rasch. Mit dem Ausrufe: „Du bist es?" eilt sie ihr entgegen; aber plötzlich faßt sie sich; ihr Antlitz nimmt eine würdevolle, strenge Miene an, und sie fragte die Eingetretene, was sie wolle?

Bei diesen mit Ernst gesprochenen Worten hält das Mädchen inne; der Strahl der höchsten Freude, der sich plötzlich über ihr Auge ergossen, verbleicht und scheu, schmerzhaft fast, erwiederte sie, sie hätte an die Dame dieses Hauses ein Brieflein zu übergeben.

„Das bin ich; aber kennst du sie denn nicht?" sprach die Gräfin, und richtete einen Blick voll Liebe auf Grete.

„Ja, Ihr seyd es," rief diese mit einem lauten Rufe der innigsten Freude; „Ihr seyd es, mein Herz sagt's mir, obgleich Ihr jetzt andere Kleider tragt, und das Aussehen einer Fürstin habt."

„Ja, meine Margarethe," versetzte die Frau und zog das Mädchen an sich, „als wir uns das erste Mal sahen, war mein Anzug wohl etwas anders. O wie danke ich Gott, daß Er dich zu mir führt!"

Nun ging's an ein Erzählen. Mit herzlicher Theilnahme erfuhr die Gräfin die traurigen Schicksale der Jungfrau, und jetzt konnte sie sich wohl erklären, wie der Wirth um seinen Verstand und auf die Festung gekommen sey.

Sie las den Brief; er kam von ihrem Oheim, und enthielt eine dringende Empfehlung der Ueberbringerin; als ob es deren bei der Gräfin bedurft hätte! Die edle Dame faßte jetzt Margarethens Hand und zog sie in das Schloß. „Du wirst Hunger und Durst haben, mein Kind; jetzt ist es an mir, dich zu bewirthen. Möchte ich es auch nur so gut und liebevoll können, wie du vor zwei Jahren in der Schwaige!"

Im Schlosse traf das Bäslein des Wirthes auf Robert und Peter. Das war eine Ueberraschung, das war eine Freude! Jeder wollte wissen, wie es ihr ergangen und wie sie hieher gekommen? Vor Erzählen wäre sie bald gar nicht zum Essen gekommen; die Gräfin selber mußte kommen, und sie zu Tische führen. Das war ein Mahl, wie Margarethe noch nie gesehen, viel weniger gekostet hatte! Mehr noch als die süßen Speisen erquickte sie die Güte und Liebe der Gräfin. Aber wie war es denn möglich, daß diese Dame aus dem edelsten Geschlechte und von so großem Reichthume doch so arm, so verlassen vor zwei Jahren nach dem Wirthshause zum Stern kommen konnte? Bei Tische lösete die Gräfin ihrem Gaste das Räthsel.

In jener Zeit war Karl II., König von Spanien, aus dem Geschlechte Habsburg, ohne Kinder gestorben, und hatte, seine nächsten Verwandten, den Kaiser Leopold I. von Deutschland und dessen Söhne übergehend, den Enkel des mächtigen und ländersüchtigen Königs Ludwig XIV. von Frankreich, Philipp, zum Erben seines ungeheuern Reiches eingesetzt. Darüber brach nun der Krieg zwischen König Ludwig XIV. und Kaiser Leopold aus; es suchte jeder seine Partei zu verstärken und sich Bundesgenossen zu gewinnen. Von besonderer Wichtigkeit war unter diesen Verhältnissen die Bundesgenossenschaft des Herzogs von Savoyen, da die Alpenpässe und Eingänge nach Italien in

seiner Gewalt waren. Der König wie der Kaiser boten Alles auf, den Herzog für sich zu gewinnen; dieser erklärte sich nach langem Schwanken für die Partei Ludwigs. Um das Letzte zu versuchen, und wo möglich jetzt noch den Herzog von Frankreich abzuziehen, sandte Leopold in der Stille einen seiner tüchtigsten Räthe, den Grafen von H. nach Turin, der Residenz des Herzogs. Dieß war ein gefährlicher Auftrag; schon standen die französischen Truppen in Savoyen und hatten alle Päße besetzt. Aber der Graf, ein Mann voll Muth und Ergebenheit gegen seinen kaiserlichen Herrn, ließ sich nicht schrecken. Ein Umstand schien das Wagniß zu begünstigen. Es hatten die Aerzte seiner Gemahlin, die seit einiger Zeit sehr leidend war, den Gebrauch der Bäder in Nizza verordnet. Es konnte somit der Graf, ohne Aufsehen zu erregen, seine Gemahlin nach Nizza begleiten, den Weg über Turin einschlagen, und dort nach dem Willen seines Herrn die Unterhandlungen mit dem Herzoge auf's Neue anknüpfen. Aber wie es schien, hatten die Franzosen bereits von dem Plane Kenntniß erhalten. Sie überfielen den Grafen auf der Grenze, die Savoyen von Genf scheidet, und nur mit Mühe konnte er sammt den Seinigen unter der Verkleidung eines armen Landkrämers, entrinnen. Um mit größerer Sicherheit und Leichtigkeit die Flucht fortsetzen zu können, (denn die Franzosen verfolgten ihn noch tief in die Schweiz), trennte er sich von seiner Gemahlin und seinen Kindern, und übergab sie dem Schutze Peter's, seines treuen Kammerdieners. Während er sich selber nach Tirol wandte, schlugen jene die Straße nach Schwaben ein, wurden aber unterwegs von Räubern überfallen und gänzlich ausgeplündert, so, daß ihnen kaum das nackte Leben blieb. In einem solchen Zustande kamen sie zu dem Wirthshause zum Stern, und hier ward ihnen seit vielen Tagen der Trübsal durch die Liebe Margarethens

zum ersten Mal eine Erquickung, die ihr gebeugtes Gemüth wunderbar aufrichtete und tröstete.

Sie brachten die Nacht in der Schwaige zu. Doch des andern Tages in aller Frühe traf die Reisenden ein Edelmann aus dem Gefolge des Fürstbischofes von Augsburg; es nahm dieser an der großen Jagd Antheil, die der Adel der Umgegend seinem hohen Herrn zu Ehren abhielt. Mit Verwunderung erkannte er in der schlechtgekleideten Frau eine der edelsten Frauen Oesterreichs, lud sie ein, ihm zu dem Fürstbischofe zu folgen, der sich ganz in der Nähe, zu Füssen, aufhalte, und bot sich an, sie sogleich dahin zu geleiten. Die Dame nahm mit Dank dieß freundliche Anerbieten an, und brach ohne Verzug auf, da, wie sie von dem Edelmann hörte, der Fürstbischof noch diesen Tag Füssen verlassen wollte. So kam es, daß Margarethe ihre Gäste nimmer fand; jetzt verliert auch die Flasche Wein, womit der Edelmann die Dame bewirthete, ihr Auffälliges. Die Gräfin fand es für gut, eine Zeitlang selbst vor Margarethen Stand und Schicksale zu verschweigen; noch standen die Franzosen in der Nähe, noch fehlten ihr die Nachrichten über ihren Gemahl; eine Unvorsichtigkeit konnte viel verderben. In Füssen ward ihr die ehrenvollste, freundlichste Aufnahme bei dem Bischofe, der vor seiner Abreise für all' ihre Bedürfnisse mit väterlicher Liebe sorgte. Auch sie reisete diesen Tag noch ab, voll Sehnsucht, über das Geschick ihres Gemahles Weiteres zu erfahren. Sie kam nach Wien; zu ihrer größten Freude traf sie den geliebten Gatten dort in voller Gesundheit, von dem Kaiser belohnt und mit neuen Aufträgen beehrt, die ihn wieder in weite Ferne riefen, und auch dießmal veranlaßten, seinen Namen und Stand zu verbergen. Die Gräfin, welche ihn mit den Kindern begleitete, schrieb nun an Margarethe, ohne ihr jedoch, der Sendung ihres Gatten halber, Stand, Name

und Wohnort offenbaren zu können. Der zweite Brief kam wegen der Kriegsunruhen jener Zeit nicht in Margarethens Hände. Mit ihrem Gemahl kehrte die Gräfin, nach dessen vollendeter Sendung, dann nach Wien zurück, und begleitete ihn später nach dem schönen Tirol, wo er beträchtliche Güter besaß.

„Sieh', Margarethe, so ist es mir ergangen," schloß die edle Frau ihre Erzählung. „Auch über mich und die Meinigen ist des Bittern viel gekommen, aber der Herr in Seiner Milde und Weisheit hat immer Alles uns zum Besten gewendet. Jetzt, so hoffe ich fest, wird Er uns von fernern Uebeln dieser Art befreien, und uns des Friedens genießen lassen, dessen Süßigkeit Er uns bereits zu kosten gab. Und daran, mein Kind, sollst auch du Antheil nehmen; ja, Margarethe, du mußt jetzt bei uns bleiben, dich lasse ich nimmer weg."

„Das wär' ein Glück," hob diese in tiefer Bewegung an, „das wär' ein Glück, wie ich mir nie zu hoffen getraut hätte, und wie ich es auch gar nicht verdiene. Aber, gestrenge Frau, ich darf nicht bei Euch bleiben, ich kann nicht! Ich muß ja für meinen Vetter sorgen; er hat ja in seinem Elende Niemanden als mich, und Sünde wär's und Undank, wollte ich den Bruder meiner Mutter verlassen, der mich vier Jahre genährt und gekleidet hat." Thränen flossen aus den Augen der Jungfrau, und ein tiefer Gram umdüsterte ihre freundlichen Züge, bezeugend, wie schwer ihr dieß Opfer fiele.

Die Gräfin war edel genug, die Seelengröße Margarethens zu würdigen, und fühlte hierüber die innigste Rührung. Dieß Mädchen, das vor ihr stand, an Jahren fast noch ein Kind, wollte den angebotenen Ueberfluß und die schönsten Aussichten auf ein gutes Leben aufopfern, um einem Manne beizustehen, der, obgleich der Bruder ihrer

Mutter, doch als solcher nicht gehandelt, der ihr so viel Ungemach bereitet, sie völlig vernachlässigt hatte und einzig seinem Gotte, dem Gelde, nachgegangen war. Dieser Mann saß noch dazu im Gefängniß, unterlag Anfällen der Tobsucht und des Wahnsinnes; keine einzige seiner übeln Eigenschaften hatte er abgelegt, wohl aber schien seine Rohheit und Habgier wie sein Zorn noch in seinem Jammer gewachsen zu seyn. Dieß Alles setzte die Gräfin mit der ganzen Beredsamkeit eines besorgten, liebevollen Herzens Margarethen auseinander; sie entwarf ihr ein Bild von seiner Erscheinung, von seinem Benehmen, wie er sich heute vor ihr im Schlosse gezeigt. Aus Gretens Augen brachen Thränen des tiefsten Wehes; aber Alles, was ihr die Gräfin erzählte, war ihr ein Beweis, daß des Vetters Jammer bei weitem größer sey, als sie geglaubt hatte, und sie hielt es deßhalb nur um so mehr für ihre Pflicht, nach Kräften seine Noth zu lindern, und ihm auf jede mögliche Weise beizustehen. Das erklärte sie der Gräfin mit demüthigen, aber entschiedenen Worten; heute noch wollte sie ihren Weg nach Kufstein fortsetzen.

„Und glaubst du, man wird dich zu ihm lassen?" fragte die Gräfin.

„Meine schon, der gute Herr in Innsbruck hat mir ein Brieflein an den Obersten in der Festung mitgegeben; sie werden mir schon aufmachen."

„Und was dann weiter?"

„Dann werde ich zu den Herrn in der Festung sagen, sie sollten dem Vetter erlauben, daß er mit mir wieder nach Hause gehen darf."

„Kind, das wird nicht so leicht gehen," erwiederte die Gräfin, über die Einfalt Margarethens unwillkürlich lächelnd.

„Warum denn nicht? sie haben ihn lange genug gehabt.

Der alte Mann mit seiner Krankheit und seiner Narrheit muß ihnen ja lästig fallen; sie haben die Geduld, die ich mit ihm haben werde, gewiß nicht. Zudem, was wollen sie denn noch mehr von ihm? Sein Geld haben sie ja schon, das ist eine schöne Summe — sie sollen's behalten, keinen Heller will ich davon; aber den Vetter sollen's herauslassen; den sollen's mir geben."

„Aber was thust du denn mit dem Vetter, wenn sie ihn dir geben, Grete? Sein Vermögen ist eingezogen, das deinige ganz gering; wie wird es euch dann ergehen? Nicht gut, fürchte ich."

„Ich vertrau' auf Gott; Er, der die Vögel in der Luft speiset, die Blumen auf dem Felde kleidet, wird Sich auch über uns erbarmen. Uebrigens bin ich gesund, jung, und habe kräftige Arme; ich kann arbeiten, und im Nothfall auch betteln. Gestrenge Frau, Ihr werdet sehen, es geht schon."

„O du gutes Kind," rief die Gräfin mit nassen Augen, und zog Greten an sich; „dein Wille geschehe! Es wäre ja Sünde, dich von einer That abzuhalten, welche die Engel des Himmels selber freuen wird. So gehe denn zu deinem Vetter; dir kann der Segen Gottes nicht fehlen. Auch ich werde das Meinige thun; es kommen mir auf einmal viele und gute Gedanken, wie euch zu helfen sey."

Im Wagen der Gräfin und begleitet von deren Sekretär, fuhr Grete nach Kufstein. Auf das von Innsbruck mitgebrachte Billet erhielt sie unschwer Zutritt zu dem Vetter; ängstlich und voll schlimmer Ahnung folgte sie dem Kerkermeister durch die engen, dunkeln Gänge, über die schmalen Stiegen hinauf in die Stube, wo der Unglückliche seine Haft erduldete. Als sie eintrat, saß er auf der Erde, das Auge starr vor sich, die Hände bewegend, als zählte er; nicht im Mindesten schien er sich um die Eintretenden zu bekümmern. Erst als Grete ihm wiederholt rief, und seine

Hände faßte, blickte er sie an, und schrie mit furchtbarer Stimme: „Grete, mein Haus brennt, die Schelme haben's angezündet; mache, daß gelöscht wird!" Nun ergoß sich sein Zorn in furchtbare Verwünschungen, in Schmähungen über seine Gesellen, und endigte in Klagen, daß er nun bettelarm sey. Das Bäslein stand da, zitternd und bleich; nur mit äußerster Anstrengung fand sie die Kraft, einige Worte des Trostes zu ihm zu sprechen. „Ja," hob er dann an, „wie du, sprechen gar Viele, aber sie geben mir nichts; Grete, hast du nichts? ich habe gar nichts!"

Mit Thränen in den Augen gab ihm diese ein Stück Kuchen und etwas Schinken, das Geschenk der Gräfin für die Reise, und ließ ihm dann mit Einwilligung des Wächters einen Schoppen Wein holen. Mit thierischer Gefräßigkeit verschlang der Wirth Alles. Der Wächter erzählte ihr unterdeß, daß sein Gefangener die Woche wohl zwei- bis dreimal solche Anfälle der Wuth hätte, die nicht selten sogar die Zeichen der hinfallenden Sucht an sich trügen.

Das, was sie gesehen und gehört, fiel Margarethen mit Zentnerschwere auf das Herz; was sollte sie thun? Der Vetter ergriff sie jetzt bei der Hand und begann: „Grete, sie haben mir das Haus verbrannt, all' mein Vermögen mir gestohlen; jetzt wollen sie mir das Leben auch noch nehmen. Mache, daß ich aus dieser Mörderhöhle komme!" Der Wächter blickte mitleidig auf Grete, die, ein Bild des tiefsten Jammers, das nasse Auge hülfeflehend zum Himmel wandte, und rieth ihr, die Stätte des Elends zu verlassen. Sie ging, und draußen brach ihr Jammer aus; der Wächter suchte sie zu trösten und führte sie auf ihr Verlangen zu dem Arzte der Festung; sie wollte bei ihm weitere Erkundigungen über den Zustand des Vetters einholen. Der Doktor zuckte die Achseln und erklärte, hier, in dem Gefängnisse, würde des Vetters Leiden zunehmen, ja es könne,

trotz aller Sorgfalt, zuletzt noch in vollen Wahnsinn ausarten. Befreiung, der Genuß der Landluft, milde, freundliche Pflege möchten sich für den Kranken besonders heilsam erweisen.

Des Arztes Worte richteten Margarethens sinkenden Muth in Etwas wenigstens wieder auf; es war ihr so doch ein Fünklein Hoffnung für die Genesung des Vetters geblieben, und sie gelobte auf's Neue, Alles zu seinem Besten, zu seinem körperlichen und geistigen Heil aufzubieten, jedes Opfer dafür zu bringen. Sofort eilte sie zu dem Kommandanten der Festung, und bat ihn voll kindlicher Einfalt, er möge doch den Vetter mit ihr nach der schwäbischen Heimath ziehen lassen; er hätte genugsam gebüßt, und es sey um so mehr an der Zeit, die Gnade einmal eintreten zu lassen, nachdem ihr Vetter durch sein Vermögen den Schaden wieder gut gemacht hätte, und bei längerem Aufenthalt in Gefahr stünde, um seine Gesundheit, ja selbst um seinen Verstand zu kommen. Mit sichtbarem Wohlgefallen hörte der Oberst, ein alter Krieger, dem Mädchen zu, das so eifrig und beredt für seinen Oheim sprach; aber natürlicher Weise konnte er die Bitte nicht bewilligen. „Das vermöchten nur die Herrn von Innsbruck," meinte er, „dahin solle sie sich wenden; er seinerseits wolle gerne ihr Gesuch durch einen günstigen Bericht unterstützen. Aber lieber wolle er zehn Feldzüge gegen die Türken mitmachen, als nur Einen Tag mit ihr den schlimmen Vettersmann hüten."

So kehrte Margarethe des andern Tages nach dem Landhause der Gräfin zurück, und fand daselbst deren Gemahl, welcher schon längst gewünscht, sie kennen zu lernen. Er nahm sie mit aller Liebe auf, und bot ihr seinen Beistand an. Die Jungfrau erzählte, wie es ihr in Kufstein ergangen, und bat mit gefalteten Händen, ihr und dem Vetter beizustehen. Nochmals und eindringlich stellte auch der Graf alle Lasten, alle Beschwerden und Gefahren dar,

welche auf sie durch die Pflege des Vetters fielen. Margarethe beharrte dennoch auf ihrem Vorhaben; ihre Antwort auf solche Vorstellungen war jederzeit: „Er ist der Bruder meiner Mutter, er hat mir doch Gutes gethan; er hat Niemand als mich; wie könnte ich in der andern Welt meiner Mutter in das Angesicht sehen, verließe ich in dieser ihren Bruder? Ich habe meiner Mutter — Gott tröste sie! — nur wenig Gutes thun können; so will ich doch ihrem Bruder alles Liebe thun, das ich vermag. Wir wollen mit einander in die Heimath gehen; so viel ist mir schon geblieben, daß ich die Schwaige zur Nothdurft wohnlich herrichten kann. Dann will ich nähen und arbeiten, wo es nur eine Arbeit gibt, und der Herr wird weiter helfen."

So ließ denn auch der Graf dem wackern Mädchen seinen Willen. Nähere Erkundigungen hatten ihm die Gewißheit gegeben, es würde der Wirth wohl kaum ein Jährlein das Leben fristen; um so weniger wollten er und seine Gemahlin Margarethen den Trost und das Verdienst rauben, unter den abschreckendsten, mühseligsten Verhältnissen den Vetter verpflegt und ihm die Augen zugedrückt zu haben. Sie behielten sich aber vor, Margarethen bei diesem edlen Werke auf jede Weise zu unterstützen. Schon des andern Tages begab sich der Graf nach Innsbruck; doch erst nach vieler Mühe und nur gegen eine bedeutende Bürgschaft ward ihm die Freilassung des Wirthes bewilligt. Margarethe vernahm diese Nachricht mit innigster Freude und dem heißesten Danke gegen ihre Wohlthäter, der Wirth mit einem an Wahnsinn grenzenden Jubel. Aber die nächste Frage war schon wieder: „Grete, ich habe kein Geld, wer gibt uns Geld zur Heimreise?" und auf's Neue brach sein Grimm in Verwünschungen und Lästerworte aus. Erst die wiederholte Versicherung Gretens, es sey bereits dafür gesorgt, beruhigte ihn.

In der That, auf die edelmüthigste Weise hatten der Graf und seine Gemahlin für alle Bedürfnisse Sorge getragen! Ein eigener Wagen, mit ihren Pferden bespannt, durch einen ihrer Diener geführt, sollte sie nach der Heimath bringen. Der Diener war angewiesen, Greten in Allem an die Hand gehen, und über ihre Sicherheit zu wachen. Im Ueberflusse versah das gräfliche Paar seinen Liebling mit Geld, mit Wäsche und Wein. Es war für Alle, zumal für Grete, eine bittere Stunde, als der Abschied kam. Sie mußte versprechen, so bald als möglich wiederzukommen, und in jedem Anliegen offen sich an den Grafen und die Gräfin zu wenden. Mit Thränen in den Augen, Gottes Segen auf ihre Wohlthäter herabrufend, schied sie von ihnen. Noch an der Thüre rief Robert in seiner kindlichen Weise: „Ich gebe dir meinen heiligen Schutzengel mit auf den Weg!"

Es war als ahnete der Knabe die Gefahr, welcher Grete entgegenging, und wohl bedurfte sie des Schutzes der heiligen Engel.

Neuntes Kapitel.

Die Heimreise. — Grete in Todesgefahr. — Des Vetters böses Ende. — Die Tage des Segens und der Ruhe.

Grete traf den Vetter in Innsbruck, wo er noch einmal, zum letzten Male, ein Verhör zu bestehen hatte. Wieder kehrte die Jungfrau bei der Sternwirthin ein, und auch dießmal nahm die fromme, liebreiche Frau mit gewohnter Herzlichkeit sie auf, und gab ihr guten Trost. „Grete," sprach sie, „halte nur fest an deinem Sterne; wo leuchtet denn der Stern heller, als bei Nacht? Jetzt umgibt dich noch die Nacht des Unglücks; aber dein Stern verbreitet ein wunderbares Licht mit seinen drei Strahlen. Diesem Lichte geh' nach; von diesen drei Strahlen lass' dich erleuchten;

glaube, hoffe, liebe — dann wird dir jede Nacht zum lichten Tag, dann bist du mitten unter Schlangen und Löwen ruhig, dann trinkst du so getrost aus deinem Becher Galle, als wäre dir Wein gereicht."

Nach beendigtem Verhöre setzten Margarethe und der Wirth die Reise ungehindert weiter. Als sie nach Platten kamen, wie hätte sie da durchfahren können, ohne die blinde Rosel zu besuchen! Das war eine Freude! Wäre ihr doch vergönnt gewesen, länger zu bleiben! aber mit einem Gaste, wie der Vetter, war nirgends gut einzukehren, noch weniger länger zu verweilen. Sein wildes, rohes Wesen, bald in leichtfertigen Gesängen, bald in Schelten und Schmähen ausbrechend, machten seine Gesellschaft für die gute, reine Jungfrau fast zu einem Marterthum. Es sollte aber bald noch ärger kommen.

Sie hatten am zweiten Tage Abends Fernstein erreicht, da lud der Wirth das Bäslein ein, mit ihm doch einen Spaziergang zu machen; er sey ganz müde von der Reise, der Abend schön, und bis sie zurückkämen, würde gerade das Abendessen bereitet seyn. Arglos folgte Margarethe. Der Vetter sang, lachte und war guter Dinge, wie sie ihn noch nie gesehen; er lief mehr als er ging. Schon hatten sie eine Stunde Wegs zurückgelegt, und dunkler ward es mehr und mehr; da bat Margarethe den Vetter, doch umzukehren, ehe die Nacht vollends einbreche und Alles mit Finsterniß verhülle. „Grete," hob aber der Wirth an, „nach Fernstein gehen wir nicht mehr. In einer kleinen Stunde kommen wir nach Bieberwier; dort bleiben wir über Nacht; es ist daselbst ein sehr wohlfeiles Wirthshaus."

„Aber um Gotteswillen, Herr Vetter, der Wagen, die Pferde, mein Gepäck — das Alles ist ja in Fernstein," rief im höchsten Schrecke die Jungfrau.

„Es ist eben der Pferde und des Kutschers wegen;

Kind, das kostet Alles zu viel Geld; wir reisen bei weitem wohlfeiler zu Fuß."

„Ja, Herr Vetter," fuhr Margarethe fort, „eben des Geldes wegen müssen wir umkehren; ich habe ja all' mein Geld dort gelassen!" Jetzt, meinte das gute Kind, jetzt müßte er doch umkehren!

Der Wirth aber lachte pfiffig in sich hinein. „Grete, kümmere dich nicht; das Geld habe ich schon mitgenommen!"

So war es auch; er hatte das Kästlein, worin die Gräfin das Geld für Margarethen verwahrt, aufgebrochen, und dasselbe ohne Scheu zu sich gesteckt. Die Jungfrau blieb bei dieser Entdeckung erschüttert stehen; Zorn und Gram zugleich kämpften in ihrer Brust, und es bedurfte ihrer ganzen Liebe, um ihr empörtes Gefühl zu überwältigen und ruhig zu bleiben.

Der Vetter jedoch fuhr fort: „Kind, sie haben dir viel Geld mitgegeben; ich habe es aus dem Grunde zu mir genommen, damit besser gewirthschaftet wird; du lässest allzuviel aufgehen. So brächten wir nichts nach Hause, und du weißt, wie sehr wir sparen müssen."

Margarethe blickte zum Himmel, auch dieß Leid dem Herrn aufopfernd und um Stärke bittend zum Ausharren. Nur eine kleine Tagreise trennte sie noch von der Heimath; dort hoffte sie mit Gewißheit auf eine Aenderung zum Bessern; dort traf sie ihre Mutter, die kluge Frau Perpetua, dort den wackern Niklas, dieß treue Herz, und seine Mutter Kathrine. Dieses Tages Last, mochte sie noch so bitter seyn, getraute sie sich doch noch zu ertragen.

So folgte sie ergeben dem Vetter nach Bieberwier. Er hatte wohl recht, wenn er das Wirthshaus daselbst als ein wohlfeiles rühmte: Geld konnte man nicht viel ausgeben; man bekam nichts. Margarethe durfte Gott danken, daß eine mitleidige Magd des Hauses ihr Lager mit ihr theilte.

Der Vetter schlief in der Wirthsstube auf Stroh, was ihm eben nichts Neues war. Als Grete nach einer bangen Nacht nach dem Vetter sah, traf sie ihn auf dem Stroh sitzend, und mit lächelnder Miene das Geld zählen, das er ihr, seiner Base, geraubt hatte. Bei diesem Anblicke ging ihr ein glühendes Schwert durch die Seele der ängstigende Gedanke: „es möge der Vetter ob solcher Habsucht und Geldliebe wohl gar um das ewige Leben kommen."

Um sein zeitliches Leben wenigstens kam der Unglückliche noch diesen Tag.

Der Sommer jenes Jahres war durch seine übergroße Hitze merkwürdig. Die Felder und Wiesen lechzten nach Regen; die Quellen versiegten, manche Bäche trockneten aus; größere Flüsse verloren so bedeutend an ihrer Wassermenge, daß sie Bächen glichen, und kaum mehr zu beschiffen waren. Eben diese Hitze machte das Reisen sehr beschwerlich. Margarethe dankte Gott, als sie Breitenwang erreicht hatten; hier wollte sich der Vetter über den Lech setzen lassen, um nach Wängle, einem Pfarrdorfe, zu kommen, und daselbst eine alte Schuld einzukassiren. Keine Brücke führte über den Lech, aber ein Fährmann war bereit, gegen eine Kleinigkeit Jeden, der es wünschte, überzusetzen. Aber dem Vetter begehrte er zu viel. „Da soll man noch zahlen," rief er, „wo man fast trockenen Fußes durchgehen kann! Grete, fürchte dich nicht; es geht uns das Wasser höchstens über den Knöchel." Der Fährmann warnte: „Nehmt Euch in Acht! trefft Ihr auch die rechte Fähre, so geht Euch das Wasser doch bis an den Leib; verfehlt Ihr sie, so kann's Euch das Leben kosten." Auch das Bäslein bat, um Gotteswillen vorsichtig zu seyn, und etlicher Kreuzer halber doch nicht zwei Leben auf das Spiel zu setzen. Den Wirth aber erbitterte der Widerspruch; seine Augen begannen zu flammen, seine Züge den Ausdruck des Wahnsinns anzunehmen.

Er umschlang mit gewaltiger Kraft Margarethen, und schreiend: „Willst du nicht, so mußt du!“ rannte er blitzesschnell in den Fluß.

Was der Fährmann befürchtet hatte, geschah. Mit Schrecken bemerkte er, wie der Rasende nach kurzer Zeit von der Furth abkam und in jene Richtung gerieth, wo der Fluß mit seinem scheinbar seichten Wasser mehr als zwölf Fuß tief dahinfloß. Umsonst war sein Rufen. Besorgt wollte er nach seinem Kahne — da hörte er einen Schrei und sah den Wirth im Wasser verschwinden, Margarethen aber, durch ihr langes Gewand über dem Wasser erhalten, zappeln und angstvoll um Hülfe schreien. Ehe er sie bringen konnte, hatte sich schon ein junger Bursche in das Wasser geworfen, und arbeitete kraftvoll und rasch zu Margarethen hin, sie mit fester Hand ergreifend und an das Ufer tragend. Sie lebte noch, nicht so der Wirth, den der Fährmann als eine Leiche aus dem Wasser zog.

Des Schiffers Haus lag nah' am Ufer; dahin trug der Bursche Margarethen, und fand an der Frau desselben die treueste Helferin. Bald schlug die Verunglückte die Augen auf, und ihr Blick traf auf — Niklas. Ihn hatte das Mahnen der Mutter, die Bitten der Frau Perpetua und noch mehr die eigene Unruhe fortgetrieben; sehen wollte er, wie es Margarethen erginge, und nach seinen Kräften ihr Beistand leisten. Hatte er ihr ja bei dem Abschiede verheißen, in Person ihr nachzuschauen, falls sie nicht bald wieder heimkehre oder doch einen tröstlichen Brief nach Hause sende. Er hatte — zu ihrem Glücke — sein Wort gelöset; wie von den Engeln Gottes gerufen, war er in dem entscheidenden Augenblicke an das Ufer des Leches gekommen, die Arme zu retten.

So hatte der biedere Niklas gehalten, was er versprochen; er war für Margarethe, die Gutthäterin seiner

Mutter, durch das Feuer, er war für sie durch das Wasser gegangen, das vermag ein treues, dankbares Gemüth.

Margarethe genas in wenigen Tagen unter der liebevollen Pflege der guten Frau des Fährmanns, die Niklas aus allen Kräften unterstützte. Als sie aufstand, lag der Wirth schon unter der Erde. Ihr erster Gang war zu seinem Grabe, wo sie lange betend kniete und heiße Thränen vergoß — wohl die einzigen, die um den Verstorbenen geweint wurden. Zu schnell war das gekommen, und es war Margarethen noch lange Zeit, als sey dieß nur im Traume geschehen. Tiefgerührt dankte sie Allen, die ihr Hülfe gespendet, und nicht zum wenigsten dem Niklas, der so muthvoll schon das zweite Mal sein Leben eingesetzt hatte. Dann belohnte sie den Fährmann und seine Frau reichlich.

Das lederne Päcklein, worin ihre Wohlthäter das Geld, schwere Thaler, wohl an 400 Gulden, mitgegeben, hatte sich noch bei dem Todten gefunden und war durch die ehrlichen Finder sogleich Margarethen übergeben worden. „Die Thaler haben ein Gewicht," bemerkte der Fährmann; „nachdem du dich von ihm losgemacht hattest, hätte er sich leicht retten können; aber die da" — er wies auf die Thaler — „haben ihn hinabgezogen, wie ein böser Geist."

„Ach, Ihr habt Recht," seufzte Margarethe, „es war sein böser Geist, der ihn hinabriß!" Wie konnte sie in des Vetters traurigem Ende das Gericht des Herrn verkennen! Nur nach Geld hatte er im Leben getrachtet, und in diesem unseligen Streben Alles verloren, was dem Menschen lieb und werth seyn muß: den Frieden des Gewissens, die Ehre und den guten Namen, die Heimath, den gesunden Verstand und zuletzt das Leben selber. Ja, er war reich geworden, aber nur um desto ärmer zu werden. Das Wort des Apostels: „die Habsucht ist die Wurzel aller

Uebel" (1. Timoth. 6, 10.) — hatte sich in schreckender Weise an ihrem Vetter erfüllt.

Ohne weitere Unfälle erreichte Margarethe die Heimath. Hier bot ihr die Liebe der Pflegemutter Perpetua ergiebigen Trost; den besten jedoch fand sie in dem eigenen frommen Gemüthe, und in der Betrachtung, wie Gott, der den Vetter so schwer heimgesucht, so liebevoll und mächtig sie geleitet, gehütet und ihr Alles, selbst das Widrigste, zum Besten gelenkt hatte. Noth brauchte sie nicht zu fürchten; das Reisegeld der Gräfin reichte nicht blos hin, die Schwaige in wohnlichen Zustand zu versetzen, sondern ihre Bedürfnisse auf mehr denn ein Jahr zu decken. Bald zog Frau Perpetua ganz zu ihrer Tochter, und so führten sie Beide in gegenseitiger Erbauung ein Leben der Arbeit und des Gebetes.

Margarethe hatte nicht gesäumt, ihren Wohlthätern in Tirol von ihren Schicksalen Nachricht zu geben, und sie empfing eine Antwort voll der alten Liebe und von neuen reichen Gaben begleitet. Dabei blieb die Güte des Grafen nicht stehen. Als das Gut des Wirthes vom Gerichte zur Entschädigung des kaiserlichen Aerars verkauft wurde, brachte sein mächtiges Fürwort bei dem Kaiser in Wien es dahin, daß der Jungfrau von dem Erlöse 2000 Gulden als ein Gnadengeschenk überlassen wurde. Den Käufer des schönen Gutes kannte Niemand; es hieß, es sey ein reicher Herr aus Tirol; aber der Graf mußte ihn kennen; denn in seinem Namen machte er Greten den Antrag, das Gut zu übernehmen, das Wirthshaus aufzubauen, und die Wirthschaft weiterzuführen. Hiezu bot er ihr seine Hülfe an. Doch das Mädchen dankte; sie hatte ihr stilles, zurückgezogenes Leben zu lieb gewonnen, als daß sie es verlassen mochte, um sich in Geräusch, Unruhe und Verantwortung zu stürzen.

Da kam der Graf auf den Gedanken, dem wackern Niklas das Anwesen und die Wirthschaft pachtweise zu übertragen. Und so geschah es auch; Niklas erhielt von dem Grafen die Mittel, das Haus aufzubauen und sich einzurichten. Alles gönnte dem jungen Manne dieß Glück, und die ganze Gegend freute sich, daß nun ein so biederer Wirth auf der Herberge säße. Nicht zum Wenigsten freuten sich Margarethe und Perpetua; daß sie mit Niklas, der nun seine Mutter zu sich nahm, die beste Nachbarschaft hielten, ihn und Kathrinen fleißig besuchten, bedarf wohl keiner Versicherung. Der neue Wirth nahm bald darauf ein wackeres Weib, und so gesegnet war sein Fleiß, daß er binnen wenigen Jahren durch Kauf der Eigenthümer des Gutes ward. Jetzt zeigte es sich, daß der Graf der Herr des letztern gewesen; er hatte es in der Absicht an sich gebracht, um für das Beste Margarethens ungehemmt wirken zu können. Seine edlen Gesinnungen offenbarten sich auch in dem auffallend niedrigen Kaufschilling, den er Niklas gestellt hatte.

Margarethe blieb in der Schwaige bis zum Tode der Frau Perpetua, welche starb wie sie gelebt hatte — als treue Christin, voll Ergebung und Hoffnung. Dann folgte sie dem Rufe der Gräfin nach Innsbruck, und ward von ihr mit jeder Rücksicht aufrichtiger Liebe und Achtung behandelt. Sie dankte für solche Güte durch die wärmste Hingabe, und leistete der Gräfin durch treue Führung des Hauswesens, das bald ganz in ihre Hände gelegt ward, und noch bei Erziehung ihrer Kinder die nützlichsten Dienste.

So war sie etwa ein Jahr im Hause gewesen, als es an ihrer Thür klopfte, und eine nicht unbekannte Stimme fragte: „Wohnt hier die Jungfer Grete? Kennen thu' ich sie schon — vom Hören nämlich — jetzt möchte ich sie auch vom Sehen kennen lernen.“

„Das ist Rosel!“ rief die Jungfrau. „Gott sey gepriesen, Ihr seht!“

„Vergelt's Gott! Gretel, der Herr hat geholfen und hat dem Kalkbauerhans die Hand geführt. Ja, der hat ein Meisterstück an mir gemacht!“

2.
Drei Mährlein
zur
Lust und zum Nutzen.
Erzählt von Ottmar Lautenschlager.

---

1. Der Köhler im Bayerwalde.

I.

Im bayer'schen Walde, unweit der Böhmergrenze, wo der Arber sein stattliches Haupt emporhebt, bei Bodenmais tief in den Forsten, hausete Franz, ein wackerer Bursche, von seiner Beschäftigung nur der „Köhlerfranzl“ geheißen. Sein Gewerbe, keineswegs ein leichtes oder einträgliches, trieb er mit Treue und Eifer, hielt viel auf Gebet und einen christlichen Lebenswandel, und war deßhalb auch bei seinem Herrn und allen rechtschaffenen Leuten wohl gelitten. Sein Herr lebte zu Bodenmais, und trieb einen großen Kohlenhandel; er kam öfters, und meist zu einer Zeit, wo man es gar nicht vermuthete, in die Wälder, nach seinen Leuten und Kohlen zu sehen. Alljährlich aber lud er seine Knechte zu sich auf die Kirchweihe nach Bodenmais, und bewirthete sie prächtig. Da ging es lustig her, und mehr als fünfzig junge, kräftige Bursche versammelten sich da, besuchten zuvor die Kirche, und aßen und tranken dann an

dem Tisch ihres Herrn, daß es eine Freude war, ihnen zuzuschauen.

Von einer solchen Kirchweihe war Franzl eben nach Hause gekommen. Sein Haus, wenn man eine kleine hölzerne Hütte mit zwei Luftlöchern, d. h. einer Oeffnung zum Ausgange des Rauches und einem kleinen Schubfenster, so heißen will, lag, wie bereits bemerkt, tief im Walde, neben einer kleinen Quelle, von Bodenmais etwa drei Stunden entfernt; und ein Stuhl, ein Tischlein und ein Strohsack zum Schlafen waren die ganze Einrichtung. Franz war etwas müde, verrichtete sein Nachtgebet, das er als guter Christ nie unterließ, und wollte sich eben zur Ruhe begeben, als es an der Thüre heftig klopfte.

„Wer klopft so spät?" fragte Franz.

„Um Gottes willen," rief eine schwache Stimme, „macht auf und laßt mich ein! Ich bin ein verirrter Reisender. Es ist zum Erfrieren kalt und der Regen schüttet herab."

Franz schüttelte bedenklich den Kopf. An seiner Hütte vorbei führte auf Stunden kein Weg; wo mochte da wohl ein Reisender herkommen? Indessen machte er Licht, schob sein Fensterlein zurück, und sah denn einen kleinen, alten Mann, schlechtgewandet und mit großem Barte, ganz durchnäßt und vor Kälte schaudernd vor sich stehen. Da hatte er Mitleid und ließ ihn ein. Der Alte aber setzte sich ganz erschöpft auf den Stuhl und sprach: „Habe Dank! nur ein paar Minuten länger — und ich wäre zusammengesunken; noch einmal habe Dank!"

Franz besah seinen Gast von den Füßen bis zum Kopfe, und empfand immer größeres Mitleid. „Aber Ihr seyd ganz tropfnaß, als ob Ihr gerade aus dem Wasser kämet?"

„Ja, wie das thut! Kein trockenes Flecklein am ganzen Leib. Ja, wenn du mir ein frisches Gewand geben möchtest!"

Mit Franzens Kleidung und Wäsche war es eben

nicht zum besten bestellt. Er hatte drei Hemden; davon trug er eines am Leibe, eines lag in der Lade, das andere befand sich in der Wäsche zu Bodenmais. Auf gleiche Weise hatte er von allen nothwendigen Kleidungsstücken nur das unentbehrliche Paar: ein paar Hosen, Röcke, Westen; Schuhe, Strümpfe, Schnupf- und Halstücher gehörten bei ihm zu den Luxusgegenständen, die man in seiner Garderobe vergeblich suchte. Als er nun die Lade aufmachte, und mit seinen Gewändern Rechnung hielt, so gemahnte es ihn fast, er hätte auch bei dem besten Willen nichts zu verschenken. Aber der Alte stand auf, und schaute ihm bittend in das Gesicht: „Da sieh' meine Noth! Was du mir schenkst, in einem halben Jahre hast du's wieder mit der Arbeit gewonnen. Denk', es stünde dein Vater vor dir!"

Da ward dem Franzl ganz weich um das Herz; er nahm sein Hemd, sein Röcklein und die Weste heraus, und legte es vor dem Gaste hin mit den Worten: „Nehmt's, es soll Euch geschenkt seyn!" Der hatte darüber eine große Freude, bedankte sich und zog Alles eilends an. Darauf setzte er sich nieder und hob an: „Franzl, es ist so kalt bei dir! Jetzt hätt' ich ein trockenes Gewand, aber ich sage dir, es friert mich bei dir, als hätt' ich einen Eiszapfen statt des Herzens drinnen. Geh', Franzl, zünd' ein Feuer an, brauchst ja das Holz nicht zu sparen!"

Der Köhler machte sogleich Feuer an, und bald verbreitete sich eine erquickliche Wärme in der Hütte. Wie wohl that sie dem Alten! Es war, als könnte er sich von der Glut gar nicht trennen. Als er sich nun hinreichend durchwärmt hatte, schaute er freundlich und dankend seinen Wirth an, und sprach: „Franzl, du bist heute auf der Kirchweihe zu Bodenmais gewesen, hast stattlich gegessen. Hast du nichts mit nach Hause gebracht? Ich sage dir, ich habe Hunger, als hätte ich vierzig Tage gefastet."

Der Franz aber lachte und begann: „Ein schlechter Wirth, der seine Gäste hungern läßt! Das sollt Ihr aber von mir nicht sagen.“ Und er griff in die Tasche seines Rockes, und langte etliche Küchlein, ein großes Stück Brod und ein tüchtiges Schinkenbein hervor. Das setzte er dem Alten vor mit dem christlichen Spruche: „Gott segne's!“ was dieser mit einem „Gott vergelt's!“ erwiederte, und es sich herrlich schmecken ließ.

„Das war gut, das war gut,“ rief der Alte, nachdem er so ziemlich die keineswegs kleine Portion zu sich genommen. „Der Hunger, Dank sey deiner Güte, Franzl, wär' jetzt vorbei; aber Durst hätt' ich, großen Durst, Franzl, hast du denn nichts zu trinken?“

„Wasser genug,“ antwortete dieser; „sechs Schritte von uns fließt die reinste Quelle.“

„Hast du denn nichts Besseres, Franzl? Du warst ja auf der Kirchweihe; ich meine, ich rieche den Duft eines Weines oder Methes.“

Franz lachte. „Wahrlich,“ sprach er, „Ihr habt eine feine Nase und auch einen feinen Geschmack; da habt Ihr mein Methfläschlein.“ Der Alte hatte darüber eine außerordentliche Freude, und sein Durst mußte noch größer als sein Hunger gewesen seyn, denn in zwei Zügen hatte er das eben nicht kleine Fläschlein geleert. „Wohl bekomm's,“ dachte der Köhlerfranzl; „einen Schluck hätt' er dir doch drinnen lassen können!“ Doch hatte er deßhalb auch nicht den mindesten Verdruß auf den Alten, sondern es freute ihn von Herzen, daß ihm Alles so gut geschmeckt hatte. Bald nach der Mahlzeit begann der Alte schläfrig zu werden, und er sprach: „Sieh, Franz, ganz bin ich erschöpft, und bedarf der Ruhe höchst nothwendig. Sey so gut und räume mir einen Theil deines Bettes ein; ich bin, wie du siehst, klein und mager, und werde dir nicht viel Platz wegnehmen;

nur dieß Einzige muß ich dir sagen: „ich habe im Schlafe nicht selten Träume, und da schlag' ich, ohne etwas davon zu wissen, mit Händen und Füßen umher."

„Da ist's mir schon lieber, wenn Ihr das Bett ganz alleinig nehmt," meinte Franz, dem trotz seiner Gutmüthigkeit eine solche Nachbarschaft auf seinem Strohbette nichts weniger als angenehm erschien, aber doch hart ankam, ihm die Ruhestätte zu verweigern. Das ließ sich der Alte nicht zweimal gesagt seyn; flugs lag er im Bette, und die Augen fielen ihm bald zu. Der Köhler wollte seinem Beispiele folgen, und auf dem Boden sich Ruhe suchen; da scharrte und kratzte es vor der Thüre, und es bellte, als stünde ein Hund davor und begehrte Einlaß. Franz kümmerte sich anfänglich nicht im Mindesten um das Scharren und Bellen, das immer heftiger anhob; aber der Alte ward nun wach, und rief nun in flehentlichem Tone: „O lieber Franz, laß dir die Mühe nicht verdrießen und mache auf; das ist Lupo, mein Hund, ein gar treues Thier, der mich heute in der Nacht bei dem Sturme verloren, und jetzt meine Spur wieder gefunden hat!" Der Jüngling hatte die Thiere, namentlich die Hunde lieb; er stand also auf und ließ den Hund, einen großen braunen Pudel, herein; dieser stürzte mit Freudengebell auf den Alten zu, der auch seinerseits die größte Freude bezeigte, ihn an sich zog und herzte. „Franz," hob jetzt der Alte an, „Franz, an uns hast du heute deine Plage; sieh mein Lupo, dieß vortreffliche Thier, hat den ganzen Tag nichts gefressen, ist hungrig und durstig. Erbarme dich doch seiner; gib ihm die Reste vom Schinkenbein, und so viel Brod, als du hast!"

Der Pudel blickte dabei den Franz, als hätte er die Worte seines Herrn verstanden, so flehentlich an, daß es diesen rührte; schnell brachte er das Bein und das noch übrige Brod, und eilte trotz des Sturmes und des Regens

zur Quelle, um frisches Wasser zu holen. Wie schmeckte das dem armen Thiere! Nach der Mahlzeit lief der Pudel zu Franz, schaute ihn mit seinen klugen Augen deutsam an, und leckte ihm wie zum Danke die Hände. Dieß gefiel dem Franzl dergestalt, daß er ihm streichelte, und kein Wörtlein dagegen sagte, als er sich zu seinem Herrn an das Bett hinlegte, immer mehr sich an ihm anschmiegte, und bald ganz bei ihm im Bette war.

Auch Franz streckte sich auf die Erde hin, sein Haupt auf die Lade legend, und meinte, jetzt könne er doch ohne weitere Störung dem Schlafe sich überlassen; kaum aber hatte er einige Minuten geruht, als es schon wieder an der Thüre klopfte und kläglich blökte. Der Jüngling halte dießmal keine Lust aufzustehen, und noch weniger aufzumachen. Aber der Alte bat wieder: „Lieber Franz, nur dießmal noch thue mir den Gefallen, und mache auf; Agna, mein gutes Lämmlein, steht draußen und verlangt Einlaß. Es hat mich zu Hause verloren, und ist mir, trotz Sturm und Wölfe, durch den finstern Wald bis daher nachgegangen; es muß zu Grunde gehen, wenn du kein Erbarmen hast." Und es kam auch der Hund winselnd zu Franz, und legte, als wollte er für das Lämmlein bitten, auf seine Schulter die Pfote; da stand er endlich auf und öffnete die Thüre, und ein wunderliebes Lamm eilte blökend herein, auf den Alten zu, und leckte ihm zärtlich die Hände. Der Alte hatte mit dem die größte Freude, und liebkosete es auf das herzlichste. Auch auf den Köhler ging das Lämmlein zu, und neigte sich vor ihm wie grüßend und um Hülfe bittend. Und der Alte bat wieder: „O liebster Franz, wie ist mein Lämmlein so hungrig! kaum kann es mehr auf den Füßen stehen; hast du denn gar nichts mehr?"

„Leider nein," erwiederte Franz; „es ist Alles aufgezehrt, und keine Brodkrumme ist mehr vorhanden." Es war

so; der Alte hatte für drei gegessen. Dieser klagte nun, daß sein Lämmlein hungern müsse, und das Thierlein selber that so kläglich, daß es dem Köhler durch die Seele ging, und er mitleidig ausrief: „Lamentirt doch nicht gar so sehr! Ich will in meinen Ziegenstall gehen, und dem Lamme Ziegenmilch bringen.“ Das war eine Freude! Der Alte pries mit lautem Lobe den klugen Einfall des Franz; der Pudel lief voraus und begleitete ihn zum Ziegenstall hin und her; und erst das Thierlein selbst! Es leckte die Schüssel mit der Milch bis zu dem letzten Tropfen aus, neigte sich dann wieder voll Dankbarkeit tief vor Franz, und blökte dabei so seltsam, daß es diesem öfters wie der Klang einer menschlichen Stimme vorkam. Als nun dieß geschehen war, nahm das Lämmlein an der rechten Seite des Alten Platz, während der Pudel auf der linken lag. Mit der sichern Hoffnung, jetzt doch einmal der Ruhe für seinen müden Körper zu genießen, und erst um Sonnenaufgang zu erwachen, streckte sich Franz zum dritten Male auf die Erde hin — und ward nach einer Viertelstunde durch wildes Lärmen und Toben, als sollte die Hütte in Stücke zerrissen werden, auf das Neue aufgeweckt. Es drückte, riß und stieß gegen die Thüre mit Riesengewalt. Bald brüllte es wie ein Löwe, bald heulte es wie ein Wolf, bald pfiff es gleich einem Dutzend Schlangen. Dem Franzl ward bei solchem Getöse nicht wohl zu Muthe; doch stand er auf und fragte: „Was wollt Ihr draußen? was stört Ihr ehrliche Christmenschen in der Nachtruhe?“

Auf seine Frage antwortete eine schreckliche Stimme: „Mach' auf, mach' auf, oder ich zerschlage die Thüre und deine ganze Hütte in Splitter!“

Franz erschrak fast; aber der Alte begann mit den Zeichen der heftigsten Angst zu schreien und zu seufzen an: „Das ist Peppo, mein Feind, der mir und den Meinigen

seit langem schon den Tod geschworen hat. Sobald du ihn hereinlässest, ist es um mich geschehen."

Der Köhler öffnete jetzt behutsam das Schubfensterlein, sich Peppo etwas näher zu beschauen. Da sah er ein Ungethüm, groß wie ein Riese, schwarz und nackt vom Kopfe bis zu den Füßen, mit herabhängenden Haaren, und Augen, die da glühten wie feurige Kohlen; in der Hand trug er eine eiserne Keule mit glühenden Stacheln besetzt, und ein ungeheuerer Bär stand ihm zur Seite. Da hatte Franz genug gesehen; rasch schob er das Fensterlein wieder vor und sprach zu dem Alten: „Fürchtet Euch nicht; der Lümmel kommt mir nicht herein!" Darüber hatten der Alte und seine Thiere, die ängstlich wimmerten und sich bald an ihren Herrn, bald an den Köhler schmiegten, die größte Freude, und wurden nun ruhig. Aber Peppo draußen trieb es immer ärger, schrie und tobte, es solle Franz aufmachen, und sprengte wirklich das Schubfenster durch einen gewaltigen Stoß. Wie schrie nicht der Alte, wie heulten nicht der Pudel und das Lämmlein, als Peppo hereinschaute und grimmig auf sie die flammenden Augen wandte! „Franz," rief das Ungethüm, „dir thue ich nichts zu Leid'; laß mir diesen Alten, und ich will dir sogleich hundert Goldstücke zahlen!"

„Packe dich," erwiederte der Jüngling und hob den Schürhaken, „meinst du, ich bin so schlecht und verrathe meinen Gastfreund?"

„Ich gebe dir tausend Goldstücke!" fuhr Peppo fort, und nahm einen Anlauf, als wollte er durch das Fenster einbrechen; in der That drängte er sich mit dem Kopfe durch dasselbe mit solcher Gewalt, daß die Hütte bebte und zu krachen begann. Aber jetzt hämmerte der wackere Köhler dergestalt mit seinem Schürhaken auf den Kopf des Frechen, daß Letzterer heulend und verwünschend sich davon machte,

nicht ohne Franz mit seiner ganzen Rache zu bedrohen. Der jedoch rief ihm nach: „Ich fürchte dich nicht; komm', wann du willst; mit einer Tracht Prügel kann ich allezeit aufwarten." Der Alte aber frohlockte, und ward nicht müde, seinen Retter zu preisen; eben so drängten sich der Pudel und das Lamm schmeichelnd und leckend um denselben, als wollten auch sie ihm danken. Doch Franz sprach im höchsten Grad schläfrig: „Schon gut, ihr seyd Beide brave Thierlein; wir wollen's aber, wenn's seyn muß, auf morgen versparen!" gab Allen eine gute Nacht, und schlief den besten Schlaf, bis hoch die Sonne am Himmel stand.

Sein Gast war bereits auf den Füßen, und machte sich reisefertig, als er erwachte. „Franz," hob er an, „ich will dich nimmer länger belästigen; meine Reise geht noch weiter, und du würdest das Maß deiner Güte voll machen, gäbest du mir und meinen Begleitern eine Art von Frühstück."

„Das versteht sich," sprach dieser, und warf sich rasch in die Kleider; „ein schöner Wirth, der seine Gäste hungrig fortgehen läßt!" Aber woher sollte er nehmen? und was ihnen geben? war ja nicht so viel mehr in der Hütte, daß sich ein Spatz hätte sättigen mögen! Wiederum halfen dem Köhler die Ziegen aus der Noth; ihre Milch gab ein gutes und nahrhaftes Frühstück, das Allen schmeckte. Darnach schaute der Alte wieder freundlich auf seinen Wirth, und sprach: „Es fehlt uns noch etwas; kaum getraue ich mir's dir zu sagen."

„Wo fehlt es denn? Nur heraus! Hab' ich's, so kriegt Ihr's."

„Weil du's so haben willst, so höre! Es fehlt uns an Geld; die Reise ist weit, und nicht alle Wirthe sind so gut, als du."

„Mein Beutel ist sehr zur Schwindsucht geneigt," lachte Franz, nichts weniger als verdrossen ob der allerdings etwas starken Forderung; „indessen, was er hat, steht Euch

zur Hälfte zu Diensten. Es steckt ein halber Gulden d'rin, den wollen wir theilen; ein Schelm gibt mehr, als er hat." So geschah es. Mit sichtbarem Vergnügen schob der Alte die fünfzehn Kreuzer ein, die ihm Franz aus seinem ledernen Beutelein aufzählte. Dann kam es zum Abschiede; und mit fast nassen Augen und bewegter Stimme hob der Alte an: „Franz, du hast mir des Guten viel, recht viel gethan; du hast mich beherbergt, hast mich gekleidet, gespeiset, getränkt, dein Lager und dein Geld willig mit mir getheilt, und auch meine Begleiter, diese Thierlein da, mitleidig aufgenommen. Nimm dafür meinen innigsten Dank, und sey überzeugt, der Dank für so viele, so reine Güte wird nicht ausbleiben."

„Ist nicht nothwendig, daß er kommt," meinte der Köhler, „mir dürft's schon glauben: ich habe es Gott zu Liebe gethan!"

Da verklärte ein Schimmer unendlicher Freude das bleiche, gefurchte Antlitz des Alten; der Pudel sprang auf, das Lamm blökte. „Ja," begann der Alte, „du hast Alles aus Liebe zu Gott gethan! Jetzt erst können wir uns über deine Güte freuen, jetzt erst wird das, was wir in deinem Hause empfangen haben, uns recht zum Segen seyn."

Franz wurde aus der Rede des Alten nicht recht klug; dieser aber faßte ihn mit steigender Gemüthsbewegung bei der Hand und fragte: „Wie, Franz, könntest du auch deinem Feinde verzeihen?"

Der dachte etwas nach, und antwortete alsdann: „Das wüßte ich wahrhaftig nicht; ich habe meine Lebtag' keinen Feind gehabt; ich habe Niemand etwas zu Leid' gethan, und mir auch Niemand."

„Aber Franz, wenn dich Jemand kränken, verleumden, schlagen, bestehlen, oder dir sonst auf irgend eine Art wehe thun würde — möchtest du ihm verzeihen?"

„Ei warum denn nicht? hab's ja als Christ versprochen in der heiligen Taufe, und bei der heiligen Kommunion hab' ich ja wieder beschworen, Alle in Jesu zu lieben, Allen zu verzeihen, und sollten sie mir den letzten Bissen aus dem Mund, den letzten Heller aus der Tasche und die Haut vom Leibe gezogen haben. „Franzl," hat meine Mutter auf dem Todbette gesagt, „willst Glück und Ehre bei Gott haben, so laß ja keinen Zorn, nicht eine Nadelspitz' groß, in dein Herz 'nein, sondern verzeih' Allen um Jesu willen!""

Da stürzten Thränen aus den Augen des Alten, und er hob wie entzückt die Hände zum Himmel, rufend: „O barmherziger Gott, darf ich hoffen? sollte sie da seyn die Zeit der Erlösung?" Und er umschlang den Köhler, küßte ihn und sprach: „Leb' wohl, du guter Mensch, wir werden uns wiedersehen!" Dann eilte er rüstig und kraftvoll, wie es sich von seinen Jahren kaum erwarten ließ, den Berg hinab, am Fuße desselben nochmals sich umwendend und mit seinem Hütlein grüßend. Das Lamm blökte und neigte sein Köpflein tief und anmuthig, der Hund sprang in die Höhe und hob grüßend die Pfote. Dann nahm sie der Wald auf, und in seinem Dunkel verschwanden die räthselhaften Gestalten.

Der Köhler schaute ihnen lange und verwundert nach, und wußte nicht, ob Traum oder Wirklichkeit es sey, was bei ihm die Nacht und des Morgens sich begeben. Daß es mit seinem Gaste und den seltsamen Thierlein eine ganz eigene, geheimnißvolle Bedeutung haben müsse, ahnete er wohl. Es kamen ihm mitunter ganz seltsame Gedanken, aber das Rechte, wie hätte er das errathen können!

II.

So war ein Vierteljahr verflossen, und Franz stand eben im Walde, beschäftigt, Holz zu einem Meiler aufzu-

schlichten, als ein Mann von fast übermenschlicher Länge, funkelnden Augen und wilden, haarigen Zügen zu ihm kam, und ihm von Seite des Herrn den Befehl brachte, augenblicklich diesem seinem Boten nach dem Ascherwalde zu folgen, wo er ihn erwarte und in wichtigen Dingen mit ihm zu reden wünsche. Franz betrachtete den Mann, und es kam ihm bald vor, als hätte er ihn schon einmal gesehen, bald meinte er, er sey ihm völlig unbekannt. Der lange Bursche gefiel ihm durchaus nicht; aber dieser behauptete wiederholt, von seinem Herrn ihn zu holen gesendet zu seyn, und der war von seinen Leuten pünktlichen Gehorsam gewohnt. So blieb unserm Franz nichts Anderes übrig, als mit dem schwarzen Gesellen den Gang zu machen; aber vorsichtshalber nahm er seinen dicken, mit Eisen besetzten Stock mit sich; der ging durch Mark und Bein, wo er hintraf.

Nach jener Seite des Waldes, wo der Herr ihn erwartete, war Franz noch nicht gekommen; er wußte blos vom Hörensagen, daß sie nichts weniger als anmuthig, sondern eine wüste, mit Sümpfen und Schluchten abwechselnd angefüllte Gegend sey, und noch Wölfe, Bären, Luchse und andere Raubthiere in sich hege. Auch Räuber sollten darin ihr Unwesen treiben. Sein Führer wußte ihm allerlei von Unglücksfällen, von Mord und Tod zu erzählen; aber wenn seine Absicht war, Franz einzuschüchtern, so erreichte er sie durchaus nicht, denn dieser hatte ein unerschrockenes Herz, einen festen Arm und vertraute auf Gott.

Sie waren ungefähr ein Stündlein gegangen, da kamen sie an eine sumpfige Stelle, die sich wohl an tausend Schritte ausdehnte, und kaum passirlich schien. „Geht nur mir nach," sprach der Schwarze, „es geschieht Euch nichts!" Und er hüpfte auf der weichen Schlammmasse daher, als spränge er auf Marmor. Nicht so Franz; der sank bei jedem Tritte, und einmal meinte er schon, er müsse stecken bleiben und hier zu

Grunde gehen. Er rief aus allen Kräften seinen Begleiter zu Hülfe; dieser aber lachte und spottete seiner, sprang immer weiter, und es schien, als ob er ihn hier absichtlich wolle den Tod finden lassen. Immer tiefer sank der Arme, und schon glaubte er, sein Letztes sey gekommen: da hörte er ein sanftes Blöken, und an seiner Seite erschien ein Lamm, im Munde einen weißen Stab tragend und ihm denselben bietend. Rasch nahm der Bedrängte den Stab, stützte sich auf ihn, und arbeitete sich mit seiner Hülfe vollends heraus. Das Lamm blökte auf's neue, schaute ihn bedeutend an, und ging voraus, als wollte es ihm aus diesem Schlamme den rettenden Weg zeigen. Franz folgte, und kam so ohne Beschwerde aus dem todesgefährlichen Sumpfe; das Lämmlein neigte tief und grüßend sein Haupt, und verschwand. Wohl hatte Franz es erkannt; war es ja jenes Thierlein gewesen, das in der Nacht zu dem Alten gekommen, und von ihm mit Milch getränkt worden war. Es war dem Köhler gar nicht recht, daß sich das Lämmlein so schnell entfernt hatte; er hätte ihm so gerne gedankt; denn ohne seine Hülfe wäre er ohne Zweifel in dem Sumpfe erstickt. Als er nun seinen Begleiter wieder erreicht hatte, sah ihn dieser mit seinen wilden Augen tückisch an, und verzog das Gesicht zornig, als wäre es ihm gar nicht recht, daß er sich aus dem Sumpfe gerettet. Auf den Vorwurf des Jünglings, er sey ein schlechter Wegweiser und noch schlechterer Kamerad, entgegnete der Schwarze höhnisch: „Ist es meine Schuld, daß du ein so schwerer Klotz bist? Du mußt Blei in deinen Füßen haben!" Franz mußte sich Gewalt anthun, um nicht eine bittere Antwort zu geben. Er faßte sich aber, und ging unmuthig hinter dem Schwarzen her, sehnlichst wünschend, es möchte doch der Weg bald zu Ende seyn.

Immer wilder ward der Wald, immer düsterer und schauerlicher preßten sich die Felsenwände zusammen, und

bildeten zuletzt eine Enge, deren Ausgang ein tiefer Schlund verschloß. Kaum hatte Franz diesen Paß betreten, als sich zwei Bären mit Gebrüll auf ihn stürzten; nur so viel Zeit blieb ihm noch, seinen Stock zu ergreifen. Während er sich zur Wehre setzte und tapfer darein schlug, flüchtete sein Gefährte, wie eine Katze kletternd, auf einen vorspringenden Felsen, und schrie von hier dem Bedrängten zu: „Jetzt, Kamerad, kannst du zeigen, was du für ein Held bist! Bleibst du Sieger in diesem Kampfe, so soll ein Stein von Marmor deine Tapferkeit allen Geschlechtern verkündigen.“ Franz behielt sich die Antwort vor, und stritt mit äußerster Anstrengung. Einem der Bären hatte er die lange, scharfe Spitze seines Stockes tief in den Rachen gestoßen, worauf sich das Ungethüm mit heiserm Geschrei auf die Seite zog. Aber nur desto wüthender warf sich der zweite Bär auf den Köhler, rannte ihn um, und packte ihn mit seinen Tatzen an der Schulter. Trotz alles Widerstandes wäre Franz wohl unterlegen, hätte sich nicht im Augenblick der höchsten Gefahr ein starker Hund gezeigt, den Bären bei den Ohren gefaßt, und durch schmerzliche Bisse ihn gezwungen, von dem Köhler abzulassen. Sobald sich Letzterer frei sah, raffte er sich auf, und zerschlug mit gewaltigen Streichen der Bestie, welche der Hund an den Ohren fortwährend festhielt, den Schädel. Ueber den Leib des getödteten Bären reichte ihm der Hund fröhlich und siegesstolz die Pfote, und jetzt erkannte Franz das treue Thier gar wohl — es war der Pudel des Alten. Da zog er ihn an sich, streichelte ihn, und das Thier schaute ihn mit den klugen Augen, wie damals, deutsam an, leckte ihm wieder die Hände, und legte schmeichelnd den Kopf an seine Knie. Als aber nun der Schwarze von seiner Felsenspitze herabstieg und sich den Beiden nahte, da floh der Hund heulend, und es war dem Jüngling, als winke er ihm mit den Augen, ihm zu

folgen. Doch Franz wollte ehevor mit seinem Begleiter ein Wörtlein reden, verwies ihm sein elendes Benehmen, und schalt ihn einen ehrlosen Verräther, einen feigen Hasen. Da flammten die Augen des Schwarzen, und er schwoll an in seinem Grimme wie ein böser Geist.

„Peppo!" rief entsetzt der Köhler.

„Der bin ich; kennst du mich? Jetzt ist die Zeit gekommen, wo du für deine Frechheit in jener Nacht büßen sollst. Tausend Goldstücke hast du damals verschmäht; jetzt sollst du zu tausend Splittern zerschmettert werden!"

Und er warf sich auf Franz, der entsetzt um Hülfe rief, zerbrach, als wäre er ein Birkenreis, seinen gehärteten Knotenstock, und schleppte ihn gleichsam im Fluge auf die höchste Spitze der Felsen. „Da," schrie Peppo, „da sieh' dir noch einmal die Welt an!" drehte ihn dann wirbelnd herum, und warf ihn mit einer Gewalt, als wollte er ihn zu Staub und Asche zermalmen, hinab.

III.

Als Franz wieder zum Bewußtseyn kam, fand er sich in einer Laube, auf weichem Lager ruhend; ein Greis wusch ihm die Stirne mit Wein, ein Hund leckte seine wunden Hände, ein Lamm lag zu seinen Füßen, die Augen auf ihn voll sorglicher Liebe richtend. Wohl erkannte er sie! Das war der Alte ja, den er beherbergt, das waren ja die treuen Thiere, welche ihn unlängst beschützt und gerettet. Aber doch kam ihm Alles wie ein Traum vor, nur dunkel erinnerte er sich an das Vorgefallene, an seinen Kampf mit dem Schwarzen, an seinen Sturz von dem Felsen; er fühlte seine Glieder wie zerschlagen, er wollte sich aufrichten und vermochte es nicht. Da brach er in Klagen aus.

„Sey ruhig, mein Freund," tröstete der Alte, „und betrübe dich nicht. Du wirst genesen; nimm diesen Trank!"

Bei diesen Worten bot er ihm eine Schale mit röthlicher Flüssigkeit dar; Franz trank, und wie Feuer floß es durch seine Adern.

„Und der Schwarze, mein Feind?" fragte er dann besorgt.

„Er wird dir nicht mehr schaden," versicherte der Greis mit feierlichem Ernste; „sein Schicksal wird in kurzem in deinen Händen seyn. Aber jetzt ruhe, wir werden wachen bei dir!"

Dem Köhler sanken bald die Augen zu. Als er wieder erwachte, leuchteten die Strahlen der Sonne in die Laube, und färbten das Laub und die Blumen derselben auf die anmuthigste Weise; ein Tischlein stand vor ihm gedeckt und Speisen waren bereitet, die Franz kaum je gesehen, viel weniger gekostet hatte. Der Alte lächelte über sein Erstaunen. „Ist es denn nicht unsere Pflicht, dir zu vergelten? Du hast ja in deiner Hütte den letzten Bissen mit uns getheilt. Sieh', das haben dir meine Treuen bereitet!" Und er wies auf die Thiere. „Dieß Rebhuhn brachte Lupo, diese Butter, diesen Honig, dieß Brod meine Agna; diesen Wein durfte ich dir spenden! Was schaust du? Greif' zu, lasse es dir schmecken; du bedarfst wohl der Stärkung."

Das ließ sich Franz nicht zweimal sagen. Es behagte ihm vortrefflich, und nach dem Mahle fühlte er sich wunderbar erquickt, ja, wie neugeboren, fröhlich am Leib und an der Seele. Er wollte danken; aber der Alte faßte seine Hände, schaute ihm ernst und liebevoll in die Augen, und begann: „Franz, du sagtest einst zu mir, du könntest jedem Beleidiger von Herzen verzeihen!"

„Ja, das will ich, und ich meine, ich könnt' es auch."

„Wie, Franz, wenn du auf die Probe gestellt würdest?"

„So hoff' ich, ich bestehe sie."

„O Gott gebe es, Gott gebe es!" Bangigkeit, ja Angst

drückten bei diesem Ausrufe die Züge des Alten aus; dann sprach er einigermaßen ermuthigt: „Franz, ich weiß, du wirst das Mögliche thun; Gott stärke dich! Es wird dir noch Alles klar werden. Glaube mir, nicht blindes Ungefähr hat uns zusammengeführt. Wie gut, wie herrlich ist bisher nicht Alles gegangen; sollte jetzt meine Hoffnung zu Schanden werden?" Bei diesen Worten verließ er mit den Thierlein in höchster Aufregung die Laube.

Dem Köhler ward es etwas ängstlich zu Muthe; was hatte dieß Alles zu bedeuten? „Da helfe Gott!" sprach er zu sich selber. „Ich wollte, ich säße daheim bei meinen Kohlen; mir wäre bei meinem Schwarzbrod und sauerer Ziegenmilch bei weitem wohler, als hier bei diesen Leckerbissen und ungeheuerlichen Dingen!" Von jeher gewohnt in allen Nöthen sich an den Allbarmherzigen zu wenden, hob er brünstig zu beten an. Nachdem er lange im Gebet vor Gott gelegen und Alles Seiner allweisen Führung anbefohlen hatte, sank er endlich in tiefen Schlaf.

Da träumte ihm von dem schwarzen Peppo; er meinte ihn wiederzusehen, mit ihm zu kämpfen. Aus diesen wirren Traumgebilden weckte ihn Kettengerassel. Erschrocken fuhr er auf; er hatte nicht geträumt. Wie ward ihm, als er wirklich seinen Mörder, den Peppo, vor sich sah! Er stand vor ihm, gebeugt, verstört, mit Ketten belastet und von sechs bewaffneten Männern mit gezogenen Schwertern bewacht. Ihr Anführer sprach zu Franz: „Hier ist dein Feind, der dich tödten wollte! Er ist völlig in deiner Gewalt; befiehl, welche Marter, welche Todesart sollen wir über ihn verhängen? Soll er gehängt, geköpft, verbrannt oder gerädert werden? Sprich, und auf der Stelle und vor deinen Augen soll das Urtheil vollzogen werden, und der Verruchte seine gerechte Strafe erleiden!"

Franz ward durch diese Rede auf das tiefste aufgeregt.

Er sah einen Menschen vor sich, dem er in seinem Leben nicht das mindeste Böse gethan, dem er vertraut hatte, und dieser hatte ihn mit tödtlichem Hasse verfolgt, ihn zweimal dem Tode überliefert; das drittemal war er nur durch ein Wunder seiner Tücke und Mordlust entgangen. Diese Betrachtung zündete in Franzens Brust; was sollte er dieses Verruchten schonen? was mit Dem Barmherzigkeit haben, der alles Menschengefühl mit Füßen getreten hatte? Da schwanden seine guten Vorsätze; schon wollte er das Todesurtheil über Peppo aussprechen, als dieser vor ihm auf die Knie sank und mit gefalteten Händen um Gnade bat. Bei diesem Anblick hielt Franz das tödtliche Wort zurück. Sein Feind lag besiegt, um Gnade flehend zu seinen Füßen; es war nicht mehr edel, geschweige denn christlich, ihn zu tödten. Die frühern guten Vorsätze regten sich nun mit neuer Macht in dem Jüngling. Er gedachte des Versprechens, das er dem Alten gemacht; sein Blick fiel auf das Kreuz, das ihm einst die Mutter in den Jahren der Kindheit umgehangen, und die Liebe des Heilandes sprach mahnend zu ihm; von solchen Eindrücken überwältigt, richtete er an Peppo die Worte: „Steh' auf! Um Jesu willen soll dir Alles vergeben, soll dir jede Strafe erlassen seyn; nur werde ein anderer Mensch!"

In demselben Augenblicke, als Franz das schöne Wort der Verzeihung gesprochen, verschwand Peppo mit den ihn begleitenden Soldaten; ein ferner Donner rollte, und die Erde schwankte leise; Blitze leuchteten durch die Luft, und ungewöhnliche Klarheit, als strahlten am Himmel tausend Sonnen, erfüllte das Firmament. Verwundert, mit höchstem Erstaunen blickte Franz umher. Was war wohl dieß? Die ganze Gegend hatte sich verändert. Die dichten Forsten waren verschwunden, die Wildniß hatte einer lieblichen, reichangebauten Ebene Platz gemacht; in ihrer Mitte lag

ein Hügel, gekrönt mit einem stattlichen, thurmreichen Schlosse. Und sieh'! Trompeten erschallten, Gesänge ertönten, und die große Pforte des Schlosses öffnete sich, und ein Zug von reichgeschmückten Männern und Frauen schritt heraus, an ihrer Spitze ein Herr von hohem Wuchse, reicher Ritterkleidung, auf dem Haupte die Grafenkrone; ihm zur Seite ging ein blühender Jüngling in herrlichem Gewande und eine schöne Jungfrau. Wie ward dem Köhler, als ihm der Zug sich nahte! Da plötzlich überkam ihn eine freudige Ahnung. Der Herr mit der Grafenkrone — ja, es war der Alte, der jetzt mit einem Antlitze, von Freude strahlend, ihn an seine Brust zog und ausrief: „Heil und Dank sey dir, mein lieber Franz! Deine Barmherzigkeit und Liebe haben mich und meine Kinder von der tausendjährigen Pein erlöset."

„Wie, ich Euch erlöset?" sprach dieser verwirrt und mit immer größerem Erstaunen; „ich bin ein armer Köhlerknecht, wie hätt' ich solches thun können?"

„Komm' und sieh'," erwiederte der Graf; „in meinem Schlosse soll dir über Alles Auskunft werden."

Und er nahm ihn an seine Seite, wo der Jüngling stand, und nun kehrte der Zug unter Jubelgesängen und dem Schmettern der Trompeten in das Schloß zurück. Franz wußte nicht wie ihm geschah, als ihn der Schloßherr über die Zugbrücke, durch den mit Blumen bestreuten Schloßhof, über die Marmortreppen in den großen, von Gold, Silber und Edelsteinen glänzenden Saal führte, dessen Boden mit den prächtigsten Teppichen bedeckt, dessen Wände mit den schönsten Gemälden geziert waren! Ein köstliches Mahl war schon bereitet; an des Grafen Seite mußte Franz Platz nehmen, und nicht irdische Speise, nicht irdischer Trank schien es zu seyn, was ihm hier geboten wurde. Der Jüngling und die Jungfrau, des Schloßherrn Kinder,

bedienten ihn, nicht wie einen Fremden, sondern wie einen längst bekannten, alten Freund. Zahlreiche Gäste, Ritter und ihre Frauen, seltsame, bleiche Gestalten, umgaben ihn, priesen seine Gesinnung und dankten ihm. Jubel, Freude und Lust herrschte überall. Mit Sehnsucht erwartete Franz, der sich trotz aller Pracht und Freude hier doch nichts weniger als heimisch fühlte, die Auflösung all' des Seltsamen und Wunderbaren, das er hier hörte und sah.

Da hob endlich der Schloßherr an, und sprach zu dem Köhler: „Wie du es jetzt siehst, in derselben Herrlichkeit und Lust lebte ich auf diesem Schlosse vor mehr als siebenhundert Jahren. Jeden Tag brachte ich mit Schwelgen und Prassen, mit Festen, Gelagen und Jagden zu, vergaß dabei Gottes und der Pflichten, die ich als Vater gegen meine beiden Kinder, wie als Herr gegen meine Unterthanen hatte. Mein einziges Sinnen und Trachten war Befriedigung meiner Gelüste; deßhalb war mir nichts heilig, wo es galt, meine Neigung zum Jagen, Spielen, Trinken und andern Ausschweifungen zu stillen. Mein üppiges Leben brauchte Geld; ich ließ mir die ungerechtesten Erpressungen an meinen Unterthanen zu Schulden kommen, fing Streit und Händel mit meinen Nachbarn an, um von ihnen auf betrügerische Weise Geld zu erschleichen, und trieb sogar ungescheut offenen Straßenraub. Während ich mit meinen Gesellen praßte, ließ ich meine Unterthanen Noth, ja Hunger leiden; mein Wild zerstörte die Saaten ihrer Felder — ich sah's, und hatte keine Mitleid, und ließ die, welche bei mir klagten und um Abhülfe baten, mit Hunden hinwegjagen. Es brach eine Hungersnoth aus; ich schwelgte fort, und blieb hart wie ein Stein, ob auch meine Unterthanen zu Hunderten elend verschmachteten. Bald nach der Hungersnoth brach eine Seuche auf meinen Herrschaften aus; ich hatte kein Herz für die Noth meiner Grundholden, kein

Mitleid für die Wittwen und Waisen; ich praßte fort, und gab ihnen nicht das, was meine Hunde hatten. Immer ärger und schrecklicher trieb ich es; meine Kinder — ein Sohn und eine Tochter — folgten mir in meinem Lasterleben nach. Doch das Maß sollte bald voll werden. Ich warf zwei Pilger, die vom heiligen Grabe in Jerusalem kamen, auf der Straße nieder, beraubte sie des Wenigen, was sie hatten, und sperrte sie in einen Kerker, wo Kröten und Schlangen ihre Gesellschaft waren. Da starb der eine der Pilger schon nach acht Tagen; der andere kam wenige Wochen darauf zum Sterben. Als sein letztes Stündlein nahte, ließ er mir sagen, ich solle zu ihm kommen, er hätte mir Dinge von höchster Wichtigkeit zu entdecken. Ich lachte anfangs und höhnte, er solle, hätte er mir etwas zu sagen, nur zu mir heraufgehen; allein bald überfiel mich eine furchtbare Angst, und es ließ mir keine Ruhe, ich mußte wider Willen, wie von einer unsichtbaren Gewalt gezwungen, zu ihm hinab in den Kerker. Dieser, sonst ein finsteres, dunkles Loch, war von einem übernatürlichen Lichte erhellt, das von dem Sterbenden auszugehen schien. Zu meinem größten Erstaunen sah ich neben seinem Lager meinen Sohn und meine Tochter voll Andacht und in Thränen knien. Zürnend wollte ich sie hinwegweisen; da erhob sich der Sterbende mit der Majestät eines Engels, und rief mit einer Stimme, deren Klang wie ein Donner erscholl und mein Gebein mit Todesschrecken durchzitterte: „O Missethäter sonder Gleichen, der du das Recht Gottes mit Füßen getreten, Seiner Barmherzigkeit mit verhärtetem Herzen Trotz geboten hast, wisse, dein Maß ist voll geworden, deine Stunde ist gekommen! Ich sterbe durch deine Schuld, wie mein Bruder; allein ich habe dir, ehe ich von der Erde scheide, das Urtheil des Herrn kundzuthun. Wohl dir, daß es mir gelang, die Herzen deiner Kinder zu erweichen und zur wahren

Buße zu kehren! Der Herr, der Allbarmherzige, hat sie deßhalb begnadigt, und weil sie für dich, als für ihren unglückseligen Vater, bitten und weinen, so will der Allgütige auch dich nicht gänzlich verwerfen. — Sterben mußt du, wie deine Kinder; schauerlich, wie deine Sünden, wird auch deine Strafe und Buße seyn. Aber sie wird nicht ewig dauern. Sie wird aufhören, sobald du nach hundert Jahren einen Menschen findest, der, reinen Herzens und Leibes, willig Gott zu Liebe mit dir sein Obdach, Bett und Kleidung theilt, der ferner mit dir theilt seine Speise, seinen Trank, seinen letzten Pfennig, der aus Liebe zu Gott sich auch der Thiere erbarmt und ihre Noth lindert, der endlich um Gottes willen und aus Liebe zu Ihm bereit ist, aufrichtig seinem Feinde, und sollte es sein Mörder seyn, zu verzeihen. Alle hundert Jahre darfst du nach einer solchen Seele auf Erden suchen. Ein Feind aber wird dir nachstellen; doch gegen ihn dürfen dich deine Kinder schützen, und ihr Schutz gegen ihn wird um so wirksamer seyn, je größer ihre Demuth ist. Findest du eine Seele von solcher Liebe und Barmherzigkeit, dann hat sie deine Sündenschuld gut gemacht, deine Strafe ist erloschen, und der Herr gibt dir Seine Gnade wieder." Kaum hatte er diesen furchtbaren, aber nur gerechten Urtheilsspruch verkündigt, so verschied der Pilger. Es sanken entseelt meine Kinder neben ihm dahin; ich mußte es sehen, wie mein stolzes Schloß über meinem Haupte zusammenbrach; und seine Trümmer begruben mich. Hundert Jahre verflossen; wie? das kann keine Menschenzunge schildern; nach ihrem Verlaufe stieg ich aus meinem Grabe, die Seele voll Liebe zu suchen, die mich erretten sollte. Meine Kinder durften mich begleiten; ach, sie wählten, um durch Demuth und Niedrigkeit mir recht zu nützen, mich recht zu schirmen, jene Gestalten eines Hundes und Lammes, und boten dadurch zugleich auch Jenen, die vielleicht mich retten sollten,

Gelegenheit, auch den Thieren Mitleid zu erzeigen und so eine Forderung des strengen Richters zu erfüllen. Aber auch mein Feind erschien. Jenes böse Wesen, das die Menschen haßt und ihre Vereinigung mit Gott aus allen Kräften hindern will, stellte mir in Menschengestalt nach, und machte durch seine Tücke, Gewalt und Bosheit mehr als einmal meine Rettung zu Nichte. Sieben Jahrhunderte verflossen, siebenmal suchte ich mühsam, voll Sorge suchte ich ohne zu finden, bis ich das achtemal auf dich traf, dessen Herz im Geiste Jesu liebte, und so mich rettete. Gepriesen sey der Herr, der Gott der Barmherzigkeit, der mich endlich dich finden ließ, mein lieber barmherziger Franz! Dank sey Ihm, der nicht den Tod des Sünders will, sondern sein Leben! Ehre sey Ihm, Ehre in alle Ewigkeit!"

Und in diesem Augenblicke sanken die Gegenwärtigen alle auf die Knie, und begannen einen Lobgesang des dreieinigen Gottes mit einer Lieblichkeit, Anmuth und Vollstimmigkeit, wie Franz noch nie gehört hatte. Auch ihn riß es auf den Boden nieder, auch er begann in seiner Weise und aus vollem Herzen den Höchsten zu preisen. Als der herrliche Gesang verstummte, erhob sich Franz und sah, wie die Gäste alle bis auf den Schloßherrn verschwunden waren. „Meine Begleiter," hob dieser an, „sind alle heimgegangen, und auch ich darf ihnen folgen und jene Schranken, die mich noch von den Seligen trennen, werden bald fallen. Dir wird der Herr zu seiner Zeit für deine Liebe und Selbstverläugnung danken; hat dein Herz Gefallen an irdischem Gute, wohl, so komme mit mir und nimm, was du willst; denn Alles, was dein Auge hier sieht, gehört dir." Und der Geist führte Franz hinauf auf den höchsten Thurm des Schlosses; von ihm aus erglänzten in dem Lichte der untergehenden Sonne die Zinnen von mehr als zwanzig Burgen. „Wähle dir, mein Retter," sprach der

Graf, „eine von diesen Ritterburgen, und heute noch sollst du als Herr darin einziehen!“

„Bin zu einem Knechte geboren, nicht zu einem Herrn,“ meinte der Köhler; „bin mit meiner Hütte schon zufrieden, und meine Herrschaft ist mein Meiler.“

Nun führte ihn der Graf hinab in die Keller und Gewölbe des Schlosses. Franz wollten fast die Augen erblinden vor dem Glanze des Goldes, der Diamanten und Kostbarkeiten, die da in Fässern und Kästen aufgeschichtet lagen.

„Das gehört Alles dir, mein Geliebter; sprich ein Wort, und alle diese Schätze stehen im nämlichen Augenblicke in deiner Hütte!“ sprach der Schloßherr.

„Was thät' ich damit?“ rief Franz fast erschrocken; „ja, wenn's Kohlen wären! Wenn's etwas Gescheidtes wäre, so würdet Ihr's wohl selber behalten.“

„In dem Lande, wo ich bald wohnen werde, haben Gold und Schmuck keinen Werth mehr.“

„Was hat denn bei Euch Werth in der andern Welt?“

„Tugend, Friede, Gottseligkeit — das sind die Güter jenseits.“

„Diese gebt mir! Diese Güter kann man auf der Erde auch schon brauchen; und wenn man's hier nicht erwirbt, drüben kriegt man's nimmer.“

„O preise den Herrn, mein Sohn, daß Er dir also den Sinn erleuchtet!“ rief der Geist feierlich. „Ja, du hast den besten Theil erwählt, und ich werde bei Gott bitten, daß Er dir jene himmlischen Güter im reichen Maße schenke. Aber Franz, hast du denn keinen Wunsch für die Erde?“

Dieser besann sich ein wenig und sprach dann: „Wenn Ihr's dahin bringen könnt, daß ich alle Sonn- und Feiertage eine Maß Bier und eine Wurst habe, wär's mir ganz lieb. Auch möcht' ich immerfort so viel Geld in dem Beutel

haben, daß ich den Schuster und Schneider zahlen kann; hab's nicht gerne, wenn sie mich fordern."

„O du glückliches Menschenkind," rief der Schloßherr bewegt; „selig sind die Armen im Geiste! Wohl, mein Franz, nicht blos dieß, sondern alles Zeitliche soll dir genügend gereicht werden. Gott segne dich! Mich reißt es aufwärts. Nochmals sey dir Dank!"

Und segnend breitete der Geist seine Hände über Franz, und schwebte langsam empor, bis ihn eine Wolke verhüllte. In demselben Augenblicke ward auch der Köhler von einer unsichtbaren Gewalt erhoben, und bei seiner Hütte im Walde niedergesetzt. Verwundert rieb er die Augen und fragte sich, ob er nicht gar geträumt habe? Aber es war doch Alles in Wirklichkeit geschehen; davon überzeugte er sich in seiner Hütte. Statt des Hemdes und des Rockes, den er dem Alten geschenkt, lag ein ganz neuer Rock und ein Dutzend schöner Hemden in der Lade; ein Schinken, gewiß an zwölf Pfund schwer, stand zierlich angeschnitten auf dem Tischlein; im Beutel steckte ein ganz nagelneuer Frauenthaler. Da sah Franz, daß Alles Wahrheit sey, und lobte Gott und freute sich von Herzen, nicht über die schönen Geschenke allein, sondern vornehmlich deßhalb, daß er einer armen Menschenseele zum Himmel geholfen. Immer blieb er das einfältige, fromme, genügsame Herz; darum wich auch der Segen Gottes nie von ihm. Was er anfing, das gelang. Bald konnte er sich ein kleines Gütlein erkaufen, und selber eine Brennerei anlegen. Er stiftete des Guten viel, und starb, ein Vorbild der ganzen Gegend, hoch betagt, wie er gelebt hatte, sanft und ergeben in dem Herrn.

Sieh', so hat der arme Köhler Franz eine Seele erlöset, und du darfst mir glauben, daß in der Hauptsache die Geschichte ganz wahr ist. Machst du es so, wie Franz, so wirst du es selber erfahren. Denn wenn du, wie

er, reinen Herzens und reinen Leibes lebst, in der Liebe zu Gott den Nächsten liebst, dein Obdach, deine Speise, deinen Trank, deine Kleidung und dein Vermögen mit ihm theilst, Gott zu Liebe dich Seiner Geschöpfe erbarmst, endlich Gott zu Liebe von Herzen auch deinem Beleidiger verzeihst — dann hast du auch eine Seele gerettet, und gerade die, welche dir am kostbarsten seyn muß — deine eigene!

2. Das Kästlein.

I.

Auf der Kreuzstraße, die ehemals zwischen Ried und Aurolzmünster sich hinzog, stand ein kleines Wirthshaus. Nach dem Tode der Eltern führten zwei Schwestern, Barbara und Bona, die Wirthschaft. Barbara war rohen und geizigen Gemüthes, Bona sanft und freigebig; die Erstere bewies ihren Gästen wenig Theilnahme und machte ihnen große Zechen, die Andere bezeigte sich gegen Alle, mochten sie auch von noch so geringem Stande seyn, freundlich, gesprächig und dienstfertig, machte auch nur höchst billige Zechen, und beherbergte die Armen oft ganz umsonst. Bei einer solchen Verschiedenheit der Gemüther konnte es wohl an Zwist und Streit nicht fehlen; allein Bona in ihrer Güte gab meist nach, und so herrschte im Allgemeinen in dem Wirthshause ein erträglicher Friede.

Da kehrte eines Abends ein altes Weiblein ein, einen großen Korb am Arme, und verlangte über Nacht zu bleiben. Sie genoß nur etwas Bier und Brod, und des Morgens eine Tasse Milch. Als sie nun nach der Zeche fragte, meinte Bona, die an der stillen, gutmüthigen Alten mit den weißen Haaren und den hellen, blauen Augen großes Gefallen

gefunden, man solle ihr gar nichts anrechnen, da sie so wenig verzehrt hätte und sichtbarlich arm sey. Aber Barbara fuhr zornig auf und schalt die Schwester; wer denn ihnen etwas schenke, und ob sie nicht zu Michaeli die Steuer an das Rentamt, und zu Lichtmessen die Dienstboten zu zahlen hätten? Da sprach die Alte begütigend: „Erzürnt Euch nicht; ich will Euch ja zahlen!“ zog das Beutelein und bezahlte die Zeche, die Barbara wahrlich nicht klein angesetzt hatte. Einen freundlichen Blick auf Bona werfend, ging sie dann fort. Aber diese empfand das harte Benehmen der Schwester tief, eilte der Alten nach, und wollte derselben die Zeche von ihrem Eigenen ersetzen. Doch die Alte schlug es aus und hob an: „Bona, du bist ein gutes Kind. Bleibe immer so, und du wirst Segen haben; aber deine Schwester möge sich in Acht nehmen und ihr Herz nicht an eitles Gold hängen, sonst könnte es ihr schlimm ergehen.“

Als Bona wieder nach Hause kam, ging sie mit Barbara in die Kammer, wo die Alte übernachtet, dieselbe wieder aufzuräumen. Da fand Barbara unter dem Kopfkissen ein Kästlein von schwarzem Holze; sie zeigte es der Schwester und öffnete es dann. Wie groß war nicht ihr Erstaunen, als sie darin gegen zweihundert Goldstücke fanden! „Das muß der Alten gehören,“ meinte Bona; „gestern Abends, als ich ihr das Bett machte, habe ich nicht das Mindeste gesehen.“

„Der Alten? warum nicht gar!“ erwiederte Barbara. „Wie käme das abgerissene, zerlumpte Weib, das kaum die kleine Zeche zahlen konnte, zu einem solchen Reichthume? Weißt du, was ich glaube? Ich bin der Ueberzeugung, daß Gott oder sonst ein guter Geist uns, eigentlich mir, dieß Gold als ein Geschenk in das Haus geschickt hat; deßhalb darf ich es mit dem besten Gewissen behalten.“

„Nein, Schwester, das darfst du nicht! Das Gewissen gebietet dir und allen Menschen, in solchen Fällen nach dem rechtmäßigen Eigenthümer der gefundenen Sache zu forschen, und diese sorgsam so lange zu verwahren, bis sich derselbe gemeldet hat.“

Doch Barbara lachte höhnisch. „Du Superkluge, ich glaube gar, aus dir spricht der Neid. Ich bin die Aeltere, und habe von dir nichts zu lernen.“ Und sie sperrte trotz alles Bittens und Warnens Bona's das Kästlein in ihren Schrank.

Des andern Tages in aller Frühe kam die Alte in das Wirthshaus und verlangte das Kästlein zurück. Wie da Barbara aufbegehrte! „Allerdings,“ hob sie zornig an, „haben wir ein Kästlein gefunden; allein die Thoren sind wir nicht, daß wir es dir geben. Wie, du wärest die Eigenthümerin? du, du bettelhaftes, zerlumptes Weib?“ In solchem Tone ging es nun fort, und erst nach langer Zeit konnte die Alte zum Worte kommen. „Ihr solltet Euch schämen,“ erwiederte sie, „ein altes Weib, wie ich bin, das Euch nichts gethan, nichts schuldet, um nichts noch Euch angesprochen hat, so zu schmähen und zu schimpfen. Ich, ich bin die Eigenthümerin!“ und sie bewies ihre Behauptung dadurch auf das Klarste, daß sie auf das Genaueste die Anzahl der Goldstücke, ihr Gepräge, die Fächer im Kästlein ꝛc. angab. Jeden, auch den ängstlichsten Untersucher hätte ihr Beweis befriedigt, und dringend bat Bona: „O Schwester! du siehst ja, wem das Kästlein gehört; darüber kann kein Zweifel mehr seyn. Sie und keine Andere ist die Eigenthümerin. O gib es ihr zurück und beflecke deine Seele nicht! Sieh', wir haben ja durch Gottes Gnade, was wir brauchen, und mehr noch. O fürchte Seinen Zorn! Schrecklich wird er dich strafen, wenn du die Nothpfennige dieser Alten raubst.“

Diese ernsten und liebevollen Worte erwiederte die habsüchtige Barbara auf rohe Art, schalt der Schwester Unverstand, schmähte die Alte eine Lügnerin, und drohte durch den Hausknecht ihr den Weg aus dem Hause zu weisen.

Da begannen die Augen der Alten zu funkeln; ihre ganze Gestalt schien anzuschwellen; den Arm streckte sie aus, und mit furchtbarer Stimme rief sie: „Elende Diebin! verwünscht —“ Aber sie konnte die Verwünschung nicht vollenden; mit einem Schrei des Entsetzens fiel ihr Bona in die Arme, umschlang sie und bat sie voll tödtlicher Angst, der Schwester doch nicht zu fluchen. Barbara stand wie erstarrt. Die Alte widerstrebte; doch Bona ließ nicht nach; sie zog sie hinaus in den Garten, und beschwor sie bei allen Heiligen, die Schwester nicht durch ihren Fluch in das Verderben zu stürzen; sie wolle arbeiten Tag und Nacht, um ihr den Schaden zu ersetzen. Hinauf lief sie in ihr Kämmerlein und brachte ihr eilends ihre Ringe und Kettlein und das Schatzgeld, das Erbtheil ihrer Eltern und Pathen. Da erlosch die Glut des Zornes in den scharfen Zügen der Alten, und besänftigt hob sie an: „Ja, Bona, du bist ein gutes Kind und hättest eine andere Schwester verdient, als Barbara. Um deinetwillen soll ihr die Schlechtigkeit verziehen seyn. Wohl, sie mag das Geld behalten; aber sie wird davon nur schlechte Freude, nur schlechten Gewinn haben. Dir aber soll es gut ergehen, wenn du anders die Prüfung, die über dich kommt, mit Treue und Muth bestehst.“

Die Alte entfernte sich langsam; aber ihre Worte blieben in Bona's Herzen, und immer klarer ward es ihr, daß unter ihrer Hülle ein höheres Wesen sich verborgen hätte. —

Die Prüfung, die ihr die Alte prophezeit, begann bald.

Sie erhielten einen Nachbarn, einen jungen Mann von lockenden Manieren, welcher das verschuldete Gut seines Oheims ererbt hatte, und nach einer reichen Frau suchte.

Er kehrte gar oft im Wirthshause ein, und bald hatte sich zwischen ihm und Barbara ein Verständniß entsponnen. Er erklärte sich bereit, sie zu ehlichen, wenn sie ihm zweitausend Gulden baar zubringen könnte; denn einer solchen Summe benöthige er, um sein Gut schuldenfrei zu machen. Die hatte ja Barbara und noch mehr; sie rechnete auf das Gold des Kästleins; außerdem war ihr ein nicht unbeträchtliches Erbtheil gewiß. Sie galten also in kurzem in der ganzen Umgegend für Braut und Bräutigam. Der Letztere führte ein üppiges Leben, und reizte bald auch Barbara an, die frühere Häuslichkeit zu verlassen. Sie ging nun in prachtvoller Kleidung einher, trug Ringe und Ketten, fuhr mit ihm auf die benachbarten Feste, und gab zu Hause selber Gelage, die nicht wenig Geld kosteten.

Mit Sorge und Bekümmerniß blickte Bona diesem Treiben zu. Die Schwester war jetzt ganz verändert; sie betrug sich gegen Bona herrisch und stolz, und sprach von nichts lieber, als von dem herrlichen Leben, das sie mit ihrem „Niklaus," so hieß der junge Mann, im Ehestande führen wollte. Dieser Niklaus aber erschien Bona als ein Mensch ohne Gottesfurcht, der keine größere Freude kannte, als Trunk und Spiel und Müßiggang. Sie warnte auf das Dringendste die Schwester; aber diese antwortete auf die gewohnte Weise voll Roheit; eben so schmähte Niklaus, von Barbara in Kenntniß gesetzt, auf niederträchtige Weise die Schwester seiner künftigen Frau. Da gedachte Bona mit Thränen gar oft der Worte der Alten, und zog sich mit ihrem Kummer in ihr Kämmerlein zurück, unablässig zu dem Herrn um Gnade für die verblendete Schwester rufend.

II.

Endlich kam der Tag, an welchem Niklaus und Barbara bei Gericht erscheinen und den Heirathsvertrag

abschließen wollten. Barbara sollte sich zugleich über den Besitz eines Vermögens von zweitausend Gulden ausweisen, und nahm daher ihr Kästlein zu sich. Kurz vorher, ehe sie mit Niklaus in den Wagen stieg, hatte sie dasselbe geöffnet und ihm die zweihundert Goldstücke gezeigt, sich an seiner freudigen Ueberraschung nicht wenig erfreuend. Als nun der Landrichter die Braut hinsichtlich ihres Vermögens befragte, zog diese mit Stolz das Kästlein hervor, und sprach mit lauter Stimme: „Ich heirathe diese zweihundert Goldstücke, die wohl einen Werth von mehr als zweitausend zweihundert Gulden haben, meinem künftigen Ehemanne an!"

Sie öffnete das Kästlein; neugierig blickten die Beamten nach dem kostbaren Inhalte. Ein Gelächter, immer lauter erschallend, ward plötzlich hörbar. Wie vom Donner gerührt fuhr Barbara zurück — keine Goldstücke lagen im Kästlein, wohl aber Pfennige und Kupferkreuzer, so hell und glänzend, als wären sie eben aus der Münze gekommen!

„Sind das die Goldstücke?" fragte der Landrichter; „das sind ja Kupfermünzen! Die Braut wird sich wahrscheinlich in dem Kästlein vergriffen haben."

Barbara's Antwort war ein lauter Schrei des Entsetzens und der Verzweiflung. Sie wußte nur zu gut, daß kein Irrthum obwaltete! Bleich, ein Bild des Todes, sank sie ohnmächtig zu Boden. Es kostete Mühe, sie zum Bewußtseyn zurückzubringen. Als sie die Augen wieder aufschlug, wandte sie suchend die Blicke umher; der aber, den sie suchte, Niklaus, hatte sich bereits davon gemacht, äußernd, daß er mit einer Person, die ihn und das Gericht selber zum Besten hätte, nichts mehr zu thun haben wolle. Nun war es bei Barbara gar aus; sie fiel in eine schwere Krankheit, und entrann nur mit Mühe dem Tode. Mit aller Liebe und Geduld einer treuen Schwester pflegte sie Bona; aber ihr frommes Gemüth erkannte nur zu deutlich

in dem Leiden Barbara's die Strafe des Herrn. Doch auch nicht mit Einem Worte that sie ihr wehe und mehrte ihr den Schmerz durch Vorwürfe; im Gegentheile, Alles bot sie auf, die Tiefgebeugte aufzurichten, die Schwerverwundete zu heilen. Barbara floh die Menschen, ließ sich zu nichts mehr brauchen, saß stundenlang stumm und einsam da. So lag die ganze Last des Hauswesens auf Bona; diese klagte nicht, zagte nicht; doch öfters rief sie: „O Alte du, wie wahr ist dein Wort! Uebel ist es Barbara ergangen, und meine Prüfung ist hart und schwer; wann wird sie enden und wie?"

Arme Bona, sie hatte erst begonnen, die Prüfung!

Um den Aufwand ihres Putzes und ihres üppigen Lebens, das sie Niklaus zu Liebe führte, zu bestreiten, hatte Barbara auf das väterliche Anwesen nicht unbedeutende Summen aufgenommen; die Gläubiger drangen auf Bezahlung. Bona erschrak. Das hatte sie von Barbara nicht erwartet; aber sie war jetzt um so weniger im Stande, die Gläubiger zu befriedigen, als schon die Krankheit der Schwester ihr so viel gekostet hatte, und es mit ihrem Hauswesen rückwärts ging, ob sie sich auch noch so plagte. Außerdem gingen gar viele böse Gerüchte über jenen Vorfall bei Gericht, über Barbara's Krankheit und Schwermuth und über den Unsegen, der unverkennbar auf dem Wirthshause lastete. Da meinte Bona oft, das Herz wolle ihr vor Gram zerspringen, und die ganze Kraft ihres Glaubens mußte sie dann aufbieten, um nicht muthlos zu werden.

Das, was Bona schon lange gefürchtet hatte, kam endlich: das Wirthshaus ward auf Andringen der Gläubiger auf die Gant geschrieben, und der Tag zum Verkaufe desselben festgesetzt. Barbara schlug verzweifelnd die Hände über den Kopf zusammen und schrie: „Das ist meine Schuld, ganz meine Schuld, das überlebe ich nicht!" Als nun der

bittere Tag herankam, sprach sie zu Bona, sie wolle so lange in der Kirche um einen glücklichen Ausgang beten, bis Alles vorüber sey. Das war dieser ganz recht; sie selber geleitete sie in die ganz nahe gelegene Kapelle, und ließ sie daselbst unter der Hut einer gutherzigen Nachbarin. Kaum hatte sich aber die Schwester entfernt, so lief Barbara mit Windeseile in den nahen Wald, um ihr Leben durch Selbstmord zu endigen. Schon hatte sie den Strick, den sie heimlicher Weise zu Hause zum bösen Werke mit sich genommen, an den Ast einer Buche gebunden, als eine kräftige Faust sie an der Schulter faßte. Barbara wandte sich unwillig um; aber wie erschrak sie, als sie das Weib mit dem Kästlein vor sich stehen sah, die Augen ernst und kummervoll auf sie gerichtet!

„Unglückliche," hob sie an, „was hast du im Sinne? Glaubst du, solch ein Tod erlöse dich von deinem Leide? Wer trägt anders daran die Schuld als du? Sieh', das ist der Lohn deiner Habsucht und Ungerechtigkeit! Warum hast du mein Wort nicht gehört, warum verachtet deiner guten Schwester Bitten und Warnen? Warum widerstandest du dem Drange deines Gewissens, durch das der Herr Selber so kräftig zu dir sprach? In dem Kästlein, das du stahlst, barg sich dein böser Geist und riß dich tiefer hinein in die Sünde und den Jammer; durch ihn kamst du um deine Ehre, um deinen Frieden, kamst um dein Vermögen, um deine Gesundheit, und jetzt stehst du im Begriffe, dein Leben und ach, deine Seligkeit selber zu verlieren!"

Jedes dieser Worte traf wie ein Blitz die Schuldbeladene; sie brach zusammen mit dem schmerzlichen Ausruf der Reue: „Was hab' ich gethan! Ich bin verloren für Zeit und Ewigkeit!"

Die Alte richtete sie wieder auf. „Noch darfst du hoffen! Der Herr in Seiner Allbarmherzigkeit will nicht dein Ver-

derben; noch hält Er die strafende Hand zurück, und will dir neue Frist zur Rettung geben. Komm' und folge mir; ich will dich zum Hause des Heiles führen, du Aermste!"

Und bei diesen Worten faßte die Alte Barbara und zog sie mehr, als daß sie selbe führte. Tief in den Wald hinein, wohin noch kein Menschenfuß gedrungen zu seyn schien, durch Schluchten und Dickicht ging ihr Weg, bis sie zu einer kleinen Hütte gelangten, deren Spitze ein Glockenthürmlein krönte. Da klopfte die Alte an; die Klause öffnete sich, und Barbara sah ein Frauenbild an der Schwelle erscheinen, so mild und doch so hoch. „Wiborada," begann die Alte, „nimm diese Magd auf und rette ihre Seele; der Herr verlangt es. Vor Allem führe sie zu einem Priester!" Und die Klausnerin neigte sich tief vor der, welche also zu ihr gesprochen, neigte sich liebreich zu Barbara und zog sie in die Klause. Die Alte aber ging weiter, zu dem Wirthshause ging sie, wo Bona während des Verkaufes ihres Hab und Gutes Angst und Schmerzen litt; es war ein Glück, daß sie von der Schwester, ihrer Flucht und ihrem bösen Vorsatze noch keine Kenntniß hatte.

Das Wirthshaus war angefüllt mit Leuten, die da Neugierde, Kauflust oder Gewinnsucht hergeführt hatte. Ruhig und ergeben sah es Bona, wie ein Stück Vieh oder Hausgeräth um das andere hinweggeführt wurde. Endlich war nur noch jenes verhängnißvolle Kästlein von schwarzem Holze übrig; war das verkauft, dann sollte das Wirthshaus sammt den Gründen versteigert werden.

Bona zuckte zusammen, als das Kästlein zum Aufwurfe kam; neugierig beschauten es die Gegenwärtigen, aber Niemand zeigte Lust zum Kaufen.

„Warum kaufst denn du das Kästlein nicht?" sprach zu Bona eine Stimme, deren Klang in ihr Erinnerungen eigener Art hervorrief. Ueberrascht wandte sie sich um.

Sie hatte sich nicht getäuscht: es war die Alte, die das Kästlein vor drei Jahren hier zurückgelassen. „Kaufe das Kästlein, Bona," wiederholte die Alte dringend, „du wirst guten Nutzen davon haben."

„O," rief Bona lebhaft, „wollte Gott, es wäre nie in unser Haus gekommen; wollte Gott, du hättest nicht deinen Fuß über unsere Schwelle gesetzt! Zum Verderben nur bist du gekommen!"

„So seyd ihr Menschen," versetzte die Alte ruhig; „ihr urtheilt über Dinge, die ihr nicht versteht! Zur Prüfung ward euch das Kästlein gesendet; es konnte Heil und Segen bringen. Ist es meine Schuld, daß Barbara so schlecht die keineswegs schwere Probe bestand? Traue mir, mein Kind, kaufe das Kästlein; du wirst es nicht bereuen. Ich schenk' es dir!"

Diese Worte, still und leise gesprochen, nur Bona vernehmbar, rührten deren Herz. „Ich habe kein Geld, nicht einen Pfennig hab' ich mehr," sprach sie zur Alten. Diese drückte ihr einige Münzen in die Hand; sie reichten hin zum Ankaufe des Kästleins. Bange, zitternd fast empfing es Bona; die Anwesenden verwunderten sich, und manche machten darüber eben nicht liebreiche Bemerkungen. Die Alte lächelte auf eigene Weise.

Jetzt kam das Wirthshaus zum Aufwurfe. Da wollte Bona vor Gram das Zimmer verlassen; aber die Alte hielt sie zurück.

„Was willst du gehen?" fragte sie; „jetzt beginnt für dich das Wichtigste!"

„Und das Schmerzlichste," erwiederte Bona; „ach, das Herz will mir brechen bei dem Gedanken, daß mir jetzt die Heimath verkauft werden soll, und ich nun hinausgehen soll als eine Fremde in die Welt, wo ich Niemanden kenne, und Niemand mich liebt!"

„Wer sagt das? Kaufe deine Heimath!“

„Wie, kannst du jetzt spotten?“

„Ich rede in vollem Ernste; du kannst das Wirthshaus so leicht als irgend Einer kaufen.“

„Kaufen? ach, wo hätt' ich Geld?“

„Oeffne das Käſtlein; es gehört ja dein; hab' ich es dir denn nicht schon lange geschenkt?“

Unwillkürlich, fast wider Willen that Bona, wie ihr geheißen; aber wie erbebte sie in freudiger Ueberraschung, als das Käſtlein mit glänzenden Goldstücken gefüllt war! „Mein Gott,“ rief sie, „was soll ich denken?“

„Daß ich es gut mit dir meine, und es dein Eigenthum ist,“ antwortete die Alte. „Aber säume nicht; hörst du? es wird gesteigert! Steigere mit, du darfst Keinen fürchten!“

Bona wies nun auf den Rath der Alten das Gold dem Beamten, und verlangte mitsteigern zu dürfen. Das konnte ihr jetzt nicht mehr verweigert werden. Und das Wirthshaus blieb ihr; hatte es schon die Verwunderung Aller erregt, daß sie steigern durfte, so ward das Erstaunen noch größer, als sie die Kaufsumme in neuen Doppeldukaten auszahlte. Der Beamte untersuchte sie auf das Genaueste, wandte sie hin und her, und mußte sie als ächte, vollwichtige Randdukaten zuletzt erkennen. Die Versammelten entfernten sich, halb verdrießlich, halb freudig über den unerwarteten Ausgang. Bona umschlang auf's Tiefste bewegt die Alte und rief: „O wie kann ich dir danken! Du hast mich vom Elende errettet. Dich muß der Himmel zu meiner Rettung gesendet haben!“

„Der Herr des Himmels sah deinen Jammer, und erhörte dein Gebet,“ versetzte die Alte feierlich; „wohl dir, daß du der Schwester Barmherzigkeit erwiesest, daß du dein

Vertrauen auf den Allerhöchsten bewahrtest! Ihm danke, Ihm gib die Ehre!"

Da kniete Bona nieder, und ergoß unter strömenden Thränen die Gefühle ihres Herzens in ein heißes Lob- und Dankgebet; an ihrer Seite kniete die Alte und betete mit ihr, für sie. Nachdem Bona dieser Pflicht genügt hatte, rief sie: „Jetzt zu meiner Schwester! Ach, tausendmal hat sie die Schuld bereut! Verzeihe ihr und laß' auch sie an der Freude Antheil nehmen."

Die Alte erzählte ihr nun, wie sie für Barbara gesorgt hätte, und trug ihr auf, nach Jahresfrist sie in der Klause zu besuchen, früher nicht. Bona konnte nur auf's Neue die Liebe und Weisheit der Alten preisen, die so schön das Böse mit Gutem zu vergelten verstand. Diese nahm noch das Mittagsmahl bei ihr ein, und entfernte sich dann; Niemand sah sie wieder. Aber ihr Segen blieb zurück. Als Bona aus Zufall Tags darauf das Kästlein wieder öffnete, fand sie zu ihrer freudigen Ueberraschung neuerdings zweihundert Goldstücke darin. Wohl erkannte sie die Absicht der edlen Geberin: wie die erste Summe ihr die Mittel gegeben, das Vatergut zu erhalten, so sollte die zweite Gabe sie in den Stand setzen, die nöthige Einrichtung sich wieder beizuschaffen.

Als das Jahr verronnen war, machte sich Bona auf den Weg nach der Klause, die Schwester zu besuchen. Zu ihrer größten Freude traf sie dieselbe ganz umgewandelt, ruhig, ergeben und mit ihrer gegenwärtigen Lage vollkommen zufrieden. Bona's Einladung, zu ihr zu ziehen, lehnte sie dankend ab; sie wollte in der Klause leben und sterben. Als sie die Klausnerin fragte, wer denn die gutthätige Alte gewesen, antwortete diese: „Ich weiß es nicht; jedenfalls muß sie mehr als ein Mensch, muß ein höheres Wesen seyn. Zu gewissen Zeiten erscheint sie auf Erden, geht mit Menschen

um, prüft sie, belohnt die Guten und bestraft die Bösen. Wohl denen, die sie freundlich aufnehmen und ihrem Worte folgen!"

Das that auch Bona. Sie richtete ihr Leben nach den Rathschlägen ein, die ihr die wunderbare Alte gegeben, und gelangte dadurch zu dem wahren Glücke, das in einem ruhigen Gewissen, in geordneter Thätigkeit und in Ergebung in den Willen Gottes besteht.

---

3. Der Schneider, oder der Lohn der Liebe und die Strafe des Neides.

I.

In einem kleinen Städtlein an der untern Donau lebte Willibald, ein Schneider, und nährte sich und seine Familie ergiebig und redlich mit seiner Nadel. Die konnte er auch in der That meisterlich führen. Sein Schnitt war genau und jederzeit passend, sein Stich scharf, gleich und zierlich — kein Wunder, daß ihm die Arbeit nie ausging, und er weit und breit als der beste Kleiderkünstler gerühmt ward. Doch Willibald war noch mehr: er war auch ein guter Christ, der jeden Tag die Arbeit mit Gott anfing, jeden Sonn- und Feiertag die heilige Messe und das Wort Gottes anhörte, und zu gehöriger Zeit mit rechter Vorbereitung zur heiligen Beichte und Kommunion ging. Lieber hätte er sich den Finger abhacken lassen, als daß er an Sonn- und Feiertagen auch nur Einen Stich gemacht hätte. Nebenbei that er auch im Stillen viel Gutes, und mancher Arme trug ein Kleid, das der gute Meister umsonst gemacht, zu dem er wohl sogar noch das Zeug hergegeben hatte.

Während fast Alle in dem Städtlein dem wackern Willibald geneigt waren und sich seines Glückes freuten, waren ihm doch zwei Bürger im Herzen spinnefeind, und

hätten ihn lieber am Kirchthurm, als an der Schneiderbank gesehen. Das waren seine beiden Mitmeister im Städtlein, der eine Gelb, der andere Grün geheißen — wohl ein schlimmes Paar zusammen! Diese verdroß es, daß Alles nur den Meister Willibald lobe, und nur ihm die Arbeit zutrage. Nicht als ob es ihnen an Arbeit gefehlt hätte; sie hatten deren genug; denn wie hätte Willibald für Alle arbeiten können! Allein es ärgerte sie auf's Höchste, daß sie nur die Arbeit erhielten, die Willibald ihnen zukommen ließ, und die Leute nur dann zu ihnen gingen, wenn Willibald nichts weiter annehmen konnte.

„Was ist das für eine Schande, Bruder Gelb," hob eines Tages im Wirthshause Meister Grün an; „macht sich denn Willibald nicht breit und dick, als wäre er ein Fürst und wir seine Sklaven? Müssen wir denn nicht zuletzt noch von den Brosamen leben, die von seiner Tafel abfallen? Sind wir nicht schon seine Bettler, die von seinem Almosen leben? Sind wir aber nicht so gut Meister als er? Haben wir das Unserige nicht so gut erlernt als wie er? Müssen wir nicht so gut als er Steuern und Abgaben zahlen? Sollen wir länger noch diesen Spott ertragen, und zum Gelächter der Stadt werden?"

Bruder Gelb aber stieß mit einem bösen Worte das erhobene Trinkglas dergestalt auf den Tisch, als wollte er es in Scherben zerbrechen, und rief: „Bruder Grün, das hat die längste Zeit gedauert, das versichere ich dir; Schelmen wären wir, ließen wir uns länger von dem hochmüthigen Pfauen in den Schmutz treten. Schon längst habe ich darüber nachgedacht, wie wir diesem Unwesen ein Ende machen könnten, und ich sage dir, es sind mir die herrlichsten Gedanken gekommen, glaub' mir's!"

„Nun, Bruder, sag's heraus!"

„Soll ich sie dir da sagen, wo die Wände Ohren haben?"

fuhr Bruder Grün fort, zum Ofen winkend, wo, von ihnen erst jetzt bemerkt, des Wirthes Mutter saß. Doch diese, eine gescheidte Frau, nahm sich kein Blatt vor den Mund, und wusch den Beiden tüchtig die Köpfe.

„Pfui," hob sie an, „schämt Euch doch! Aus Euch spricht der blasse, häßliche Neid, der aber die Schande der Christenmenschen ist. Ihr habt Neid und Zorn auf den Meister Willibald, weil er Euch an Arbeit, Ehre und Wohlstand weit übertrifft; warum aber ist Willibald Euch voraus? Weil er den Tag mit Gott anfängt und nicht mit Plaudern und Zanken; weil er jeden Augenblick benützt, und den Tag nicht beim Spielen und Trinken im Wirthshause zubringt; weil er mit seinem Weibe gut hauset, ordentliches Maß führt und ehrliche Rechnung stellt. Meister Gelb, Meister Grün, macht es auch so, und Ihr werdet gleichfalls bald auf einen grünen Zweig kommen, merkt's Euch! Uebrigens nichts in übel!"

Damit ging die Wirthsmutter ganz ruhig zur Thüre hinaus; die Beiden aber zitterten fast vor Zorn, und Meister Gelb sah ihr nach, daß, wären seine Blicke giftig oder Dolche gewesen, sie wahrhaft nicht lebendig aus dem Zimmer gekommen wäre. D'rauf flüsterten sie zusammen und brachen auf mit Gesichtern, die nichts Gutes bedeuteten. Die Wirthsmutter sah es, wie sie zum Thore hinaus gegen die Schustermühle gingen; das war aber ein sehr verdächtiger Platz, den kein ehrlicher Mann ohne Noth besuchte. Dort machten es die beiden Schelme aus, wie sie an Willibald sich rächen und ihn vom Brode und aus der Stadt bringen könnten. Zuerst wollten sie ihn gar tödten, dann ihm die Augen ausstechen; endlich brachte Grün einen andern Vorschlag, und dieser gefiel auch dem zweiten Böſewicht. Auf Fastnacht, die bald herannahte, sollte das elende Bubenstück vollführt werden.

II.

Der Fastnachtsdienstag kam heran. Meister Willibald, sonst durchaus kein Wirthshausbesucher und noch weniger ein Nachtschwärmer, gedachte sich dießmal auch einen Spaß zu machen. Er zog sich als Jäger an, nahm eine Maske vor das Gesicht, und freute sich im Voraus, seine Freunde recht zu necken. Aber Helenen, seiner wackern Gattin, war keineswegs so fröhlich zu Muthe. Doch unterdrückte sie die böse Ahnung, um ihrem Manne, der die ganze Zeit sich so plagte, die Freude nicht zu verderben; nur bat sie ihn, bald wiederzukommen. Auch der kleine Joseph, Willibald's jüngstes Söhnlein und sein Liebling, schien gleiche Sorge zu haben, und hielt den Vater beim Aermel, als ihn dieser beim Abschied küßte, und sprach: „Vater, dableiben!" Der aber versetzte: „Sey ruhig, Seppi; wenn ich heimkomme, kriegst ein Pfefferküchlein!" worauf sich jedoch das Kind umwandte und zu weinen anhob. —

Um dieselbe Zeit, als Willibald von daheim fortging, kehrten im Wirthshause zum Hahn zwei Masken, Mohren in rothen Gewändern, mit Gold und Perlen und funkelnden Steinen besetzt, ein, gingen aber nicht in das große Gastzimmer, das bereits von Gästen wimmelte, sondern suchten sich ein eigenes Plätzlein im Nebenkämmerlein, und glaubten allein und unbeobachtet zu seyn. Sie waren dieß aber keineswegs; denn die Wirthsmutter mit ihren scharfen, klugen Augen hatte in den Schwarzen das Grüne und Gelbe gar wohl erkannt, und gab sorgfältig Acht. Sie sah es auch, wie sie ein paar geschliffene Messer herauszogen und probirten, und meinte sogar nicht undeutlich den Namen Willibald's zu hören. Klar schien es ihr, daß die Schelme etwas Böses gegen den wackern Meister im Sinne hatten. Ihn zu warnen hielt die Wirthsmutter für Gewissenspflicht,

nahm deßhalb aus dem Zimmer ihres Sohnes dessen Maske, eine Art von Narrenkappe, und ging damit bekleidet auf Willibald's Haus zu. Unweit desselben traf sie auf einen Jäger, und erkannte unschwer in ihm den Meister selber. Und sie hob an: „Seit wann ziehen die Jäger bei Nacht in den Wald? Da gehen ja nur die Wildschützen!"

„Ei, Narr, die thun mir nichts," erwiederte der Meister lustig.

„Meinst? Trau' ihnen nicht; wäre doch klüger, wenn du zu Hause bliebest!"

„Narr, du redest gerade so, wie mein dreijähriges Seppele."

„Meinst, ich hätt' auch so viel Verstand, als er? Dann sollst aber um so mehr Rath annehmen; weißt du denn nicht, daß Kinder und Narren die Wahrheit reden?"

„Heute weiß ich gar nichts," rief der Meister verdrießlich, „als dieß, daß ich mir einen guten Tag machen will. Und nun halte mich nicht länger auf, Narr!" Damit lief Willibald fort. Aber nicht leicht hat er in seinem Leben etwas so bitter bereut, als daß er die Warnung seines Kindes und des Narren in den Wind geschlagen; deßhalb bat er in der Folge gar oft die Seinigen: „Kinder, wenn man euch eine freundliche Lehre, einen guten Rath oder auch eine ernstliche Warnung zugehen läßt, sollt' es auch von einem Kinde, von einem Schweinhirten oder gar einem Narren kommen — verachtet sie ja nicht, sondern bedankt euch dafür und erwäget sie wohl; im Schmutz verborgen liegt oft der Edelstein, und was den Hohen und Gelehrten verborgen ist, das ist den Demüthigen und Einfältigen geschenkt." —

Meister Willibald that sich in seiner Gesellschaft in Ehren gütlich; da er aber sein Versprechen halten, und nicht zu spät heimkehren wollte, so verließ er schon um zwölf Uhr

das Gasthaus, trotz alles Spottens und Abmahnens. Keiner folgte ihm, und so ging er allein durch eine Reihe enger, winkeliger Gäßlein, und war bereits in die Nähe seiner Wohnung gekommen, als an einer Ecke zwei rothe Gestalten mit schwarzen Larven sich auf ihn stürzten, ihn niederwarfen, und dergestalt, namentlich an den Händen, mißhandelten, daß er ohnmächtig in seinem Blute dalag. Die Unmenschen flohen alsdann, und leicht hätte hier der arme, schwerverwundete Willibald in der kalten Nacht den Geist aufgeben können, wäre nicht Hülfe gekommen. Sie brachte dieselbe Narrenmaske, deren Rath der Meister zu seinem Unglücke eben nicht fein zurückgewiesen hatte. Voll Mitleid hob sie ihn auf, lehnte ihn an die Mauer und machte Lärmen. Wer möchte den Schreck und Jammer schildern, als Helena ihren Mann halbtodt, mit Blut überronnen und gräßlich entstellt wiedersah! Die Narrenmaske aber sprach: „Tröste dich, du armes Weib! Sterben wird er nicht, doch ein Kreuzträger wird er werden; aber merk' es: das Kreuz zieht zum Himmel!"

Auch dießmal hatte die Narrenmaske die Wahrheit gesprochen. Willibald starb nicht trotz seiner vielen Wunden; aber die Hände, die fürchterlich zerstochen, zerhackt und zerschnitten waren, wurden steif und zu jeder feinern Arbeit untüchtig. Als der Arme vom Krankenlager aufstand, und erst jetzt erkannte, wie die Nerven und Sehnen seiner Finger gelähmt waren, schlug er die Hände über den Kopf zusammen, und schrie: „Um Gotteswillen, Weib, ich bin ein Krüppel; wer wird dich und die Kinder ernähren?"

Des Meisters Sorge war nicht unbegründet. Seine Krankheit hatte viel gekostet; verdienen konnte er nichts mehr; so ging sein Erspartes bald darauf, ja selbst sein Häuslein mußte er verkaufen und in die Vorstadt ziehen, wo er sich theils durch Botengänge, theils durch Taglöhner-

arbeit ärmlich durchbrachte. Willibald hatte einen guten Christenglauben, sonst hätte er verzweifeln mögen bei dem Gedanken, wie er vor kurzem noch als angesehener Bürger in Wohlstand und Ehren gesessen, und jetzt kaum Erdäpfel und abgeblasene Milch sich durch blutsauere Arbeit erwerben könne. Sein Gewissen gab ihm das Zeugniß, daß er Niemanden wissentlich gekränkt oder betrogen, und doch war er durch unverantwortliche Bosheit nicht nur um Hab und Gut, sondern auch um seine Gesundheit gekommen, so, daß er ärmer war als der Aermste selber, der doch gesunde Glieder hatte. Mehr noch als er fing dann Helena, die heftigen Gemüthes war, zu klagen an, warum denn Gott gerade über sie die Schale Seiner Bitterkeit ausgösse? warum Er denn jener Schelme schone, die ihren Mann so grausam zugerichtet hätten, und nun in Saus und Braus lebten? Sie kenne dieselben gar wohl, aber die Argen in ihrer List hätten sich so verschanzt, daß ihnen kein Advokat und Gericht etwas anhaben könne. „O daß Gott sie so viele Jahre auf einer glühenden Schneiderbank büßen lasse, als sie ihrem Manne Stiche gegeben!"

Zu solchen Klagen und Verwünschungen kam einstmals die alte Wirthsmutter, und hörte kopfschüttelnd eine Zeitlang zu; dann hob sie etwas ernsthaft an: „Mein, Helena, Euch ist das Lamentiren und Klagen wohl nicht in übel zu nehmen; aber besser thätet Ihr doch, wenn Ihr schweigend Euer Kreuz dem Herrn aufopfertet, und Euch Seiner Weisheit mit Vertrauen unterwärfet. Wisset Ihr denn nicht, daß die Wege Seiner Vorsehung unerforschlich sind? Mußte nicht der Gichtbrüchige im Evangelium siebenunddreißig Jahre leiden, und ward er nicht im achtunddreißigsten Jahre erst gesund? Sagt nicht der Heiland Selber von dem Blindgebornen, daß seine Blindheit zur Ehre Gottes sey, und ward er dann nicht sehend? Sucht denn der Herr nicht die heim,

die Er lieb hat? Muß denn nicht Alles, auch das Schlimmste und Widerwärtigste, denen zum Besten gereichen, die Gott lieben, die Ihm vertrauen? Wer mit Schmerzen aussäet, wird mit Freuden ernten; und Gott ist stark genug, jedes Kreuz mit Euch zu tragen, ja Er ist mächtig genug, die Wunden zu heilen, die Er schlägt. Darum vertraut fest auf den Herrn, und harrt aus; ist die Zeit der Prüfung vorbei, und habt Ihr sie recht bestanden — dann werdet Ihr frohlocken und Gott preisen für Seine Heimsuchung; denn Euer Lohn wird groß seyn, und nicht tauschen werdet Ihr dann mit den Königen und Kaisern dieser Welt!"

Solcher Trost verfehlte nicht, die Tiefgebeugten wieder aufzurichten. Doch nicht nur geistlichen Trost spendete die Wirthsmutter, sondern auch leiblichen, und gar manches Krüglein Bier, Stück Fleisch oder Brod brachte die Frau in die Hütte Willibald's, wo die Noth wahrlich groß war. Die Wirthsmutter war nicht blos eine kluge, sondern auch eine gottesfürchtige Frau; deßhalb sprach sie eines Tages zu den Bedrängten: „Nichts gefällt dem Herrn mehr, als wenn man seinen Feinden verzeiht, und für sie zu Ihm bittet. Habt Ihr das gethan?"

Willibald hatte das Erstere wohl gethan; er hatte verziehen, aber zu beten für die, welche ihn in solches Elend gestürzt, dazu war er noch nicht gekommen. Helena hatte es noch nicht einmal zu dem Ersten gebracht, und trug noch immer Groll gegen die Uebelthäter im Herzen. Aber die Wirthsmutter redete so eindringlich zu ihnen, wies sie erschütternd auf das Beispiel und das Kreuz Christi hin, daß sie Beide verhießen, allen Zorn mit der Wurzel aus dem Herzen zu reißen, und täglich nach der heiligen Messe für ihre Beleidiger zu beten. Willibald, das gute Gemüth, bezwang sich bald; Helena aber meinte, der Tod sey leichter, als dieser Kampf und Streit, den sie wider Groll und Haß

zu bestehen hatte. Doch Willibald stand ihr bei, und so kam Helena nach ein paar schweren Wochen so weit, daß, als sie eines Tages dem Grün begegnete, sie ihm das verlorne Schnupftuch aufhob und ihm darreichte. Dieß waren wohl zwei große Thaten; denn es kostet eine harte Selbstverläugnung, und die ganze Natur des Menschen sträubt sich dagegen, dem Feinde Gutes zu thun. Deßhalb blieb die Vergeltung auch nicht aus.

III.

So war der Winter vergangen, freilich unter tausend Noth und Sorgen für Willibald und die Seinigen; es nahte jetzt die heilige Osterzeit, und er meinte, des Heilands Huld würde ihn nun doch auch bald aus seinem Leidensgrabe herausziehen, und zu einem neuen und bessern Leben erwecken. Da kehrte er eines Abends von der Arbeit nach Hause. Der Weg führte ihn vor einer kleinen Kapelle vorbei, und er ging um so lieber hinein, als an diesem Tage gerade der schmerzhafte Freitag gefeiert ward, und das Kirchlein ein schönes Bild der schmerzreichen Mutter in sich schloß, vor welchem eine Ampel ein schwaches, geisterhaftes Licht ausgoß. Willibald bog seine Knie, und rief mit Inbrunst die Fürbitte Derjenigen an, die der Herr zur jungfräulichen Mutter Seines göttlichen Sohnes erkoren, und die als solche durch ihre Fürbitte so mächtig ist. Es ward ihm hier das Beten so leicht und süß! All' seine Nöthen und Anliegen legte er zu den Füßen Derjenigen nieder, welche die Trösterin der Betrübten, die Helferin der Christen und ihre Mutter genannt wird. Er wies ihr den Jammer zu Hause, er hob die verstümmelten Hände zu ihr hinauf, und ergoß sein Leid in einem Strom von Thränen. Nicht vergaß er auch, Derjenigen zu gedenken, welche ihm solches gethan, und auch sie empfahl er ihrer Huld.

Als er nun so gebetet, wollte er sich entfernen; da flammte auf einmal wie ein Blitzstrahl in einer mächtigen Flamme das Licht der Ampel vor ihm auf, und in ihrem hellen Scheine gewahrte er auf der Stelle, wo er gekniet, eine Nadel, bereits mit einem seidenen Faden eingefädelt. Vorher, das wußte er gewiß, hatte sie hier nicht gelegen; wie kam sie daher? War sie ihm bestimmt — ach, dann war es ein nutzloses, unfruchtbares Geschenk; die Zeit war vorbei, wo seine Hände und Finger biegsam und geschmeidig waren, und die Nadel leiten konnten! Doch trieb es ihn innerlich an, die Nadel aufzunehmen; er trug sie nach Hause und erzählte seinem Weibe, wie er dazu gekommen. „Hättest du eine Krume Brod oder ein rohes Ei gefunden," sprach Helena eben nicht freudig, „so wär' es uns nützlicher, als diese und tausend andere Nadeln." Aber Willibald erwiederte lächelnd: „Schilt mir meine Nadel nicht; wer weiß, was sie für Eigenschaften hat, und wozu sie noch gut ist."

Wie staunte nicht Helena, als Morgens darauf ihr Ehemann mit freudestrahlendem Antlitze zu ihr eilte, und rief: „Preise Gott und lobe die gnadenreiche Jungfrau, unsere Fürbitterin! All' unsere Noth ist zu Ende. Sieh', ich kann wieder arbeiten, kann wieder nähen wie zuvor!" Und er nahm die Nadel zwischen die Finger, und sieh', sie bewegte sich so leicht, so rasch und sicher fort, als würde sie von der geübtesten Hand geführt, und ihre Stiche waren so fein, gleich und schön, wie sie Willibald kaum zur Zeit seiner schönsten Blüte gemacht hatte. Mit der Scheere hatte es seit längerer Zeit schon keinen Anstoß mehr; so weit hatte Willibald seine Finger und Hände bereits gebildet. Was war das für ein Jubel, was das für eine Freude! Das war ein Osterfest; so fröhlich ward vielleicht in der ganzen Christenheit keines gefeiert! Alltäglich ging Willibald mit den Seinigen zur Kapelle, dem Herrn zu danken

und der liebreichen Frau, die ihm solche Hülfe erbeten hatte. Niemand erfuhr etwas von der wunderbaren Nadel, die gute Wirthsmutter ausgenommen; die freute sich mit ihnen, und sprach: „Dem Herrn sey die Ehre; aber diese Gnade ward Euch zu Theil, weil ihr Ihm vertraut und für Eure Beleidiger aufrichtigen Herzens gebetet habt.“

Willibald suchte und erhielt bald wieder Arbeit. Das ganze Städtlein verwunderte sich, als es hieß, er arbeite nicht nur so gut als ehemals, sondern bei weitem besser und schöner. Dessen freuten sich die Meisten in der Stadt, nur Grün und Gelb konnten sich vor Aerger und Schreck kaum fassen; sie untersuchten Willibald's Arbeiten auf das Schärfste, und mußten gestehen, daß ihnen eine solche Kunst und Güte noch nie vor Augen gekommen. Ihr Zorn stieg um so mehr, als dieser wieder in die Stadt zog und nun fast alle Arbeit bekam, so, daß sie kaum zu leben hatten, und wie ehemals wieder das nur in ihre Werkstätten gebracht wurde, was Willibald nicht arbeiten konnte oder wollte. Da meinten Grün und Gelb vor Wuth und Gram fast sterben zu müssen, und wieder hielten sie Rath, was zu machen sey. Sie hatten die Ueberzeugung, Willibald's Hände und Finger dergestalt zugerichtet zu haben, daß sie für die Arbeit, namentlich für die feinere, durchaus untüchtig waren. Seine Finger und Hände — das wußten sie gewiß — waren gelähmt wie früher; es konnte also nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er wieder arbeiten konnte, namentlich so schön und zierlich. Es mußte also Willibald einen Zauber, irgend ein geheimes Mittel haben, wodurch er dieß Alles zu Stande brächte; aber welches? und wie konnte man es ihm wohl nehmen?

Um der Sache auf den Grund zu kommen, schämten sie sich nicht, einen Lehrling mit schwerem Gelde zur Untreue gegen seinen Herrn zu verführen, und ihm aufzutragen, er

möge ja auf Alles genau Acht geben, was dieser bei der Arbeit thue. Der Lehrling konnte lange nicht berichten, was auffallend gewesen wäre, nur das däuchte ihm seltsam, daß der Meister nach der Arbeit die Nadel, womit er genäht, jederzeit sorgsam in einem silbernen Büchslein verwahre. „Da haben wir's," rief Grün fröhlich; „in der Nadel steckt der Zauber!" Und nun verleiteten sie den Jungen durch eine große Summe Geldes und die glänzendsten Versprechungen zum Diebstahl. Während eines Tages Willibald, ermüdet, sein Mittagsschläflein hielt, zog der gewissenlose, ungetreue Bursche aus seiner Brust das Büchslein, nahm die Nadel heraus, und legte eine andere hinein, wie es ihm die Schelme angelernt hatten. Die rechte Nadel brachte er dann seinen Verführern, die darüber jubelten, als hätten sie den größten Schatz gefunden.

Die Schelme triumphirten jedoch zu früh; es ging ganz anders, als sie geglaubt hatten. Sie waren eins geworden, mit der Nadel Tag für Tag zu wechseln, so, daß auf diese Weise ein Jeder denselben Gewinn bezöge. Grün machte den Anfang; mit welcher Begierde nahm er nicht die Nadel in die Hand, um damit einen neuen Frack einzusäumen! Aber der Stich der Nadel ging nicht in's Tuch, sondern in des Schneiders Finger, und verwundete ihn tüchtig. Grün meinte, er selber sey daran Schuld, und probirte die Nadel von neuem; aber, o weh, die Nadel fuhr ihm in die Finger, in die Hände, und zerstach sie dergestalt, daß er jämmerlich schrie, kein Glied daran mehr rühren konnte, und sich krank und ganz verdrossen zu Bett legen mußte! Die Nadel jedoch blieb, nachdem sie den ungerechten Meister also zugerichtet, ganz ruhig auf der Bank. Gleich nach Tisch kam Meister Gelb, und wollte wissen, wie es seinem Kameraden mit der Nadel ergangen. Als er nun die böse Geschichte vernahm, wäre ihm fast der Muth gesunken; aber er dachte:

„Warum ist es denn dem Willibald geglückt? Der Grün hat's nur nicht recht verstanden; man muß die Sache probiren. Wenn mich die Nadel auch ein Bißlein zersticht — was schadet's? Ich gewinn' ihr den Vortheil schon ab, und dann will ich den Meister sehen, der es mit mir aufnehmen kann!"

Aber Gelb ging's noch schlimmer. Zwar hatte er weislich ein paar dicke, bocklederne Handschuhe angezogen, ehe er's mit der Nadel versuchte; doch gerade ihretwegen hatte er noch mehr auszustehen. Denn die Nadel kehrte, als er zu arbeiten begann, wie bei seinem Kameraden, die Spitze rückwärts, und stach ihm Finger und Hände auf das Schmerzlichste wund; ihr Stich ging durch die dicke Haut, als wäre sie nur Papier, und noch nicht genug: die Nadel ward auf einmal glühend roth und glühend heiß, und wie Feuer brannten nun ihre Stiche, so, daß der lederne Handschuh bald aufflammte und die Pein fürchterlich vermehrte. Gelb schrie vor Schmerz auf, als stecke er an einem Messer, und rannte im Hause wie ein Rasender vor Pein brüllend umher, bis er zuletzt halbtodt zu Boden sank. Die Nadel aber, welche gleich einem Richtschwerte Gottes die beiden Schelme gezüchtigt, verschwand plötzlich. Aber den beiden Bösewichtern hatte sie Andenken genug hinterlassen; ein ganzes Vierteljahr lagen sie unter den Pflastern, Salben und Messern der Wundärzte, die schon davon sprachen, ihnen die Hände oder doch die Finger abzunehmen. Das war eine Angst und ein Schreien! Endlich kamen sie doch ohne Verlust eines Gliedes davon. Aber sie waren, wie vor einem Jahre Willibald, Krüppel, ihre Hände steif und lahm, mit einer Menge rother Punkte besetzt, so daß es aussah, als wären sie so eben in Blut getaucht worden. Sie trauten sich gar nimmer unter die Leute, und meinten vor Scham und Pein vergehen zu müssen. In der Stadt aber

hieß es: „Es ist dem Grün und Gelb nur ihr Recht widerfahren; das haben sie an Willibald verschuldet. Haben schon geglaubt, sie kämen ohne Strafe davon; da seht ihr's: mit welchem Maß man ausmißt, mit dem wird einem eingemessen werden, und wer dem Andern eine Grube gräbt, fällt zuletzt selber hinein."

Willibald hatte mit großer Angst den Verlust seiner Nadel wahrgenommen, und Alles durchsucht, sie wieder zu finden. Als sie nicht zum Vorschein kam, hielt er dafür, sie wäre ihm entwendet worden; allein er hatte die feste Ueberzeugung, daß die mächtige Frau, die ihm das wunderbare Werkzeug erbeten, ihm auch wieder dazu verhelfen würde. Und so geschah es. Sobald die Nadel die Züchtigung jener Bösen vollbracht hatte, war sie wieder in dem Büchslein zu finden, und verrichtete in Willibald's Hand ihre Dienste so fleißig und geschickt wie früher. Aber dem untreuen Lehrbuben ward himmelangst; er meinte, es könnte die Nadel am Ende auch über ihn noch kommen, und ihm die diebischen Hände nach Verdienst zerstechen. In seiner Angst fiel er seinem Lehrherrn zu Füßen, bekannte reuig, und bat unter Vergießung vieler Thränen ihn um Verzeihung, mit der tausendfachen Versicherung, er wolle fürderhin treu und redlich ihm dienen, und keinen schlimmen Einflüsterungen mehr Gehör schenken. Willibald verzieh dem Verführten, nahm ihn in strenge, aber väterliche Zucht, und hatte die Freude, ihn zu einem braven Menschen heranwachsen zu sehen.

Nicht so gut ging es den Meistern Grün und Gelb. Ueber sie kam jetzt all' das Leid, das sie einst über Willibald gebracht: Arbeitslosigkeit, Schmerzen, Armuth und Noth; aber ein großer und süßer Trost, der Jenen erhoben und gehalten, fehlte ihnen: der Trost eines guten Gewissens. Sie waren früher die besten Freunde gewesen;

jetzt aber entzweiten sie sich, und haßten einander wie Hund und Katze; einer nannte den andern den Urheber seines Unglückes, verwünschte und verfluchte ihn. So ein Ende nimmt die Freundschaft der Gottlosen. Willibald hatte Mitleid mit den Armseligen und bewies, daß sein Herz gegen sie keinen Haß mehr kenne; er gewährte ihnen reichliche Unterstützung, und ließ auch dann nicht von seiner Mildthätigkeit ab, als sie über ihn schalten und ihm viel Uebels nachredeten. Eben so zeigte auch die Wirthsmutter die gewohnte Barmherzigkeit, und half ihnen, namentlich ihren Weibern und Kindern, auf jede Weise; doch hatte sie nur schlechten Dank dafür. Als sie eines Tages zu Gelb kam und ihn ermahnte, doch zu Gott die Zuflucht zu nehmen, der in solcher Noth allein helfen könne, überschüttete er sie mit einer Fluth von Schmähungen, und hätte ihr bald die Thüre gewiesen. Nicht besser nahm sie in solcher Angelegenheit Grün auf. Solche Gesellen mußte man ihrem Geschicke überlassen. Sie sanken immer tiefer in Noth und Elend, und starben vor der Zeit, weniger durch Krankheit und Alter, als durch innern Grimm, Zorn und Rachsucht verzehrt, ein warnendes Beispiel, welche Strafe dem Neide und der Ungerechtigkeit auf dem Fuße nachfolge.

Willibald aber genoß eines ungestörten, andauernden Glückes. Sein Herz war durch Leiden gereinigt, und hing mit Liebe und Dankbarkeit treu an dem Herrn, dem Spender seines Wohlstandes. Bald nach dem Tode seiner ehemaligen Mitmeister kam ein überaus geschickter Wundarzt nach dem Städtlein, besah Willibald's Finger und Hände, und heilte sie, was Vielen als ein halbes Wunder vorkam. Als nun der Meister seine Hände und Finger so rüstig und kraftvoll wie sonst bewegen konnte, verschwand die Nadel, und er erkannte den Willen Gottes. Er arbeitete aber jetzt ohne Nadel mit seinen Händen gerade so geschickt und zierlich,

wie sonst mit der Nadel, erfreute sich immerfort des Segens Gottes, und stieg hochbetagt, ein lebensmüder Greis, von Allen beweint, in das Grab.

3.

Was das Gebet vermag.

In den endlosen Kriegen, welche vor drei Jahrhunderten die Osmanen (Türken) und Christen in allen Theilen der Welt, in Europa zumal in Ungarn, miteinander führten, war es den Erstern gelungen, sich der wichtigen Festung Raab zu bemächtigen (1594). Die Osmanen befestigten Raab noch stärker, legten eine zahlreiche Besatzung hinein, und vertrauten die Stadt dem Oberbefehle des Ali Pascha, eines versuchten Kriegers; er verhieß, Raab auf das Aeußerste zu vertheidigen. „Eher," so prahlte er, „werde der eiserne Wetterhahn auf der Burgthurmspitze krähen, eher die steinernen Glocken an dem Gesimse des Wasserthores läuten, als Raab von den Christen eingenommen werden."

Solchen Hochmuth zu züchtigen, und die Festung, einen wichtigen Stützpunkt für den künftigen Feldzug, wieder zu gewinnen, verbanden sich zwei wackere Helden, Adolph von Schwarzenberg und Niklas Palffy. Gleich an Alter, an Großmuth, Rechtschaffenheit, Kriegswissenschaft und Tapferkeit, hatte sie auch gegenseitige Liebe und Achtung innigst miteinander verbunden. Gern überließ Palffy, der Ungarn geist- und kraftvoller Held, dem besonnenen deutschen Waffenmeister die Ehre, den Operationsplan zu entwerfen und die Ausführung anzuordnen. Wo Palffy, sich unterordnend, gehorchte, weigerte kein Ungar sich, blindlings nachzufolgen. Beide Feldherrn gelobten feierlich, entweder Raab zu erobern, oder auf seinen Mauern zu sterben.

Freitags nach dem Osterfeste, in der ersten Stunde nach Mittag, führten sie eine erlesene Schaar über die Brücke bei Komorn. Sie bestand aus eintausend Ungarn zu Pferde, eben so vielen zu Fuß, und aus zweitausend Deutschen. Den Rest bildeten Wallonen, Franzosen und Spanier; es war, als hätte jedes Volk der Christenheit zu dem Heldenwerke seine Söhne gesandt. Die Feldmusik blieb zurück, denn ihr Vorhaben erforderte die größte Stille. Vier Stunden vorher hatten sie in verschiedene Gegenden einzelne Reiter ausgeschickt, mit dem Befehl, Jedermann, dessen Gang, Ritt oder Fahrt gegen Raab gerichtet wäre, festzuhalten, damit dem Feinde keine Kunde von ihrer Annäherung zukäme. Der Marsch war ungemein beschwerlich; der Schnee lag fast mannshoch, vom Thauwetter erweicht, die Bäche waren offen und ausgetreten. Kurz vor Sonnenuntergang setzten sie über den sumpfigen Czontzobach; dort begegnete ihnen Matthäus Felnemeth, ein ungarischer Offizier, welcher bei der letzten Belagerung Raabs in Gefangenschaft gefallen, jetzt aber so eben losgekauft war. Von ihm erhielten sie die erfreuliche Kunde, daß der Feind im Wahne äußerster Sicherheit befangen sey, und nur mit Verachtung von den Christen spreche. Er mußte mit den Feldherren zurück, um nöthigenfalls mit seiner Ortskenntniß zu dienen. Um neun Uhr Abends gingen sie über den Bakonyerbach, und übernachteten am jenseitigen Ufer.

Sonnabend, sechs Uhr Morgens, rückten sie eine Meile vor, und wandten sich dann links in das waldige Nemetherthal, wo sie den Tag über verweilten, von Raab nur zwei Meilen entfernt. Vor Aufbruch zu weiterem Zuge versammelten sie die Hauptleute und Rottenführer, gaben Jedem schriftlich, was er zu thun hätte, und wiesen Jedem die von ihm zu nehmende Richtung bei dem Einbruch in die Stadt, seinen Standort im Kampfe an, der Erläuterung, damit ja aller

Zweifel verschwinde, einen genauen Abriß von der Festung beifügend. Ihre Ansprache an die Hauptleute schloß mit dem geschärften Verbote des Ausstehens aus Reih' und Glied, des Raubens und Plünderns; der Uebertreter sollte unverzüglich von seinem nächststehenden Waffenbruder erschossen oder niedergehauen, Hauptleute oder Rottenführer, der Uebertretung schuldig, ohne Rücksicht und Schonung enthauptet werden. Was der Herr der Heerschaaren mit der Gnade des Sieges von dem Nachlasse des aufgeriebenen Feindes bescheeren dürfte, das solle sorgfältig gesammelt und unter das ganze Kriegsvolk vertheilt werden. Das Verbot wurde, außer Einem Falle, genau beobachtet; denn Schwarzenberg und Palffy waren als unwandelbare Erfüller ihres Wortes bekannt.

Gegen Abend wurde der letzte Marsch in geschlossenen Reihen, gemessenen Schritten und feierlicher Stille angetreten; in der elften Stunde der Nacht waren sie an dem Raczenberge. Weiter der Festung sich zu nähern schien gefährlich; denn der Mond leuchtete sehr hell, und sein Licht konnte Alles verrathen. In dieser Verlegenheit befiehlt Graf Schwarzenberg seiner Schaar auf die Knie zu fallen, und Gott mit brünstigem Gebete um gnadenvolle Hülfe anzurufen. In den Kriegern jener Zeit lebte noch ein religiöser Sinn, und willig, freudig, voll demüthiger Andacht flehten sie nach dem Beispiele ihrer Feldherren den Allmächtigen, den Gott des Sieges, um Seinen Beistand an. Und sieh', es erhob sich zusehends ein dichter Nebel aus den Fluten der Donau, welche hier mit der Raab und der Rabnitz sich vereinigt, und stieg dergestalt in die Höhe, daß er das Licht des Mondes verdunkelte, und wie mit einem dichten Schleier die Christenschaar bedeckte. Aber noch war nicht alle Gefahr zu früher Entdeckung gehoben. Es befanden sich an vierhundert große Hunde um die Festung, deren starkes Gebell die Türken

leicht hätte ermuntern und aufmerksam machen können. Auch von diesem Uebel wurden sie erledigt; denn plötzlich begann ein starker Wind zu brausen, der durch sein Pfeifen, Toben und Heulen die Stimme der Hunde übertönte.

Unter solchen von Oben gesandten Begünstigungen ward der Marsch nach kurzer Ruhe voll guter Hoffnung fortgesetzt. Bald erkannte man durch den dicken Nebel die Umrisse der Mauern und Thürme. Voraus mit seiner Schaar ging der Lothringer, Freiherr von Vabecourt, um, wie ihm befohlen, mit der kleinern Petarde die Fallthür auf der Brücke vor dem Stuhlweissenburger Thore aufzusprengen. Er fand die Thür zwar aufgezogen, aber weder verschlossen noch verriegelt; mit leichter Mühe und ohne Geräusch ließ er sie herunter, und sandte den Zeugmeister Lamars mit einigen Gehülfen voraus. Dieser war angewiesen, die größere Petarde an das Stuhlweissenburger Thor anzuhängen und sie anzuzünden. Ihm folgte Vabecourt mit seiner Mannschaft auf dem Fuße, diesem Schwarzenberg's Unterbefehlshaber, Heinrich von Oberburg, mit acht Haufen Wallonen und Franzosen, dann sämmtliches Fußvolk Ungarn, von Peter Orsitz geführt, darauf der spanische Oberst Don Michael Lopez mit seiner Schaar, hinter ihm Germanicus Strassoldo mit den Deutschen, endlich Schwarzenberg mit den übrigen Franzosen, Wallonen und Deutschen; die Hauptleute von Hoin und von Werlein schlossen den Zug.

Glücklich vollbrachte Lamars sein Werk; die Flügel des Thores sprangen mit donnerndem Gerassel aus ihren Angeln, und flogen dreihundert Schritt weit in die Stadt. Es war die erste Stunde nach Mitternacht; und sieh', der Nebel, der ihre Annäherung und ihren Einzug in die Stadt verborgen hatte, verschwand jetzt und machte dem Monde Platz, der hellauf schimmerte, und ihnen, ein mächtiger

Bundesgenosse, die Stätte des Kampfes mit klarem Lichte beleuchtete. Sein Licht machte Ordnung und Zusammenwirken möglich. Unaufhaltsam drangen die Heerschaaren im Sturmschritte ein, jede in der ihr angewiesenen Richtung auf ihren Standort: Vabecourt und Oberburg mit vier Schaaren Wallonen und Franzosen gerade fort auf den Marktplatz; die nächstfolgenden vier von dem Thore rechts ab in die Gassen zu den untern Bollwerken; Peter Orsitz mit dem ungarischen Fußvolke, halb rechts, halb links, in die Gassen gegen das Wiener Thor und gegen die Burg hinauf. Diesen nach Don Lopez mit den Seinigen, um sich der Wälle zu bemächtigen. Strassoldo hielt links dem Thore in nächster Gasse zur Unterstützung des Spaniers und des Ungars. Werlein wandte sich gegen das Wasserthor, um den mit den Ungarn fechtenden Vertheidigern der Burg in den Rücken zu fallen. Hoin mit der Reiterei voraus auf den Marktplatz; eben dahin ihm nach Schwarzenberg; zu seiner Seite der gewandte, kühne Sebastian Tököly, in jeder Verlegenheit und Verwirrung scharfsichtiger Rathgeber, rascher Vollzieher.

Diese Aufstellung machte es den aufgeschreckten, schlaftrunkenen Türken unmöglich, sich zu sammeln und zu ordnen. In wilder Verwirrung greifen sie zu den Waffen, und fechten in einzelnen Haufen mit dem Muthe der Verzweiflung. Drei Stunden dauert der Kampf auf dem Marktplatze; nur mit Mühe behaupten sich hier Vabecourt und Oberburg gegen die immer wüthender andrängenden Osmanen. Ali Pascha meint den eisernen Wetterhahn krähen, die steinernen, wie Glocken geformten Verzierungen am Wasserthore läuten zu hören (daß es geschehen sey, ward damals und wird auch heute noch von Raabern erzählt, von Manchen auch geglaubt) — von ihm selbst in übermüthigem Geprahle angegebene Vorboten seines Unterganges. Ihm

wird angst; dennoch bricht er mit dreißig seiner Treuen aus der Burg; die Fahne in seiner Linken, den Säbel in seiner Rechten haut er gewaltig um sich, und fällt in muthiger Vertheidigung sammt allen den Seinigen hin auf sechzig Christen, von ihm erlegt.

Ueberhaupt bewährten die Türken den alten Ruf fanatischer Tapferkeit. Vier Janitscharen, von Verzweiflung bis zur Wuth entflammt, stürzen sich gleich Tigern auf Babecourt's und Oberburg's Männer, und jagen sie dreimal bis an das Stuhlweissenburger Thor zurück. Ein unerklärbarer Schreck scheint diese sonst so tapfern Männer auf einmal ergriffen zu haben. Der Sieg auf dem Marktplatz scheint verloren. Da befiehlt Schwarzenberg auf Tököly's Rath, die Reiterei solle unverzüglich absitzen und den Fliehenden zu Hülfe eilen. Die Reiter zögern; da steigt Palffy, der Erste, vom Pferde, und die Ungarn wollen den geliebten Feldherrn nicht verlassen; sie folgen ihm, halten das flüchtige Fußvolk auf, dringen vor. Ein schauderhaftes Gemetzel beginnt, da kein Theil weichen will; erst nachdem die Janitscharen bis auf den letzten Mann gefallen, wird es auf dem Marktplatze stille.

Noch streitet mit einer zahlreichen Schaar Omar Aga bei dem Bollwerke des Jakosicz, und macht den Christen jeden Fußbreit Erde streitig. Wider ihn führt Palffy seine siegreichen Reiter. Sein Name schon erschreckt die Osmanen; Omar flieht mit einem Theile seines Volks in die Burg, die Uebrigen werfen sich mit brennenden Lunten in den Wallkeller des Bollwerkes, zünden den daselbst aufbewahrten Pulvervorrath an, und sprengen sich selbst, die Mauern und eine Anzahl unvorsichtiger Stürmer in die Luft. Nun dringen die Christen vereint wider die Burg; Geschütze erschüttern ihre Mauern und wirken zerstörend. Da übergibt Omar die Burg; aber Viele der Seinigen stürzen sich theils

in die Gräben, theils in die Donau, jämmerlichen Tod dem Leben in schimpflicher Gefangenschaft vorziehend.

Die Sonne begann jetzt aufzugehen; in ihrem Glanze frohlockten und dankten Feldherren, Hauptleute und Gemeine dem Ewigen, der ihr Gebet erhört hatte, für den vollständig erkämpften Sieg; tausend vierhundert Türken lagen als Leichen auf dem Markte und den Straßen, dreihundert, ohne Kinder und Frauen, wurden gefangen, hundert achtundsechzig Kanonen für den König gewonnen, Geld und Kostbarkeiten der Besiegten unter das Waffenvolk vertheilt. Ein schreckliches Beispiel befestigte unter den Kriegern die Achtung für Zucht und Ordnung. Ein Franzose hatte während des Kampfes eine beträchtliche Summe Goldes erbeutet und sich angeeignet. Don Michael Lopez hatte ihm den Raub abgenommen, ihn meuchlings ermorden und unter dem Mistberg vor dem Wasserthore einscharren lassen. Schwarzenberg verhängte den Tod über den Obersten, nicht achtend seiner im Kampfe bewiesenen Tapferkeit; er ward auf dem Marktplatz öffentlich enthauptet, Allen zum Zeichen, daß kein Verdienst, kein Stand das Verbrechen verletzter Kriegszucht aufheben oder mildern könne.

So wurde Raab, die wichtige Stadt, vom Türkenjoche befreit, und ihre Befreiung verbreitete in der ganzen Christenheit die größte Freude, und ward allenthalben als die Frucht des vertrauungsvollen Gebetes der Krieger und ihrer Führer angesehen. Reich belohnte Kaiser Rudolf seine Tapfern; Schwarzenberg ward in den Grafenstand erhoben. Der Kaiser ließ zugleich zur Erinnerung an diesen Sieg alle Kreuze auf dem Weg von Wien nach Raab wieder aufrichten, und darauf folgende Inschrift setzen:

„Sagt Gott dem Herren Lob und Dank,
Daß Raab wieder kommen in Christen Hand.“

Seit dem Sonntage Quasimodogeniti 1598, als dem Tage der Wiedergewinnung Raab's, war den Bürgern dieser Stadt der 29. März ein jährliches Fest, welches bis in die neueste Zeit mit feierlicher Prozession um die Festung herum, und über dem Stuhlweissenburger Thore vor Schwarzenberg's und Palffy's aufgerichteten Bildnissen mit einer Dankrede begangen wurde.

4.

Luise von Marillac.

Historische Erzählung nach C. Foa von Franz Maria Brug.

I.

Das Thor von Gibart oder d'Enfer.

Der Morgen des 24. Januar 1604 begann eben zu grauen, als einer der schwerfälligen Reisewägen, deren man sich zur Zeit Heinrich's IV. bediente, an einem der mit Thürmen, Gräben und Wällen wohl befestigten Thore der Stadt Paris anhielt. Es war das Thor von Gibart oder auch d'Enfer genannt. Längere Zeit hatte die Carosse schon auf Einlaß gewartet, als endlich die darin befindlichen Personen ungeduldig zu werden schienen: ein Fenster des Wagens öffnete sich, und in der Oeffnung wurde der Kopf eines jungen Mannes sichtbar, der dem Kutscher zurief: „Nun, Claude, was treibst du denn, wie lange währt es noch?" Der Gerufene, der, auf einem der Pferde sitzend, welche die Carosse zogen, in die Hände hauchte, um die erstarrten Finger zu erwärmen, antwortete: „Piarot hämmert schon seit einer Viertelstunde an dem Thore, aber der Thorwart scheint taub zu seyn — doch hört! innerhalb des Thores bewegt sich etwas."

In diesem Augenblicke wurde eine im Thore befindliche

Oeffnung halb aufgemacht, und eine rauhe Stimme rief: „Wer ist da?"

„Gut Freund!" antwortete der junge Mann im Wagen.

Das Thor wurde nun geöffnet, und ein Unteroffizier mit der Waffe in der Hand trat heraus, welchem ein Dutzend ebenfalls bewaffnete Bürgersoldaten folgten.

„Eure Pässe!" sagte der Unteroffizier, der an die Carosse trat, während seine Begleitung in einiger Entfernung stehen blieb.

„Pässe!" rief der junge Mann; „was soll das heißen? Seit wann braucht man Pässe, um in Paris eingelassen zu werden, oder dasselbe verlassen zu dürfen?"

„Letzteres findet keine Schwierigkeit," antwortete der Soldat, „aber eingelassen zu werden, das ist etwas Anderes. Doch beeilt Euch, ich kann meine Zeit nicht durch leeres Hin- und Herreden vergeuden; unser guter König Heinrich IV. hat schon vor zehn Jahren den Befehl gegeben, daß Niemand in die Stadt gelassen werden soll, der nicht einen Paß aufzuweisen hat."

Der junge Mann äußerte einige Worte der Unzufriedenheit über diesen königlichen Befehl, und wollte sich eben gegen den Unteroffizier weiter darüber aussprechen, als ihn eine andere Stimme aus dem Wagen mit den Worten zu beschwichtigen suchte: „Beruhige dich, Ludwig, man muß immer den Gesetzen des Landes gehorchen."

Hierauf wandte sich der Sprechende zu dem Unteroffizier und sagte zu ihm: „Welche Befehle habt Ihr, mein Freund?"

„Ich muß Eure Pässe sehen," antwortete jener, „um Euren Namen, Euren Stand, Euer Alter und die Veranlassung Eurer Reise nach Paris kennen zu lernen."

„Pässe haben wir nicht," war die Antwort, „aber unsere Namen sind: Michael von Marillac, 31 Jahre alt,

Ludwig von Marillac, mein Bruder, 19 Jahre alt, Luise von Marillac, meine Schwester, 14 Jahre alt, Fräulein Henriette, deren Begleiterin, 40 Jahre alt, und eine Kammerfrau, 60 Jahre alt."

„Nur 58, wenn ich bitten darf!" rief eine näselnde Stimme aus der Dunkelheit des Wagens hervor, die aber Niemand beachtete.

„Ferner," sagte Michael von Marillac, „unsere beiden Diener Claude, 40 Jahre alt, und Piarot, 25 Jahre alt. Dieß unsere Namen und unser Alter; was die Veranlassung unserer Reise nach Paris betrifft, so ist selbe der jedem Franzosen so natürliche Wunsch, unserem Könige die ihm schuldige Huldigung darzubringen, — ein Wunsch, den wir früher erfüllt haben würden, wenn nicht unsere Mutter krank geworden, und, wie Euch unsere Trauerkleider zeigen, gestorben wäre."

„Gut, Ihr Herren," sagte nun der Unteroffizier, indem er sich verbeugte und den Bürgersoldaten das Zeichen gab, den Wagen einzulassen, „Ihr könnt passiren."

Die Flügel des Thores wurden nun geöffnet, die über den Graben führende Zugbrücke niedergelassen und die Fenster des Wagens geschlossen; Piarot bestieg den Hintertheil desselben, Claude hieb mit seiner Peitsche auf die Pferde, und die schwerfällige Maschine fuhr über die hölzerne Brücke, die unter ihrer Last ächzte, in die Stadt ein.

Als Claude, um die versäumte Zeit wieder einzuholen, die Pferde zum Galoppe antrieb, und der Wagen schnell durch die lange und enge Straße fuhr, deren Eingang das Thor d'Enfer bildete, hörte man auf einmal einen durchdringenden Schrei, und die Carosse hielt, kaum einige hundert Schritte vom Thore entfernt, abermals.

„Was gibt es denn schon wieder?" fragte Michael von Marillac, indem er das Fenster auf seiner Seite öffnete.

„Nichts von Bedeutung, gnädiger Herr; es ist nur ein Kind unter die Räder unseres Wagens gerathen," antwortete Claude kaltblütig und wollte seinen Weg fortsetzen. Die beiden Marillac ließen dieß jedoch nicht zu, und sprangen zu gleicher Zeit aus der Carosse und auf eine Gruppe von Männern und Frauen zu, die sich auf das Geschrei des Kindes um dasselbe gesammelt hatten.

Beim Anblicke der beiden vornehmen Herren öffnete sich die Gruppe der Leute. „Mein Gott!" rief klagend eine dritte Person, die ebenfalls aus dem Wagen stieg, „mein Gott! ein Kind, das zwischen die Räder gerathen ist! Henriette," fügte sie hinzu, sich an eine vierte Person wendend, die ihr auf dem Fuße folgte, „bringet mir doch das Fläschchen aus der Tasche im Wagen. Wie, Claude," fuhr sie dann fort, „du sagst: Nichts von Bedeutung; ein vielleicht zum Tode verwundetes Kind, — welch ein Unglück!"

Alle näherten sich nun der Gruppe, in deren Mitte ein Kind von 10—12 Jahren in zerlumpten Kleidern schreiend und weinend auf dem Boden lag und auf alle Fragen, die man an dasselbe richtete, nichts erwiederte als die Worte: „Ich bin todt, ich bin todt!"

„Nun so schlimm ist's eben doch noch nicht," sagte der junge Marillac, indem er sich zu dem Kinde hinabbeugte und sich dabei des Lächelns nicht enthalten konnte. „Was ist dir denn außer dem Tode, der mir noch nicht vollkommen erwiesen scheint, sonst noch begegnet?"

„Mein Bein ist gebrochen, guter Herr!" antwortete der Knabe in kläglichem Tone.

„Claude!" rief der ältere Marillac, „trage den Knaben in den Wagen und fahre damit in unser Haus; dann hole den Wundarzt, damit er dem Verwundeten Hülfe leiste."

Auf diese Aufforderung erhob Claude seine Peitsche

und ließ sie, damit klatschend, so nahe an den Ohren des kleinen Zigeuners vorübersausen, daß dieser, der die Peitsche noch einmal schwingen sah, wohl denken mochte, sie könne etwa gar mit seiner Haut in Berührung kommen, sein gebrochenes Bein vergaß, einem Eichhörnchen gleich, das man auf den Schweif trat, einen Satz in die Höhe machte, und mit einer Schnelligkeit davon lief, daß er sich im nächsten Augenblicke außer der Tragweite des Riemens des drolligen Kutschers befand.

Ein allgemeines Gelächter erhob sich über das angewandte Mittel und über dessen an's Wunderbare grenzende Wirksamkeit, so wie über die eben so wunderbare Behendigkeit des Knaben.

„Gehen wir," sagten die Brüder Marillac, indem sie auf ihre Carosse zugingen; „das ist ein kleiner Possenreißer, der sein Handwerk noch nicht gut versteht."

In dem Augenblicke aber, wo sie wieder einsteigen wollten, zog ein Ausruf des Fräuleins Henriette die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich.

„O mit wie viel Recht trägt die Straße den Namen Höllenstraße!" rief sie, indem sie ihren Fuß aus einer Pfütze zog, in welche sie bis an den Knöchel gerathen war. „Wie," fuhr sie fort, „das sollte das schöne Paris seyn, von welchem Euer hochwürdiger Onkel immer mit so großem Entzücken sprach? In der ganzen Auvergne ist doch wahrlich kein einziger Ort, der so schmutzig wäre, als diese Stadt hier. Uebrigens wundert es mich nicht, daß uns so viel Unangenehmes begegnet, — haben wir doch an einem Freitage unsere Reise angetreten!"

„Nun," sagte hierauf die kleine Luise, „bisher ist uns doch nichts Unangenehmes begegnet."

„Wie, nichts Unangenehmes?" erwiederte Henriette; „das Stoßen des Wagens, die abscheulichen Zimmer in den

Gasthöfen, und die so höchst unliebenswürdigen Wirthe, die alle wie Diebe aussahen, — waren dieß nicht genug Unannehmlichkeiten?“

In diesem Augenblicke unterbrach der ältere Marillac, welcher bisher mit einem Bekannten gesprochen, den er zufällig unter den versammelten Leuten getroffen hatte, das Gespräch, indem er zu seiner Schwester sagte: „Luise, ich stelle dir hier den Sohn eines Freundes unseres Vaters, Herrn Anton Legras, Sekretär der Königin Maria von Medicis, vor. Dieser Herr versichert, die Straßen, durch welche wir fahren müssen, um zu unserem Hause zu kommen, seyen so mit Schutt, Kothhaufen und dergleichen Dingen angefüllt, daß der Wagen leicht umfallen könnte. Wir würden daher besser thun, den Weg zu Fuß zurückzulegen, wenn dir dieß nicht unangenehm ist.“

„Ich stimme recht gerne bei, zu gehen,“ erwiederte Luise, indem sie Herrn Legras schüchtern ihren Abschiedsgruß zuwinkte.

„Zu Fuße?“ rief Henriette um sich schauend, „gibt es in Paris noch mehrere solche Straßen, wie diese hier?“

„O ja, mein Fräulein,“ erwiederte Legras, den das gezierte Benehmen des Fräuleins Henriette ergötzte. „In der Altstadt zählen wir sechsunddreißig Straßen, die eben so schön sind, wie diese; in dem Viertel der Universität dreiundachtzig, welche ein wenig schmutziger sind, und zweihundert vierundneunzig in dem Viertel St. Denis, in Allem —“

Die Rede des jungen Sekretärs wurde hier durch die Stimme eines Kindes unterbrochen, welches ein damals oft gehörtes Lied über die Straßen von Paris sang. Luise sah sich nach dem Sänger um, und erkannte in ihm den kleinen Zigeuner mit dem gebrochenen Beine.

„Da, Kleiner!“ rief sie ihm zu und ließ ihm ein Geldstück in die Hand gleiten, „ein anderes Mal erschrecke die

Leute nicht wieder, indem du sie glauben machst, sie hätten armen Menschen etwas Uebles zugefügt."

Der kleine Zigeuner betrachtete zuerst mit Verwunderung das Geldstück, welches in der Fläche seiner gebräunten Hand glänzte, und dann die Geberin, deren Gesichtszüge er jedoch nicht sehen konnte, da sie unter einer Sammtmaske verborgen waren, wie sie in jener Zeit häufig von Damen, besonders auf Reisen, getragen wurden.

Eine besondere Rührung schien das Kind ergriffen zu haben; es drückte das erhaltene Geschenk an die Lippen, und sagte der Geberin schnell und leise in's Ohr: „Nehmt die Maske weg, damit ich Euer Gesicht sehe."

„Und warum?" fragte Luise, sich fast mit Ekel abwendend, den ihr das kleine schmutzige Wesen in der Nähe verursachte.

„Ihr macht Umstände, — desto schlimmer für Euch!" sagte der Knabe, indem er, sich entfernend, das Geldstück in die Höhe warf und wieder fing, und sein Lied wieder zu singen begann.

„Ich werde dich führen, Luise," sagte Ludwig von Marillac, indem er den Arm seiner Schwester in den seinigen legte und mit ihr fortging. „Ist es Euch gefällig, mit uns zu gehen?" fuhr er dann, sich an den Sekretär wendend, fort.

Legras nahm die Einladung an, und die Reisenden setzten sich in Bewegung, die Straße d'Enfer zu durchschreiten.

Der Wagen folgte in einiger Entfernung nach, geführt von Claude, der an der Seite seiner Pferde ging; Fräulein Henriette, Piarot und die Kammerfrau machten den Schluß.

„Bei Gott!" seufzte die Gesellschafterin, beinahe bei jedem Schritte strauchelnd, „ich komme nicht mit ganzen

Gliedern in unsere Wohnung. Welche Stadt ist das, welche Stadt, — wie soll denn nun eine kleine beschaffen seyn!"

II.

Das einsame Haus.

Nach Bestehung unendlicher Mühseligkeiten und nach Zurücklegung eines Weges von zwei Stunden durch die unregelmäßigen und schmutzigen Straßen der Hauptstadt befanden sich unsere Reisenden endlich auf einer weit ausgedehnten Fläche, die mit Gärten, Gehägen, Anpflanzungen ꝛc. bedeckt war, und auf der man hie und da und in beträchtlicher Entfernung von einander einsam stehende Häuser und im Bau begriffene oder halb vollendete Gebäude erblickte. Nach einem dieser Häuser, welches, ohne Wälle, Gräben und Zugbrücke zu besitzen, ziemlich das Aussehen eines befestigten Schlosses besaß, richtete die Familie Marillac ihren Weg. Vier durch beinahe eben so hohe Mauern mit einander verbundene Thürme bildeten ein längliches Viereck, in dessen Mitte sich ein mit Schiefer gedecktes Gebäude erhob, das von den hohen Gipfeln der mit Reif bedeckten Bäume des Gartens beschattet war. Das Eingangsthor des Gebäudes war von Eichenholz und mit zierlicher Schnitzarbeit geschmückt. Piarot ging voran, um mit dem am Thore befindlichen ungeheuren Klopfer, welcher beim Niederfallen einen Schlag hervorbrachte, der dem einer Kanone glich, das Zeichen zu geben, daß Jemand Einlaß begehre.

Auf dieses Zeichen wurde ein im Thore angebrachtes stark und eng vergittertes Loch geöffnet, aus welchem man ein Paar graue Augen leuchten sah, deren unstete Bewegung erkennen ließ, daß ihr Besitzer voll Furcht und Schrecken sey.

„Wer ist da?" rief eine Stimme innerhalb des Thores.

„Deine Herrschaft!" gab Piarot zur Antwort.

„Ist es aber auch wirklich so?" fragte die Stimme weiter.

„Nun, wer soll es sonst seyn, Germain?" sagte Ludwig von Marillac. „Oeffne schnell, denn wir sind halb erfroren und müde."

Hierauf schloß sich die kleine Oeffnung; man hörte das Knarren von ein Dutzend Riegeln und hierauf das Geräusch eines Schlüssels, der wenigstens dreimal im Schlosse umgedreht wurde, bis sich endlich das Thor öffnete.

„Du wirst über unsere Ankunft nicht erstaunt seyn, lieber Germain," sagte der ältere Marillac, „denn du hast hoffentlich den Brief erhalten, der dir unsere bevorstehende Ankunft anzeigen sollte. Sind die Zimmer in bewohnbaren Stand gesetzt? Hast du Feuer in den Kaminen anmachen lassen? Sind deine Frau, deine Söhne und deine Töchter zu unserer Bedienung bereit?"

„Meine gnädige Herrschaft sey willkommen in dem Hause ihrer Ahnen!" sagte der alte Diener, sich bis zur Erde verneigend. „Schon seit Anbruch des Tages stehe ich innerhalb des Thores Wache, meine Frau befindet sich in der Küche, um das Frühstück zu bereiten, meine drei Töchter unterhalten das Feuer in den Kaminen, setzen die Betten in Stand und ordnen den Speisetisch, meine drei Söhne aber reinigen die Waffen für den Fall eines Angriffes."

„Glaubst du denn, wir befänden uns noch in der Zeit der Ligue?" sagte Ludwig, indem er mit der übrigen Gesellschaft dem Diener in's Haus folgte.

„Mein junger gnädiger Herr," sagte Germain, die Herrschaft in einen großen Saal führend, auf dessen ungeheurem Feuerherde das Holz eines ganzen Baumes brannte, „wir befinden uns immer im Kriegsstande."

„Und gegen wen denn, mein Freund?" fragte Fräulein Henriette und trat näher zu Germain. „Man sagte uns in der Auvergne, daß König Heinrich IV. —"

„Mit seinen Unterthanen in Frieden lebe, das ist wahr,"

sagte der Diener, während Luise mit ihren Brüdern und dem Sekretär der Königin sich an das Feuer setzten, und die Neuigkeiten des Tages besprachen, auf welche Fremde aus der Provinz immer begierig sind, wenn sie nach Paris kommen, — „aber die Unterthanen leben nicht in Frieden unter sich. Es herrscht weder der Krieg der Ligue, noch der Krieg der Hugenotten gegen die Christen; aber es herrscht Krieg zwischen Jenen, die nicht besitzen, gegen Jene, welche besitzen. Da wir nun zu den Letzteren gehören, so verschanze ich mich gegen Jene, die nicht besitzen: gegen die Räuber, Strauchdiebe und Beutelschneider."

„Du glaubst also wirklich, daß es Räuber in Paris gibt?" fragte Fräulein Henriette mit ungläubiger Miene.

„Und glaubt man denn in der Auvergne nicht daran?" sagte Germain.

„In der Auvergne gibt es keine Räuber," antwortete Henriette, „oder man nennt sie da vielleicht mit einem andern Namen: man heißt sie dort Gespenster."

„Laßt uns zufrieden, gute Henriette, mit Euren Gespenstern!" fiel Luise ein.

„Und du, Germain, mit deinen Räubern!" setzte Ludwig hinzu.

„In Paris," sagte der ältere Marillac, „gibt es keine Gespenster, und was die Räuber betrifft, so versichert uns Herr Legras so eben, unseres Königs Strenge halte sie so im Zaume, daß sie auch in der einsamen Gegend, in welcher unser Haus liegt, nichts zu unternehmen wagen."

„Gnädiger Herr," erwiederte Germain mit einer Vertraulichkeit, die sich ein alter Diener wohl erlauben darf, „ich bin 75 Jahre alt; ich wurde unter Franz I. geboren, habe Heinrich II., Franz II., der nur ein Jahr lang regierte, und Karl II. gesehen, ich war Zeuge der Bartholomäusnacht, habe die Regierung Heinrich's III. und die

Kriege der Ligue erlebt; ich sah endlich, wie Heinrich IV. Ordnung in die Angelegenheiten des Landes brachte: aber diese Gegend der guten Stadt Paris — die Marais — wird immer die alte bleiben, und unter allen Regierungen haben die Räuber in das Hotel Marillac Eingang gefunden, oder es versucht, ihn zu finden, und dieß wird auch künftig noch immer geschehen. Das Land kann seine Könige und seine Regierung wechseln, aber die Marais zu verändern, das ist unmöglich, — es wäre ein Riesenwerk."

Der ältere Marillac führte das Gespräch auf eine andere Bahn, und sagte zu Legras: „Mein theurer Freund, habt Ihr denn endlich Euren Bruder wieder gefunden?"

„Wie? Herr Legras hat seinen Bruder verloren?" fragte Luise mit der ganzen neugierigen Theilnahme ihres Alters.

„Ja, Fräulein," entgegnete Legras, „ich habe, um Eure Frage zu beantworten, eine sehr traurige Geschichte zu erzählen. Meine Familie wohnte in einem Hause auf der Mühlenbrücke. Ich frage mich heute noch, wie Leute, welche zu den bemittelten gehören, auf diesem Platz wohnen konnten. Stellen Sie sich eine hölzerne Brücke vor, Fräulein, an jedem Joch derselben ist eine Schiffmühle befestigt und auf der Brücke selbst stehen Häuser. Am 22. December 1596, Abends 6¼ Uhr, riß die Heftigkeit des Stromes die Brücke nieder, und die Häuser und Alles, was sich in denselben befindet, stürzten in den Strom. Es war eine besondere Fügung der Vorsehung — denn um diese Zeit ist man gewöhnlich zu Hause — daß wir, nämlich mein Vater, meine Mutter und ich, von Hause abwesend waren, um einen berühmten Redner zu hören, der in dem Stadtviertel St. Denis predigte. Als wir wieder zurückkamen, fanden wir weder Brücke noch Häuser mehr, und mein armer kleiner Bruder Gabriel, ein Kind von zwei Jahren, war nebst

allem unserm Hab und Gut verschwunden. Meiner armen Mutter hat der Verlust ihres Kindes den Verstand geraubt; sie hofft noch immer, es zu finden, und da man dessen Leiche nirgends gefunden hat, so glaubt sie nicht, daß es todt sey."

Herrn Legras' Erzählung ward plötzlich durch die Erscheinung eines langen, einfältig aussehenden Burschen unterbrochen, der sich an der Thüre zeigte. Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, seine langen Arme, die sich wie die Flügel einer Windmühle im Kreise drehten, schienen Zeichen zu machen, die Niemand verstand, selbst Jener nicht, an den sie gerichtet waren.

„Nun, Robert," sagte Germain, „sprich doch, die gnädige Herrschaft wird es wohl erlauben."

„Wir sind verloren!" rief Robert mit von Furcht erstickter Stimme.

„Sind die Räuber da?" fragte Germain.

„Ja!" antwortete Robert.

„Hast du sie gesehen?"

„Nein, gesehen habe ich sie nicht."

„Nun, woher weißt du also, daß die Räuber da sind?" fragte ihn lachend der ältere Marillac.

„Das große Thor steht weit offen," antwortete der Diener, „und dieß ist doch gewiß ein Beweis!"

Kaum hatte Germain diese Worte gehört, als er schnell verschwand; sein Sohn folgte ihm. Die Herren von Marillac luden Herrn Legras ein, das Frühstück mit ihnen einzunehmen, und man entfernte sich vom Feuer, um sich zu Tische zu setzen. Ehe man zu essen begann, machte der ältere Marillac das heilige Kreuz, und sprach als Haupt der Familie mit lauter Stimme das Tischgebet — eine löbliche Gewohnheit, die noch heut zu Tage unter christlichen Familien geübt wird, aber leider, besonders in den

sogenannten gebildeten Kreisen, immer mehr zu verschwinden beginnt.

III.

Das Abendgebet.

Die Ermüdung, welche stets die Folge einer langen Reise ist, wenn man sie auch zu Wagen zurücklegt, machte sich nun auch bei der Familie Marillac fühlbar, und die Glieder derselben zogen sich bei guter Zeit auf ihre Zimmer zurück, um die Ruhe zu suchen. Als Luise ihr Zimmer betrat, fand sie darin Fräulein Henriette in großer Aufregung.

„O Fräulein!“ rief die Gesellschafterin aus, „welchen unglücklichen Gedanken hatte Euer Bruder doch, als er sich entschloß, diese Stadt der Verderbniß zu besuchen! Alle unglücklichen Vorbedeutungen sind unserer Reise vorhergegangen, haben uns auf dieser begleitet und sind uns hieher gefolgt. Am Tage, als wir die Auvergne verließen, hat der große Spiegel im Zimmer des Herrn Ludwig einen Sprung bekommen, ohne daß ihn irgend Jemand berührt hatte, und ohne daß man die Veranlassung davon wüßte.“

„O was den Spiegel betrifft,“ unterbrach Luise die Gesellschafterin lächelnd, „so bin ich vollkommen über diesen Unfall aufgeklärt. Auch Piarot weiß davon, aber ich habe ihm versprochen, Niemanden etwas zu sagen, und ich bitte Sie, nicht zu verrathen, daß ich die Veranlassung kenne.“

„Also Piarot!“ erwiederte die Gesellschafterin mit einigem Mißvergnügen, daß das Räthsel sich so alltäglich löse; „doch das hat nichts zu sagen,“ fuhr sie fort, „es bedeutet immer Unglück, wenn ein Spiegel einen Sprung erhält, mag dieses nun auf welche Weise immer geschehen. Uebrigens ist dieß noch nicht Alles! Wir reisen am 13. des Monats ab und kommen an einem Freitage an. — Als ich

heute den Tisch decken half, habe ich dreimal das Salzfaß umgeworfen, und jedesmal an Eurem Platze, Fräulein. — Ich selbst habe die Messer und Gabeln gelegt, und zwar das Messer auf die linke und die Gabel auf die rechte Seite; — was geschieht aber? Als ich wieder nachsehe, liegen auf Eurem Platze Messer und Gabel gekreuzt übereinander! — Doch dieß ist noch immer nicht Alles. Als ich diesen Abend mit einem Lichte in der Hand in Eurem Zimmer nachsehen will, ob Alles in Ordnung ist, und die Thüre öffne, fliegt mir eine Fledermaus über den Kopf, indem sie ein übeltönendes Gezisch ausstößt. Ihr werdet nicht in Eurem Bette sterben, Fräulein, wahrlich nicht! Für Eure Brüder ist nichts zu besorgen; keine Vorbedeutung weissagt ihnen Unglück: sie werden glücklich seyn bis an das Ende ihres Lebens *), und ein sanfter und natürlicher Tod wird ihnen die Augen schließen. Aber Euch, Fräulein, Euch steht großes Unglück bevor."

„In der That, meine gute Henriette," antwortete Luise in halb ernstem, halb scherzhaftem Tone, „wenn du mich wach erhalten willst, um mir schlimme Vorbedeutungen mitzutheilen, so thust du übel daran, und du würdest besser thun, dich schlafen zu legen und mich das Nämliche thun zu lassen, denn ich fühle mich wirklich sehr ermüdet."

„Ich verlasse Euch, Fräulein, ich verlasse Euch," sagte Henriette, und nahm eine der beiden Kerzen, welche das Zimmer erleuchteten. „Doch beinahe hätte ich vergessen, zu

*) Henriettens Vorhersagungen waren falsch: Michael von Marillac, Siegelbewahrer, hatte, wie sein Bruder, Partei für die Königin-Mutter gegen den Kardinal Richelieu genommen und ward in's Gefängniß geworfen, wo er am 7. August 1632 starb; zwei Monate vorher, am 10. Mai, war sein Bruder Ludwig als Marschall auf des Kardinals Befehl enthauptet worden.

sagen, daß Germain Euch empfiehlt, der Räuber wegen die Thüre Eures Schlafzimmers wohl zu verschließen. Er glaubt an Räuber, dieser Pariser, während ich für meinen Theil diese Maßregel nicht für hinreichend halte, uns vor dem zu schützen, was uns wirklich bedroht; denn man mag Fenster und Thüre noch so gut verschließen, man mag sich verschanzen wie in einer Festung, — die Gespenster lassen sich den Zugang doch nicht verwehren, sie finden immer eine Oeffnung, wo sie eindringen können. Aber," fuhr Henriette fort, indem sie ihre Kerze in die Höhe hob und das ganze Zimmer ringsum besah, „werdet Ihr Euch aber auch hier nicht fürchten, Fräulein? Welche Geräthe, welches Bett, welche düsteren Tapeten! Gewiß, es gibt keine Gespenster, oder dieses Zimmer muß der Schauplatz ihrer Thätigkeit seyn!"

„Noch einmal, Henriette," sagte nun das junge Mädchen, etwas ungeduldig werdend und eine außerordentliche Müdigkeit in ihrem ganzen Benehmen kundgebend, „höre nun einmal auf zu schwatzen." Dann sah sie auf ihre Uhr, eine damals ganz neue Erfindung und bei Damen sehr in Mode, welche sie an einem Bande um den Hals trug, und sagte: „Es ist acht Uhr, verlasse mich nun!"

Diesem Befehle, welcher keine Widerrede gestattete, gehorchend, wünschte Henriette dem Fräulein gute Nacht, und entfernte sich.

Nach dem Abgange der Gesellschafterin ging Luise, kämpfend mit dem Schlafe, der ihre Augenlider mit Gewalt niederdrückte, und mit ihrer Gewohnheit, jedesmal vor dem Schlafengehen ihren Rosenkranz zu beten, einigemal im Zimmer auf und nieder, und dem Bedürfnisse des Schlafes nachgebend beschloß sie endlich, am nächsten Tage desto andächtiger zu beten, und sich jetzt niederzulegen, als sie plötzlich in der Stille der Nacht, in welche ihr Zimmer und Alles um sie her gehüllt war, ein leises Athmen zu vernehmen

glaubte. Sie dachte anfangs, sie täusche sich, und spähte, etwas ermuntert, mit forschendem Blicke im Zimmer und in ihrer nächsten Umgebung umher. Aber durch das immer mehr verglimmende Kaminfeuer und im matten Licht der Wachskerze schienen sich die Grenzen des Zimmers bis in's Unendliche auszudehnen; es war nicht einmal so hell, daß sie die Geräthschaften zu unterscheiden vermochte, die an den Wänden standen, und auf dem Getäfel von Eichenholz malten sich abenteuerliche Gestalten ab, die sich bald näherten, bald entfernten, je nachdem das Licht der Kerze düster brannte oder aufflammte. Das Bett von violettem Sammt, welches dem Kamin gegenüber stand und eine Ueberdeckung hatte, die mit weißen Federbüschen geschmückt war, glich einem Katafalke; einige Familienporträts, die an der Wand hingen, schienen in dem Halbdunkel, das im Zimmer herrschte, aus ihren Rahmen zu steigen und mit ihren starren Blicken und ihrem ewigen Lächeln Luisens Schritten zu folgen. Die schweigsame Einsamkeit, das Düstere der Tapeten, die Vorhersagungen der alten Gesellschafterin, an welche Luise zwar nicht glaubte, die aber doch nicht ohne Eindruck auf sie geblieben waren, und noch mehr als dieses das befremdende Athmen flößte dem jungen Mädchen eine Furcht ein, deren sie sich nicht zu entschlagen vermochte.

„Was habe ich zu fürchten?“ fragte sie sich endlich selbst, indem sie die Angst, von der sie sich ergriffen fühlte, verbannen wollte, „was habe ich zu fürchten? — Es gibt keine Gespenster, und was die Räuber betrifft, was könnten sie bei einem Mädchen suchen, das nichts mit sich trägt, was des Stehlens werth wäre? Ich will Gott bitten,“ fuhr sie immer mit sich selbst sprechend fort, „ich will meine Seele zu Ihm erheben, und was kann mir unter Seinem göttlichen Schutz Uebles begegnen?“

Luise nahm ihren Rosenkranz und kniete auf ihren

Betstuhl nieder. Während sie ihre Andacht verrichtete, fielen ihre Blicke zufällig auf die Vorhänge des Bettes, von welchen ein Theil zurückgeschlagen war, so daß sie den Raum unter dem Bette überschauen konnte. Da sah sie etwas, was ihren Schrecken auf's Höchste steigerte, so daß sie vor Entsetzen beinahe laut aufgeschrien hätte.

IV.

Der unter dem Bette Versteckte.

Luise sah, während sie ihren Rosenkranz betete, ganz deutlich aus dem Raume unter dem Bette ein Paar Augen hervorblitzen, welche so schnell wieder verschwanden, daß sie hätte glauben können, sie habe sich getäuscht, wenn sie nicht in dem nämlichen Augenblicke einen Schlag an die Bettstätte gehört hätte, der von dem schnell sich zurückziehenden Kopfe des unter dem Bette Versteckten herrühren mochte, dessen Auge wohl dem Blicke des betenden Mädchens begegnet war. Es war also Jemand unter ihrem Bette verborgen, — vielleicht war es einer der gefürchteten Räuber; aber was sollte sie nun thun? Luise wollte anfangs um Hülfe rufen; aber ihr Betstuhl stand weit von der Zimmerthüre entfernt, und der Räuber, oder wer der Versteckte sonst seyn mochte, konnte, ihr Vorhaben muthmaßend, schnell hervorspringen, und ihr etwas Böses zufügen, — was war also zu machen? Unter diesen Umständen konnte sie sich doch nicht entkleiden und zu Bette begeben, — und ihr Gebet die ganze Nacht hindurch fortzusetzen, war doch auch nicht thunlich. Sie zitterte am ganzen Körper, und ihr Herz schlug so heftig, daß es zu zerspringen drohte; das Blut stieg ihr in den Kopf, und ihre Augen sahen nichts vor sich als die blitzenden Augen. — Was sollte Luise beginnen? Der unter dem Bette Versteckte konnte alle Augenblicke hervorspringen, und mit dem Dolche in der Hand auf sie losstürzen. Sie

hatte viele Geschichten von Räubern erzählen gehört; alle diese Geschichten fielen ihr nun wieder ein und vermehrten ihre Angst und ihre Verlegenheit. Während diese Gedanken sie beschäftigten, konnte sie sich zu nichts entschließen: auf ihrem Betstuhle festgebannt, war sie nicht im Stande, ein Glied zu rühren oder gar aufzustehen; selbst ihre Augen waren starr und unbeweglich auf einen Punkt gerichtet.

In dieser fürchterlichen Lage fiel dem furchtsamen aber frommen Mädchen ein, daß sie, wahrscheinlich dem Tode nahe, sich als Christin doch auf denselben vorbereiten müsse, und sie wollte eben ihr Gebet in diesem Sinne beginnen, als ihr, wie von Gott eingegeben, ein besonderer Gedanke kam, und sie sprach nun ganz laut folgendes Gebet:

„Mein Gott! ich bitte Dich nicht für mich, ich bitte nicht um Erhaltung meines Lebens: dieses gehört Dir, Du hast es mir gegeben und kannst es mir auch wieder nehmen, — Dein heiliger Wille sey immer und alle Ewigkeit hindurch gepriesen! Ich bitte Dich für die Bösen, für Jene, welche Dich mißkennen und sich in die Dunkelheit der Nacht hüllen, um Böses zu thun, — diese haben Deine ganze Gnade vonnöthen. Mein Gott, verleihe meinem schwachen Arme Deine Stärke; schenke meiner unmächtigen Stimme Deine Kraft, lege mir überredende Worte in den Mund, rette mich aus der Gefahr, in welcher ich mich befinde, und gieße dem, der mich hört, Reue in's Herz. Wenn ich Deines Beistandes gewiß bin, dann bin ich stärker als er, und während ihn der Schrecken an den Ort fesselt, an dem er verborgen ist, kann ich aufstehen, forteilen, um Hülfe rufen und schreien, daß man ihn der Gerechtigkeit überliefere. — Doch ich möchte lieber einen Reuigen vor Deinen heiligen Richterstuhl führen, als einen Verbrecher vor das Gericht der menschlichen Gerechtigkeit bringen. Du, mein Gott, verzeihest, die Menschen strafen. — Böser Mensch, der du unter

meinem Bette verborgen bist, komme aus deinem Schlupfwinkel hervor, damit ich dir, dem Gebote Jenes folgend, der am Kreuze gestorben ist, um uns von den Sünden zu erlösen, Gutes erweise. — Du willst mir Böses zufügen, ich will dein Seelenheil retten; fürchte nichts, denn du siehst, daß ich nur ein schwaches Kind bin; komm' also hervor aus deinem Verstecke!"

Luise hatte ihr Gebet geendigt; da hörte sie ein Geräusch unter dem Bette, aber sie wagte nicht, ihr Auge dahin zu richten. Wie groß war nun ihr Erstaunen, als sie anstatt eines großen, häßlichen Mannes, wie man sich gewöhnlich einen Räuber vorstellt, den kleinen Zigeuner unter dem Bette hervorkommen sah, der weinend und mit gefalteten Händen vor ihr auf die Knie fiel.

„Rufet nicht, Fräulein, im Namen des guten Gottes, zu dem ihr eben gebetet, rufet nicht!" sagte der Knabe, ohne seine Stellung zu verändern und immer seine bittenden Hände zu Luise erhebend.

Fräulein von Marillac setzte sich auf ihren Betstuhl; ihre Kraft war so sehr erschöpft, daß sie sich nicht mehr aufrecht halten konnte. „Unglückliches Kind," sagte sie mit gerührter Stimme, „was suchest du hier?"

„Ich habe einem erhaltenen Befehle gehorcht, Fräulein!" antwortete der Knabe.

„Wessen Befehle?" fragte Luise.

„Dem Befehle Jener, die mich ernähren," antwortete der kleine Zigeuner.

„Wer ernährt und bezahlt dich, um Böses zu thun?"

„Mögen die Leute, welche mich ernähren, mir Gutes oder Böses anbefehlen," entgegnete der Knabe, „ich muß ihnen gehorchen, — was will ich anders thun? Warum habt Ihr auch heute Morgen die Maske nicht abgenommen, als ich Euch darum bat?"

„In welchem Zusammenhange steht meine Maske mit dem Orte, wo du dich eben befandest?“ fragte Luise, deren ganzer Muth nun wieder zurückgekehrt war, nachdem sie gesehen hatte, daß sie es nur mit einem Kinde zu thun habe.

„Höret mich, Fräulein!“ sagte der Knabe, auf dessen breiter Stirne sich eine mit Trotz gepaarte Charakterstärke abspiegelte. „Wer mir Böses zufügt, dem füge ich ebenfalls Böses zu; wer mir aber Gutes thut, dem thue ich auch Gutes, — so bin ich beschaffen. Diesen Morgen, als mich Jedermann herumstieß, quälte und zankte, habt Ihr allein Euch so freundlich gegen mich bewiesen, und ich danke Euch weniger für das Almosen, das Ihr mir gegeben — denn Almosen bekomme ich häufig, und daran bin ich gewöhnt — aber daß Ihr freundliche Worte zu mir gesprochen habt, das hat Euch mein Herz gewonnen. Es war das erste Mal, daß mir eine so freundliche Begegnung zu Theil wurde, sie hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, denn niemals, so lange ich denken kann, hat Jemand so mit mir gesprochen. Ich habe Euch sogleich wieder an der sanften Stimme erkannt, mit der Ihr Gott für den bösen Menschen unter Eurem Bette gebeten, und mit der Ihr zu demselben selbst „komm' hervor!“ gesagt habt. Seht, Fräulein, hätte ich auch die strengste Züchtigung zu erwarten gehabt, ich hätte doch Eurer Aufforderung folgend meinen Versteck verlassen.“

„Du wolltest uns also Böses zufügen?“ fragte Luise.

„Um aufrichtig zu seyn: Ja!“ erwiederte der kleine Zigeuner mit der erschreckenden Offenherzigkeit eines im Laster erzogenen Kindes. „Wäret Ihr einmal im Bette gelegen und eingeschlafen gewesen, dann hätte ich das Zimmer verlassen und meinen Genossen, die mich vor dem Hause erwarten, das Thor geöffnet. Wäre es mir aber nicht gelungen, die Schlüssel des Thores zu finden, so hätte ich ihnen einen

Strick aus dem Fenster zugeworfen, mit dessen Hülfe sie dann heraufgestiegen wären."

„Und dann?" fragte Luise, von der Gefahr erschreckt, die ihr und den Ihrigen gedroht hatte.

„Das Uebrige läßt sich leicht errathen," antwortete das Kind. „Die Dienerschaft im Hause ist nicht zahlreich, die Herren vermehren selbe nicht sehr, und wenn auch, — wenn man im Bette überrascht wird, kann man nicht großen Widerstand leisten."

„Ihr hättet uns also beraubt, vielleicht gar ermordet!" rief Luise aus, indem sie schnell aufstand, der Klingel zueilte und sie heftig anzog.

„Ihr wollt mich also in's Verderben stürzen," sagte der Knabe traurig, aber gefaßt.

„Wie das?" fragte Luise.

„Eure Leute werden mich tödten, und wenn sie mich auch verschonen, so werden doch meine Genossen dieß nicht thun," antwortete er.

„Dann fliehe, fliehe schnell, ehe man kommt," sagte Luise, gerührt von einer so muthvollen Ergebung in einem so zarten Alter.

„Das würde mir nichts nützen," entgegnete der kleine Zigeuner, da er in diesem Augenblicke im untern Stockwerke des Hauses eine unruhige Bewegung vernahm, „auch ist es gleichgültig, ob ich hier oder dort getödtet werde. Da nehmt, Fräulein, nehmt dieß!" fügte der sonderbare Knabe hinzu, indem er Luisen eine Kapsel überreichte, die er an einer Schnur um den Hals getragen und schnell herabgenommen hatte. „Ich weiß nicht," fuhr er fort, „was mir begegnen wird, und ich will nicht sterben, ohne Euch einen Beweis meiner Dankbarkeit zurückgelassen zu haben. Ich besitze auf der Welt sonst nichts; ich bitte Euch, nehmt es an, und da Ihr so gut zu beten versteht, so betet auch für

ein unglückliches Kind, das, wenn man es am Leben läßt, Euch ewig ergeben bleiben wird."

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Zimmers geöffnet, und der junge Ludwig von Marillac trat ein. Er bemerkte die Bläſſe auf dem Gesichte seiner Schwester und rief: „Luise, was hast du? Bist du krank?" In diesem Augenblicke sah er den Knaben und wollte erstaunt auf ihn zugehen.

„Mein Bruder," sagte Luise lebhaft, indem sie ihn beim Arme zurückhielt, „wir haben in diesem Augenblicke Gelegenheit, das Gebot der christlichen Religion: „Thut Gutes Jenen, die euch Böses zufügen!" in's Werk zu setzen; „rette dieses Kind!"

„Ich erkenne den Knaben," entgegnete Ludwig, „es ist der kleine Zigeuner von der Straße d'Enfer; was macht er hier zu dieser Stunde?"

„Mein Bruder," antwortete Luise, während der Knabe unbeweglich stand und, in das Schicksal ergeben, das ihn, wie er fürchtete, treffen werde, zu Boden sah, „ich zittere noch, wenn ich daran denke, was uns hätte begegnen können, wenn ich, dem Drange mich schlafen zu legen nachgebend, nicht noch auf meinem Betstuhle den Rosenkranz gebetet und dabei den Knaben unter meinem Bette liegen gesehen hätte, — du, ich, wir alle wären wahrscheinlich ermordet worden. Schrecklich, schrecklich!"

Der junge Marillac wußte nicht, wie er diese Worte seiner Schwester deuten sollte; er sah verwundert bald diese, bald den Knaben an, und Luise löste ihm endlich das Räthsel, indem sie ihm den ganzen Vorgang mit dem jungen Zigeuner erzählte.

„Unglücklicher!" rief auffahrend der junge Mann, und ging mit drohender Geberde auf den unbeweglich stehenden Knaben zu.

„Gnade, Gnade für ihn, mein Bruder!" rief Luise, zwischen ihren Bruder und den Knaben tretend. „Er ist noch so jung, vielleicht nur verführt. Wer weiß, ob nicht sanfte Worte und gute Beispiele ihn auf den Weg der Tugend zurückführen und seine Seele retten könnten!"

„Du glaubst also, meine gute Luise," sagte Ludwig lächelnd, „daß deine Worte, dein Beispiel aus einem solchen verdorbenen Wesen etwas zu machen vermöchten?"

„Versucht es!" sprach der kleine Zigeuner, und erhob seinen stolzen und doch zugleich sanften Blick zu dem jungen Marillac.

Erstaunt über dieses so einfache Wort, und über den Ton der Ergebung und den stolzen Blick, mit dem der Knabe es ausgesprochen, blieb Ludwig einige Zeit sprachlos, und sagte erst nach einigem Nachdenken: „Es wäre unklug, diesen Versuch zu machen; da es aber doch möglich ist, daß du die Wahrheit sprichst, so will ich dich nicht wieder in die Hände deiner Genossen fallen lassen, die das Mißlingen ihres Anschlages an dir rächen könnten, sondern ich will dir eine Hinterthüre des Gartens öffnen, die an die Seine führt, und du kannst dann, wenn es dir Ernst ist, eine andere Lebensweise beginnen. Du aber, liebe Schwester, begib dich nun zur Ruhe und fürchte nichts: ich werde unsere Leute aufwecken und bis zum Anbruche des Tages Wache halten lassen; nichts soll deine Ruhe stören." Zu dem Knaben sich wendend fügte er bei: „Folge mir nun!"

Der kleine Zigeuner verbeugte sich vor dem Fräulein, und sagte leise zu ihr: „Wer Einem von den Unsrigen Schutz gewährt, genießt Schutz von Allen. Es ist möglich, daß der Versuch, welcher heute scheiterte, ein anderes Mal, sey es bei Tage oder bei Nacht, wiederholt wird; sprecht dann nur meinen Namen aus, den Ihr in der Kapsel finden

werdet, die ich Euch gab, und man wird Euch nichts zu Leide thun."

Hierauf kehrte er sich zu dem jungen Marillac, und verließ mit ihm das Zimmer.

Nachdem Beide sich entfernt hatten, näherte sich Luise, auf welche der ausdrucksvolle, traurige Blick des scheidenden Knaben einen tiefen Eindruck gemacht, dem Lichte, um den Namen dessen kennen zu lernen, der sie vor dem Angriffe der Räuber gerettet hatte, welche damals Paris so sehr beunruhigten, und deren Kühnheit so groß war, daß sie sich unter einem Vorwande selbst in die Häuser eindrängten, und mit dem Dolche in der Hand die Bewohner nöthigten, ihnen das Geld auszuliefern, das sie besaßen.

Die Kapsel, welche Luise aus den Händen des Knaben empfangen hatte, und die von sehr schöner, kunstreicher Arbeit war, enthielt ein kleines Stückchen Pergament, auf welchem man, halb ausgelöscht, das Bild einer Heiligen sah, das früher eine Unterschrift hatte, von welcher man aber nur noch das Wort „Agnes" lesen konnte.

„Agnes!" sagte Luise, indem sie auf ihren Betstuhl kniete, um ihr vorher so unerwartet unterbrochenes Gebet zu vollenden, und Gott für die Abwendung der Gefahr zu danken, mit welcher sie und ihre Brüder bedroht gewesen, — „Agnes! ein seltsamer Name für einen Räuber!"

Hierauf betete sie und vergaß dabei nicht, auch das Kind in ihr Gebet einzuschließen.

V.

Agnes.

Am andern Tage war natürlich im ganzen Hotel Marillac von nichts Anderem die Rede, als von dem kleinen Zigeuner, welcher gekommen und verschwunden war,

ohne daß Jemand ihn hatte kommen oder gehen gesehen. So erzählte es wenigstens Fräulein Henriette Allen, die Lust bezeigten, sie anzuhören. Ihre junge Herrin sagte ihr vergebens, daß ihr Bruder Ludwig selbst den Knaben durch die Gartenthüre hinausgelassen habe, die Gesellschafterin, obgleich durch diese Versicherung eines Bessern belehrt, erwiederte in siegreichem Tone: „Auf diese Weise entfernte er sich, ich will das glauben; aber wie kam er denn in's Haus? Wer hat ihn denn eintreten gesehen?"

„Wäre das Haus besser bewacht gewesen, so hätte man ihn gesehen," antwortete Luise; aber die Gesellschafterin fuhr dessen ungeachtet fort, die Erscheinung des Knaben mit ihrem Glauben an Gespenster in Verbindung zu bringen, und suchte ihrer Meinung bei der Dienerschaft des Hauses Geltung zu verschaffen.

Das nächtliche Abenteuer im Hotel Marillac ging bald von Mund zu Mund, und ward noch im Laufe des Tages in ganz Paris bekannt. Das Gerücht vergrößerte sich natürlich von Minute zu Minute, es sprach von einem Raubanfalle, von verübten Grausamkeiten gegen die Bewohner des Hauses und ließ von diesen allen zuletzt keinen am Leben. Sogar am Hofe sprach man davon, und so hörte es denn auch die Königin Maria von Medicis, welche sogleich ihren Sekretär, den unsern Lesern bereits bekannten Legras, absendete, um zu erfahren, ob etwas Wahres an dem Gerüchte sey, und was der ihr so werthen Familie Marillac begegnet wäre. Legras fand im Hotel Marillac Alles im besten Zustande, und Luise erzählte ihm den ganzen Vorgang, indem sie mit den Worten schloß: „Sein Name, laut ausgesprochen, soll mich unter allen Umständen vor dem Angriffe der Räuber sicher stellen."

„Und welcher Name ist dieß?" fragte Legras.

„Der Name Agnes," antwortete Luise.

„Agnes!“ wiederholte Herr Legras, „das ist ein sonderbarer Name für einen Räuber.“

„Und doch ist es so, ich täusche mich nicht,“ sagte Luise, indem sie ihm die Kapsel überreichte, die sie von dem kleinen Zigeuner erhalten hatte, „leset selbst!“

Kaum hatte Herr Legras einen Blick auf die Kapsel geworfen, als er erblassend ausrief: „Mein Gott, mein Gott! mein Bruder, der bei dem Einsturze der Mühlenbrücke umgekommen ist, trug am nämlichen Tage eine ganz gleiche Kapsel um den Hals.“

Dann nahm er die Kapsel, öffnete sie und sagte fast athemlos: „Bei Gott, es ist die nämliche Kapsel, die mein Bruder trug; Agnes ist der Name meiner Mutter, sie schrieb diesen Namen mit eigener Hand unter das Bildniß ihrer Schutzheiligen. Wo, wo ist der Knabe? Wie ist diese Kapsel in seine Hände gekommen? Wer hat sie ihm gegeben? Ich bitte, ich beschwöre Euch, mir zu sagen, was Ihr von der Sache wißt!“

„Beruhiget Euch, mein Freund,“ entgegnete der ältere Marillac; „ich hoffe, wir werden erfahren, was Ihr zu wissen wünscht. Germain hat mir gesagt, ein Kind befinde sich vor der Thüre des Hauses, das nach meiner Schwester verlange; vielleicht ist es der kleine Zigeuner.“

„Ich kenne ihn wohl,“ sagte Ludwig, und stand auf, um das Zimmer zu verlassen; „wenn er es ist, bringe ich ihn augenblicklich hieher.“

Nachdem der junge Marillac sich entfernt hatte, herrschte tiefes Stillschweigen unter den Zurückgebliebenen; der ältere Marillac und seine Schwester begriffen wohl, welche Aufregung in dem Gemüthe des Herrn Legras herrschen müsse in dem Augenblicke, wo er vielleicht seinen Bruder, und zwar nicht allein als einen Genossen der Räuber,

sondern vielleicht als einen jungen Räuber selbst zu finden erwarten konnte.

Eilige Schritte verkündeten endlich die Zurückkunft Ludwig's. Er trat ein, und ihm auf dem Fuße folgte ein Knabe, der trotz der Lumpen, in welche er gehüllt war, mit stolzem Blicke umhersah. Als Luise ihn erblickte, rief sie aus: „Er ist es!"

Herr Legras wollte sprechen, aber der ältere Marillac kam ihm zuvor; er wendete sich zu dem Knaben und fragte ihn: „Von wem hast du die Kapsel erhalten, welche du meiner Schwester zurückgelassen hast?"

„Sie ist mein Eigenthum," antwortete der Knabe, „ich habe sie nicht gestohlen."

„Wer hat sie dir gegeben?" fragte nun Herr Legras. „Antworte mir, mein Kind, sage die Wahrheit; du stehst vor Menschen, die dir Gutes erweisen wollen."

Durch diese freundlichen Worte und den Ausdruck von Wohlwollen, den er bei allen Anwesenden bemerkte, aufgemuntert, antwortete der Knabe: „Ich wiederhole, daß die Kapsel mein Eigenthum ist; ich habe sie getragen, so lange ich zu denken vermag; ich erinnere mich aber nicht mehr an die Person, die mir sie um den Hals gehängt hat."

„Wer sind deine Eltern?" fragte nun Ludwig von Marillac.

„Ich habe sie niemals gekannt," erwiederte das Kind.

„Wie kamst du denn unter die Räuber?"

„Ich weiß es nicht."

„Denke einmal nach," sagte nun Luise, „seit wann befindest du dich denn unter diesen Leuten?"

Der Knabe, auf welchen die Stimme Luisens stets einen tiefen Eindruck hervorbrachte, wendete sich zu ihr und sagte: „Ich erinnere mich durchaus nicht daran; ich weiß nur, was man mir gesagt hat, vielleicht hat man mich aber

auch angelogen. Man fand mich als ein noch ganz kleines Kind im Wasser; der Mann, der mich aus demselben gezogen hat, ist das Oberhaupt der Räuberbande, bei welcher ich mich noch befinde; ich hatte auch Kleinodien bei mir, sagte man, aber diese hat jener Mann verkauft. Ich war ein munterer, artiger Knabe, dieß benützte man und richtete mich zum Betteln ab; es gelang, und ich erhielt stets reichliche Geschenke. Aber endlich wurde ich krank und verlor durch die Krankheit die Schönheit meiner Gesichtszüge; da unterrichtete man mich in tausend Gaukeleien, um durch meine Gelenkigkeit und Schnelligkeit mein schönes Aeußere zu ersetzen, das ich unter den Thränen des Elendes verloren hatte."

„Aber diese Kapsel, diese Kapsel!" unterbrach Herr Legras die Erzählung des Knaben.

„Sie hing an einer Schnur mir um den Hals, als man mich aus dem Wasser zog, und hat mich seitdem nicht mehr verlassen," antwortete der Knabe.

„Dann bist du mein Bruder, mein Bruder Gabriel!" rief Herr Legras entzückt aus, indem er den Knaben trotz der Lumpen, die ihn bedeckten, in die Arme schloß. „Du bist, aus allen Umständen zu schließen, die du uns eben erzählt hast, mein Bruder Gabriel, den wir beim Einsturze der Mühlenbrücke verloren haben. — O meine Mutter, meine arme Mutter, die seit dem Verluste ihres Kindes den Verstand verloren hat, o von welchem Danke wird sie für Euch, Fräulein Luise, erfüllt seyn, die Ihr durch Frömmigkeit, Weisheit und Geistesgegenwart ihr das schon längst als todt beweinte Kind wieder geschenkt habt!"

Der kleine Zigeuner war über das, was er sah und hörte, ganz verwundert und sagte: „Ihr mein Bruder? wirklich mein Bruder? Nein, nein, es kann nicht seyn, ich will nicht daran denken," setzte er hinzu, indem er sich den

Liebkosungen des Sekretärs zu entziehen suchte, „ich darf nicht an so etwas denken; denn ich würde sterben, wenn es am Ende nicht wahr wäre.“

„Führe mich zu dem Manne, der dich aus dem Wasser gezogen hat,“ sagte Herr Legras, indem er die Hand des Knaben ergriff.

„Ich will es thun,“ antwortete der Knabe nach einigem Besinnen, „wenn Ihr mir versprecht, ihm nichts Böses zuzufügen, und ihm das Geld nicht abzufordern, das er für die Kleinodien erhalten, die er mir abgenommen hat.“

„Ich will nicht allein nichts von ihm verlangen,“ erwiederte Herr Legras, „sondern, wenn er mir den Beweis gibt, daß du mein Bruder bist —“

„Hört mich,“ unterbrach ihn der Knabe mit bewundernswerther Geistesgegenwart, „verlangt von ihm die kleine Mütze und die Kleider, die ich getragen, als er mich aus dem Wasser zog.“

„Gut, sehr gut, das will ich thun, komm' nur!“ sagte Herr Legras, indem er den Knaben bei der Hand nahm und fortzog, ohne daran zu denken, von der Familie Marillac Abschied zu nehmen.

„Es ist ein schrecklicher Gedanke,“ sagte Luise, dem in größter Hast forteilenden Legras mit den Augen folgend, „es ist ein schrecklicher Gedanke, daß ein solches Kind zu Grunde geht, indem es einer Bande von Dieben und Mördern in die Hände fällt, und zuletzt selbst Dieb und Mörder wird, — daß diese Leute, wenn sie selbst Kinder haben, sie für das Laster erziehen und in's zeitliche und ewige Verderben stürzen! Ich bin überzeugt,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, indem sie sich zu ihrem ältern Bruder wandte, „wenn es Zufluchtsstätten für diese kleinen Opfer der Armuth und des Lasters gäbe, sie würden statt

Uebelthäter gutgesinnte und fleißige Arbeiter werden, und die ganze Welt befände sich besser dabei."

„Du hast da einen guten Gedanken, Luise," sagte ihr Bruder hierauf, seiner Schwester freundlich zulächelnd, „einen Gedanken, der in der That eines Staatsmannes würdig wäre."

Die Stunden verflossen, indem man von diesem oder jenem Gegenstande, besonders aber von dem jungen Zigeuner sprach, als gegen Abend eine Carosse angefahren kam, im Augenblicke darauf ein Diener Madame Legras und ihre Söhne anmeldete, und Luise sich plötzlich von ersterer umarmt fühlte, welche ihr in Thränen zerfließend dankte, sie segnete und ihr einen lieblichen Knaben von zehn Jahren vorstellte, in dessen schönen Kleidern das junge Mädchen kaum den Zigeuner wieder erkannt hätte.

„Wem verdanken wir diese Freude?" sagte Luise treuherzig, „nur meinem Rosenkranze, den ich vor dem Schlafengehen noch beten wollte."

VI.

Die Schwester der frommen Gemeinde vom heiligen Nikolaus von Chardonnet.

Im Jahre 1613 heirathete Luise von Marillac Anton Legras, den Sekretär der Königin Maria von Medicis, der sie im Jahre 1625 als Wittwe zurückließ. Luise, anstatt die Freuden der Welt zu genießen, was bei ihrem Alter und ihrem Reichthume viele Andere gethan hätten, widmete nun ihr ganzes Daseyn dem Wohle der Menschheit. Die Erinnerung an die große Zahl von Kindern, welche eine Beute des Elendes und des Lasters wurden, kam ihr nicht aus dem Sinne, und wäre es möglich gewesen, sie würde zu dem Armen, zu dem Räuber, zu dem Mörder gesagt haben: „Gebt mir eure Söhne, ich will sie

erziehen und Menschen aus ihnen machen; gebt mir eure Töchter, ich will gute Hausfrauen und Familienmütter aus ihnen bilden." Johann Peter Camus, der Bischof von Bellay, empfahl Frau Legras, als er das Ende seines Lebens nahe fühlte, dem heiligen Manne Vincenz von Paul, der damals mit Errichtung zahlreicher Anstalten beschäftigt war, welche das Leben dieses Apostels der christlichen Liebe zu einem so merkwürdigen und segensreichen gemacht haben. Diese beiden Wesen, von einem und demselben christlichen Gefühle durchdrungen, verstanden einander und verbanden sich, das nämliche Ziel zu erstreben. Frau Legras theilte die Arbeiten dieses heiligen Mannes mit einem Eifer und einer Selbstverläugnung, zu welchen Gott allein beiden den Muth einzuflößen vermochte. An der Spitze einer Gesellschaft von frommen weiblichen Wesen stehend, welche in der Straße St. Nikolaus von Chardonnet ein Haus besaß, besuchte sie mit ihren Schwestern die Spitäler, um für die Kranken darin, und unter diesen sogar für die an der Pest Darniederliegenden Sorge zu tragen, und den Sterbenden Worte des Trostes und des Friedens zu bringen, die, voll Weisheit und göttlichen Glaubens, ihnen den Tod leicht machten; sie suchte mit ihnen die Kinder auf, die von ihren Müttern aus Elend und Mangel ausgesetzt worden waren, und verwandte ihr ganzes Vermögen darauf, Häuser zu miethen oder zu bauen, um darin zum Besten der leidenden Menschheit Anstalten zu gründen. Bald gewann ihr Werk an Umfang, und als diese große Wohlthäterin der Menschheit starb, hatte sie den Trost, zu sehen, daß die von ihr gegründeten Wohlthätigkeitsanstalten sich in der ganzen Welt ausdehnten, und die frommen Frauen, welche sich dem Berufe widmeten, für jedes Unglück und für alle Krankheiten Heilmittel bereit zu haben, sich überall hin verbreiteten. In Frankreich, Deutschland, Italien,

Spanien, Polen, den Niederlanden, in Amerika, ja selbst in Indien bildeten sich Gemeinden zu gleichen Zwecken.

Gesegnet von der ganzen Welt und berühmt einzig durch ihre evangelischen Tugenden, ging Luise von Marillac am 16. März 1662 zu Gott hinüber, in der Welt ein mit allem Rechte verehrtes Andenken und ein großes Beispiel zurücklassend, welches glücklicherweise Nachahmung gefunden hat.

Gabriel Legras wurde ein Schüler des heiligen Vincenz, und folgte diesem würdigen Manne auf seiner heiligen Bahn.

5.

Aus dem Leben des Kardinals Ximenes.

Nach Hefele von Ottmar Lautenschlager.

Es sind an vierthalbhundert Jahre, als auf dem erzbischöflichen Stuhle von Toledo der Kardinal Don Francesco Ximenes, aus dem Orden des heiligen Franz, saß, und denselben durch Frömmigkeit, Weisheit, Kraft und Mildthätigkeit zierte. Sein ganzes Leben ist voll von Zügen edler Güte und Wohlthätigkeit gegen die Armen. Hier davon nur einige:

Ximenes hatte erfahren, daß für manche Mädchen die Armuth Ursache der Schande und Unsittlichkeit geworden sey; auch das war ihm nicht entgangen, daß Manche aus Dürftigkeit ohne Beruf den Schleier nahmen, und sich dann unglücklich fühlten. Um beiden Uebeln abzuhelfen, stiftete er zu Alcala das Nonnenkloster zum heiligen Johannes, und verband damit ein Haus für arme Mädchen unter dem Namen zur heiligen Isabella. Hier sollten sie unter der Aufsicht einer geistlichen Mutter so lange nach weisen und

milden Vorschriften leben, bis sie sich verehelichen könnten oder bei reiferm Alter in ein Kloster treten wollten. Im ersten Falle sollten sie eine Mitgift aus den nicht unbeträchtlichen Einkünften des Hauses erhalten, in dem andern aber ohne die mindeste Aussteuer in das St. Johanneskloster aufgenommen werden. Zur größten Freude des Stifters gedieh diese Anstalt und verbreitete großen Segen. Andere Gutthäter spendeten die reichsten Beiträge, zumal König Philipp II. von Spanien. Dadurch gelang es, die Anstalt in der Art zu erweitern, daß selbst viele vermögliche Mädchen, und namentlich die Töchter der königlichen Beamten darin ihre Erziehung suchten und erhielten.

Nicht minder unterstützte Ximenes auch solche wohlthätige Anstalten, welche Andere gegründet hatten. Weil die Armenpflege in Toledo noch sehr mangelhaft war, beschlossen zwei wackere Männer aus dem Mittelstande, Hieronymus Madrit und Peter Zalamea, zunächst die Errichtung eines Spitales für bedürftige und hülflose Kranke. Binnen Kurzem hatten sie deren eine beträchtliche Zahl in einer Wohnung untergebracht und mit ärztlicher Hülfe und anderm Nöthigen wohl versorgt. Das gefiel theilnehmenden Herzen; bald eilten biedere Männer und Frauen Toledo's herbei und spendeten solch' reiche Gaben, daß die edlen Unternehmer der Anstalt nicht blos ihre Kranken verpflegen, sondern ihre Sorgfalt auch auf die verlassenen Wittwen und Waisen ausdehnen konnten. Am allermeisten aber trug Kardinal Ximenes dazu bei. Gleich anfangs hatte er den Hieronymus Madrit zu sich berufen, ihn zur Standhaftigkeit ermuntert und seiner ausgedehntesten Hülfe versichert, und seinen festen Willen erklärt, durch Rath, Geld und Ansehen das löbliche Werk in jeder Weise zu befördern. Dann händigte er ihm eine überaus bedeutende Summe für den Zweck ein, jetzt eine förmliche religiöse Gesellschaft zur

Pflege der Armen und Kranken, zumal der verschämten Hausarmen, zu gründen. Besonders sollten hinfort alle Nacht vom ersten November bis zum letzten März jeden Jahres je zwei Mitglieder der Genossenschaft mit Laternen die Straßen der Stadt durchsuchen, und jene Armen, die ohne Obdach der Winterkälte preisgegeben seyen, in die Herberge führen. Ximenes nahm mit Freuden das Gedeihen dieser Anstalt wahr. Er schenkte ihr im Hungerjahre 1508 über 4000 Schäffel guten Getreides, und hörte nicht auf, alljährlich ihr reiche Gaben an Früchten und Geld zuzuwenden. Unermüdet sorgte der Kardinal für die Armen, zumal für jene von Toledo. Im Jahre 1512 brach auf das Neue eine große Theuerung aus; da gedachte er der Noth, welche schon öfters für das arme Volk dieser Stadt aus einer Fruchttheuerung hervorgegangen war und gerade die Dürftigsten am meisten in die Hände der Wucherer geliefert hatte, und er faßte den Plan, für die Zeit solchen Jammers und als Schutzwehr gegen den Wucher, ein öffentliches Kornhaus zu errichten, wie solche schon in alten Zeiten von den staatsklugen Römern gegründet worden waren. Er berieth sich darüber mit dem Statthalter Toledo's, und schenkte dieser Stadt 90,000 Maß Weizen, welche in der neuen Scheuer aufgeschichtet und nach Bedarf vertheilt werden sollten. Das Geschäft der Vertheilung besorgte der Magistrat von Toledo, und dieser stiftete aus Dankbarkeit gegen den wohlthätigen Erzbischof nach dessen Tode für ihn einen Jahrstag, wobei jederzeit ein Ordensgenosse des Ximenes, ein Franziskaner, die Predigt zum Gedächtnisse ihres Gutthäters halten mußte. Die von Ximenes geschenkten Vorräthe waren so groß, daß sie zehn Jahre (bis 1522) reichten.

Dieselbe Einrichtung traf der Kardinal auch zu Alcala, Cisneros und in seiner Vaterstadt Torrelaguna, wo noch

lange nach seinem Tode die von ihm begründeten Fruchtkästen bestanden und in theuern Zeiten außerordentlichen Nutzen gewährten, indem die Früchte zu niedrigen Preisen an die Armen verkauft, in wohlfeilen Jahren aber die Scheuern aus dem Erlöse wieder gefüllt werden mußten. Ihren Dank gegen Ximenes drückten obige Städte durch Gedenktafeln aus, wovon die zu Alcala die Aufschrift trug:

Mag der Regen gering, mag er reichlich die Felder bewässern,
Hier zu Alcala gibt's immer und immer Getreid'.

Außerdem übte der große Kirchenfürst eine Menge Werke der Wohlthätigkeit, besuchte selbst die Spitäler, steuerte arme Töchter aus, speisete täglich dreißig Arme, kaufte viele Gefangene aus den Banden der Türken und Mauren los, gründete vier Spitäler, acht Klöster und zwölf Kirchen.

Es ist überhaupt Ximenes ein außerordentlicher Mann, wohl der größte Priester und beste Bürger, den Spanien in neuerer Zeit geboren hat. Er stammte aus der nur dem niedern kastilischen Adel angehörigen Familie Ximenes, die von ihrer heimathlichen Stadt den Beinamen „de Cisneros" führt. Sein Vater, Alphons Ximenes, war königlicher Zehnteinnehmer; seine Mutter Maria, eine tugendhafte Frau, aus dem edlen Hause der de la Torre. Sie gebar ihrem Gemahl 1436 zu Torrelaguna, einem Städtchen in der Provinz Toledo, einen Sohn, in der heiligen Taufe Gonzalez, seit seinem Eintritt in den Ordensstand aber Franziskus genannt. Das ist der nachmals so hochberühmte Kardinal. Seine Eltern bestimmten ihn frühzeitig zum geistlichen Stand, hielten ihn zum Gebete, Fleiße und zur Sittsamkeit an, und sandten ihn, als er die Jahre erreicht hatte, nach Alcala, wo er unter tüchtigen Lehrern die alten Sprachen gründlich studirte. Geistliches und weltliches Recht, Philosophie und Theologie

betrieb er mit größtem Erfolge auf der damals so ruhmvollen Universität zu Salamanca, und zeigte jetzt schon die später so segensreiche Vorliebe für biblische Studien. Sechs Jahre verweilte er zu Salamanca; ohne alle Unterstützung von Hause, gewann er sich seinen Lebensunterhalt durch Unterricht, und verließ die Universität mit einer Fülle von Kenntnissen und der Würde eines Baccalaureus. Seine Heimath bot dem talentvollen Jünglinge wenig Aussichten; auch bedrängten ihn die Nahrungssorgen. Sie und des Vaters Rath bestimmten ihn, im Jahr 1459 sein Glück in Rom zu versuchen. Aber unterwegs zweimal von Räubern geplündert, des Geldes, der Kleider und seines Pferdes beraubt, mußte er zu Aix in der Provence Halt machen, und aus Noth auf die Weiterreise verzichten. Da erfuhr glücklicherweise ein ehemaliger Mitschüler von Salamanca, Brunet, Ximenes' Mißgeschick. Auch er war auf der Reise nach Rom begriffen. Liebreich nahm er sich seines Freundes an, half ihm aus aller Noth und begleitete ihn in die Hauptstadt der Christenheit.

Sechs Jahre verweilte Ximenes in Rom, beschäftigt mit Studien und Prozessen vor den geistlichen Gerichten, die innere Heiligung darüber nicht versäumend. Schon begann er durch seine Kenntnisse und einen durchdringenden Scharfsinn die Augen der Obern auf sich zu ziehen, als ihn der Tod des Vaters nach Spanien rief und ihm, als dem Aeltesten, die Verpflichtung erwuchs, für die hinterlassene Familie zu sorgen. Ein schwerer Anfang harrte des jungen Priesters: sechs Jahre lang blieb er Gefangener des Erzbischofs Karillo von Toledo, da er sich standhaft weigerte, auf die Stelle eines Erzpriesters von Uzeda, worauf ihm der Pabst die Anwartschaft gegeben, dem Verlangen des Erzbischofs gemäß wieder Verzicht zu leisten. In dieser Haft war es, wo ihm, wie die alten Biographen erzählen,

ein mitgefangener Priester seine künftige Größe und den einstigen Besitz des Stuhles von Toledo prophezeite. Freundlich erwiederte Ximenes: „Ein solcher Anfang, mein Vater, verspricht kein so gutes Ende.“ Ungebeugt, ohne Murren gegen seinen Bedränger, ertrug er die Last der Gefangenschaft; da erkannte der Erzbischof, daß ein solcher Charakter nicht zu erschüttern wäre, setzte ihn in Freiheit und in Besitz seiner Stelle. Bald darauf übernahm er die Oberkaplanei von Siguenza, und ward so mit dem dasigen würdigen Bischofe, Don Pedro Gonzalez Mendoza, bekannt. Dieser erhob ihn zu seinem Generalvikar; doch Ximenes, müde der lästigen Geschäfte, sehnte sich nach Ruhe, Betrachtung und Studium, und trat in den Orden des heiligen Franz. Allein der Ruf seiner hohen Tugend und Erleuchtung zog eine Menge Menschen herbei, die ihm beichten wollten, und von ihm Rath, Trost und Belehrung erbaten. Umsonst ließ er sich nach dem stillen, kleinen Convent Castanar, umsonst nach dem noch einsamern Salzeda versetzen: je mehr Ximenes floh, je mehr ward er gesucht; je mehr er sich in der Dunkelheit verbarg, um so heller strahlte sein Licht. Er war nicht zur Ruhe, sondern zur Arbeit bestimmt, nicht zum Frieden, sondern zum Streit.

Um diese Zeit ward Granada, die letzte Stadt der Mauren in Spanien, durch den König Ferdinand und dessen Gemahlin, die Königin Isabella, erobert und in ihr ein Erzbisthum errichtet, das Isabella ihrem Beichtvater, dem würdigen Don Fernando de Talaverra, übertrug. An seine Stelle berief sie nun Ximenes. Dieser erschrak; aber die Königin ließ nicht nach, und er nahm das schwere Amt unter der Bedingung an, im Kloster bleiben und nur auf besondern Ruf am Hofe erscheinen zu dürfen. Seine Ernennung erregte am Hofe großes Aufsehen

und hohe Freude. „Ein hochheiliger Mann," schreibt der Sekretär des Königs, Don Fernando Alvarez, „aus der Einsamkeit finsterer Wälder, durch Ascese abgezehrt, und den alten Einsiedlern Paulus und Hilarion ähnlich, ist an die Stelle des Erzbischofs von Granada gekommen." Bald gewann Ximenes in solchem Grade das Zutrauen und die Hochachtung der Königin, daß sie ihn zum Erzbischofe von Toledo (1490) ernannte; er aber, in ungeheuchelter Demuth, weigerte sich, die erste und reichste Prälatur Spaniens zu übernehmen; es bedurfte hiezu des ausdrücklichen Befehles von Seite des Pabstes selber.

Nun begann die Wirksamkeit des außerordentlichen Mannes, die eben so groß und umfassend, als für Kirche und Staat in Spanien segensreich war, und heutzutage von seinen Landsleuten hoch gepriesen wird. Das Vertrauen der Königin Isabella in seine Einsicht und Treue war unbegrenzt; dieses und der Segen Gottes, den er in unablässigem Gebete herabrief, setzte ihn in den Stand, so Großes zu vollbringen. Er war es, der die wirksamsten Anstalten traf, Spanien seine schnell errungene Größe zu sichern, das Königthum befestigte, die Grenzen des Reiches schirmte, die Wissenschaften neu belebte. Doch es ist hier nicht der Ort, die Thaten und die Verdienste des großen Mannes zu schildern; nur das Urtheil eines Geschichtschreibers, der Ximenes' Religion nicht angehört, möge hier noch Platz finden. Raumer (in seiner Geschichte Europa's I. Bd. S. 103) bezeugt: „Die Könige Spaniens, nur die ausgezeichnete Persönlichkeit im Auge behaltend, erhoben Ximenes mit Beistimmung des Pabstes zum Erzbischof. Die Art, wie dieser nach dem Tode Philipp's des Schönen in Kastilien gewirkt hatte, trug dazu bei, daß er Großinquisitor, im Jahre 1507 Kardinal, und endlich nach des Königs Tod Regent

Kastiliens wurde. Alle diese Erhöhungen änderten die Strenge und Einfachheit seines Wandels nicht; unter dem erzbischöflichen Schmucke trug er ein härenes Kleid, und die Leckerbissen seiner Tafel wurden nur für Andere bereitet. Sobald ihm aber Geschäfte aufgetragen wurden, zeigte sich seine Thätigkeit und sein Scharfsinn so groß wie seine Heiligkeit. Während er alle Zweige der Verwaltung im Auge behielt, alle seine Pläne in das Große und Umfassende gingen, vernachlässigte er nie die wissenschaftlichen und geistlichen Uebungen. Als Krieger des Kreuzes zog er 1509 an der Spitze ausgewählter Mannschaft nach Afrika und eroberte Oran, stiftete, verständigen Grundsätzen folgend, die Universität zu Alcala und leitete den Druck der mit Recht berühmten Complutenser (Alcaler) Bibel. Er ist der Einzige, den seine Zeitgenossen zugleich als Staatsmann, als Krieger, als Gelehrten und als Heiligen bewunderten."

Und bei all' dieser Größe, bei all' diesen Verdiensten, welche Demuth! Ximenes war und blieb von Herzen, durch und durch, ein Schüler des heiligen Franz, und hielt seine Regel mit einer fast ängstlichen Treue bis zum Tode. Bald nach seiner Ernennung zum Beichtvater der Königin wurde er auch von dem Kapitel des Franziskanerordens zum Provinzial für Alt- und Neukastilien gewählt, und übernahm willig die Last dieses Amtes auf die gewöhnliche Dauer von drei Jahren, um für die Herstellung der klösterlichen Zucht und Strenge nachdrücklich wirken zu können, und nebenbei seltener bei Hofe erscheinen zu dürfen. Von Franz Ruyz, einem jungen, gebildeten Franziskaner begleitet, durchreisete er unermüdet und eifrig die verschiedenen Gegenden seiner weiten Provinz, um alle Klöster seines Ordens zu visitiren, eingeschlichene Mißbräuche zu heben, und durch Wort und Beispiel die Brüder zu einem strengen Leben zu befeuern.

Alle diese Reisen machte er aber zu Fuß, und bediente sich nur zur Zeit der Unpäßlichkeit eines ärmlichen Maulthieres und auch da nur selten. Buchstäblich nach der Regel des Ordens bestellte der Provinzial selbst, was er zur Reise bedurfte, und mußte sich oft sogar mit rohen Wurzeln begnügen, so daß Bruder Ruyz einst lächelnd zu ihm sagte: „Hochwürdiger Vater, du wirst noch machen, daß wir Hunger sterben. Gott gibt Jedem seine Pfunde; betrachte und bete du deßhalb für mich, während ich für dich bettle."

Auch als Erzbischof noch lebte er nach seiner Regel, und gedachte die erzbischöfliche Erhabenheit mit der klösterlichen Armuth und Einfalt in Einem Bilde zu vereinigen. Kein Silber schmückte deßhalb seinen Tisch und keine Zierde die Wände seiner Gemächer, nirgends war ein Aufwand, nirgends eine Spur von Pracht und Reichthum zu erblicken. Die Franziskanerkutte blieb sein Gewand, und ärmliche Speise, wie sie die strengste Klosterzucht vorschreibt, seine Nahrung. Die nöthigen Reisen machte er noch immer zu Fuß oder bediente sich höchstens des Maulthieres gleich den armen spanischen Priestern. Der Palast war zum Kloster geworden, und zehn Franziskanermönche bildeten den ganzen Hofstaat Desjenigen, der an Rang und Ansehen in dem großen spanischen Reiche nach dem Könige der Erste war.

Ueber solche Einfachheit und Strenge beschwerten sich Manche, legten sie übel, bald als Heuchelei, bald als geistlichen Hochmuth aus, und wandten sich sogar klagend an den Pabst. Dieser, Alexander VI., preiset in einem in seiner Art vielleicht einzigen Breve des Kardinals innerlich gottgefälliges Leben, ermahnt ihn aber, auch äußerlich in Kleidung, Gefolge und Allem, was der Wohlstand erheische, der Würde seines Standes gemäß sich zu benehmen und einzurichten. Ximenes überwand sich und gehorchte. Er zeigte sich jetzt in seidenen Gewändern

mit kostbarem Pelzwerke. Aber es wurde nun offenbar, welchen Charakters seine Tadler und Ankläger gewesen: jetzt rügten sie den Glanz seiner äußern Erscheinung. Ein solcher Krittler vermaß sich einst, in seiner Gegenwart auf seinen Pelzkragen ungeziemend anzuspielen; statt der Antwort wies ihm bei nächster schicklicher Gelegenheit der hohe Prälat sein Cilicium, und der unberufene Tadler verstummte beschämt. Sechs Monate vor seinem Tode empfing Ximenes ein Breve, worin ihm Pabst Leo X. auftrug, das strenge Fasten zu mäßigen, nicht, wie er gewohnt war, des Nachts auf dem Boden zu schlafen, und sich statt der Kutte seines Ordens der Leinwand zu bedienen.

Es bedürfte Bände, nur auszugsweise das Große, Gute und Segensreiche darzustellen, das Ximenes als Erzbischof und Regent in Spanien gewirkt hat. An zwanzig Millionen verwandte er für das Beste des Volkes; so groß auch seine Einkünfte waren — solche Summen konnte nur ein Mann erübrigen, der für seine Bedürfnisse mit einem Real (7 kr.) des Tages ausreichte, und dabei den Segen Gottes auf alle seine Gaben herabflehte. Streng und ernst in Aufrechthaltung der Gerechtigkeit, kannte er keinen Haß gegen die, welche ihm wehe gethan hatten; er verzieh ihnen von ganzem Herzen, vergalt ihnen das Böse mit Gutem. Die Herausgabe der heiligen Schrift in vier Sprachen (Biblia polyglotta) hielt er für die Krone alles Dessen, was er gethan; in der That, sie war auch ein außerordentliches Unternehmen, wenn man jene Zeiten erwägt. Unermeßliche Summen verwandte Ximenes darauf, vom Morgen- und Abendlande berief er nach Spanien die berühmtesten Gelehrten, um das große Werk zu vollenden. Zwölf Jahre ward daran gearbeitet. Diese Bibel bewies der Welt, welch' großen Werth die katholische Kirche auf die Kenntniß und Reinheit der heiligen Schriften legt, und mit welch'

ungeheuern Kosten, mit welch' unsäglicher Mühe sie dieselben in ihrer Unversehrtheit zu bewahren und zu verbreiten strebt.

Auch Ximenes, wie so viele andere große Männer, erntete am Ende seines Lebens für seine Dienste Undank. Er ertrug ihn mit der ganzen Hoheit seines Gemüthes und der Ergebung eines Christen, der die Welt noch lebend überwunden hatte. Der neue König Karl I. (als deutscher Kaiser Karl V.), von schlimmen Rathgebern verleitet, enthob ihn auf eine kränkende Weise von der Regentschaft, und entfernte ihn von allen Geschäften des Reiches. Ximenes hatte der Welt genug gelebt; alternd und kränklich, bereitete er sich mit aller Sorgfalt zum Tode. Dieser kam bald. Als der Kardinal dessen Nähe fühlte, sprach er mit christlichem Muthe in kurzen, aber kräftigen Worten zu seiner Umgebung über die Hinfälligkeit alles Irdischen und die unendliche Barmherzigkeit Gottes, umschlang das Zeichen des heiligen Kreuzes mit beiden Händen, bat Gott unter Thränen um Verzeihung aller Sünden, empfahl sich der Fürbitte der heiligen Jungfrau und aller Heiligen, und empfing mit flammender Andacht die heiligen Sakramente. Unter den Gebeten der Anwesenden verschied er zu Roa in dem Herrn am 8. November 1517, 82 Jahre alt, im zweiundzwanzigsten seiner bischöflichen Amtsverwaltung.

Auf die Kunde seines Todes eilten fast alle Bewohner Roa's und der Umgebung herbei, dem hochverehrten Prälaten die Hände zu küssen; es waren und sind jetzt noch in Spanien nicht Wenige, die in Ximenes einen Heiligen verehren.

6.

Das Tischgebet.

Es ist eine recht betrübende Bemerkung, daß so viele Christen das Tischgebet ganz außer Acht lassen, und indem sie Speise und Trank, diese so wichtigen, ja unentbehrlichen Gaben, alltäglich genießen, doch des barmherzigen Gebers so ganz vergessen. Solche beschämt das unvernünftige Thier; gebt einem Hunde ein Bein oder einen Bissen Brod, so wird er Euch zum Danke die Hand lecken.

Hört doch einmal folgende Geschichte:

Der fromme König Alphons von Aragonien erfuhr einst zu seinem Leidwesen, daß seine Edelknaben nichts vom Tischgebete wissen wollten und dasselbe gleichgültig unterließen. Er beschloß daher, sie auf eine sinnreiche Art zu beschämen und eines Bessern zu belehren. Eines Tages erhielten die Edelknaben insgesammt eine Einladung, mit dem Könige selber zu Mittag zu essen. Man denke sich die Freude dieser Jünglinge! Alle zogen, entzückt über die Ehre, die besten Kleider an und traten zur bestimmten Stunde in den königlichen Speisesaal. Man setzte sich auf einen Wink des freundlichen Königs an die Tafel, und zwar nach alter Gewohnheit ohne Tischgebet. Auch Alphons unterließ solches dießmal.

Während des Essens tritt plötzlich und unangemeldet ein Bettler herein, setzt sich ohne alle Komplimente an die große Tafel, und ißt und trinkt nach Herzenslust. Die Edelknaben staunten natürlich über diese unverschämte Grobheit und blickten mit heißer Begierde auf den König, ob er ihnen denn nicht zuwinke, diesen ungebetenen Gast hinaus zu jagen. Allein der König (denn er selbst hatte den Bettler zu diesem Auftritte berufen) sah zwar mit ernster, aber ruhiger Miene dem armen Manne zu, wie er aß. Als

endlich der Bettler seinen Hunger sattsam gestillt und seinen Durst gelöscht hatte, stand er auf und ging von dannen, ohne zu danken oder auch nur vor dem Könige sich zu verneigen.

„Nun denn," fragte der König, „wie gefällt euch dieser Mann?"

„Abscheulich!" riefen Alle einstimmig, „wer kann so unverschämt und frech seyn wie dieser Bettler?"

Jetzt erhob sich der König, sah mit majestätischem Ernste auf die Edelknaben, und sprach mit erschütternder Stimme: „Gerade ihr konntet so frech und unverschämt seyn, wie dieser Bettler; ihr gleicht ihm auf ein Haar. Oder habt ihr euch nicht bisher auch eben so unverschämt und undankbar gegen den guten Gott benommen, als wie dieser Arme sich heute gegen mich benommen hat? Alle Tage esset ihr an dem Tische des himmlischen Brodvaters und laßt euch seine Gaben schmecken; aber wie der Bettler setzt ihr euch zu Tische, ohne zu bitten, und geht hinweg, ohne zu danken. Pfui, schämt euch von ganzer Seele, und merkt euch für die Zukunft diese Lehre."

Feuerroth schlichen sich die leichtsinnigen Jünglinge aus dem Speisesaale, und vergaßen nie mehr das Tischgebet.

7.

Die Belagerung von Erlau.*)

Trotz des blutigen, von den Ungarn mit Tapferkeit und Ausdauer geführten Kampfes war bereits ein großer

*) Erlau, in Ober-Ungarn, Kreis dießseit der Theiß, ist eine königliche Freistadt, an der Erlau, einem Nebenflusse der Theiß, erbaut, der Sitz eines Erzbischofs, hat eine prachtvolle Domkirche mit sechs andern Gotteshäusern, ein Lyceum und

Theil des Landes den unwiderstehlichen Waffen des großen Sultans Suleiman (1520 — 63) erlegen. In Ofen gebot der mächtige Beglerbeg, Statthalter von Ungarn, über die Paschalike Gran, Stuhlweißenburg, Mohacz, Fünfkirchen, Sziklos, Neograd, Hatvan, Szerard, Szegedin und Simontornya. Das Banat und ein Theil Siebenbürgens bildeten eine eigene Statthalterschaft.

Noch hatte sich die Stadt Erlau gegen alle Angriffe der Türken erhalten; auf ihrer Domkirche allein glänzte noch das Kreuz, während ringsum die Zinnen ihrer Schwesterstädte bereits den Halbmond, das Zeichen der Sklaverei, trugen. Jeder Frühling brachte den Bürgern Erlau's neue Besorgniß, denn immer furchtbarer breitete sich Suleiman's Macht aus. So nahte das Jahr 1552. Sein Beginnen schon war mit Siegen der Osmanen (Türken) bezeichnet. Am 24. Februar ward der Führer der Ungarn, Michael Toth, vor Szegedin geschlagen; am 1. April fiel das feste Wesprim, am 26. Juli Temeswar, von dem tapfern Stephan Losonczy bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt. Der Fall Temeswar's erschütterte den Muth aller Besatzungen der übrigen Schlösser im Banat; sie flohen theils, theils ergaben sie sich, und bald gehorchte das ganze Banat den Osmanen. In Ungarn fielen nacheinander die Festen Szecheni, Salgó, Bujak, Gyarmat und Drégel in ihre Hände. Zondy, der Vertheidiger Drégel's, wies jede Kapitulation zurück, richtete im Schloßhofe all' sein Gut, Geld, Waffen, Kleider und Hausgeräthe als

---

Gymnasium mit einer Sternwarte und Bibliothek, ein erzbischöfliches Seminar und 20,000 Einwohner, welche Leinweberei, Tuchmacherei und andere städtische Gewerbe, Weinbau und Handel mit gutem, rothen Weine treiben. In Erlau selbst und in der Nähe sind Mineralquellen.

Scheiterhaufen auf, zündete ihn an, erstach mit eigener Hand seine Hunde und Pferde, und brach dann im wüthenden Ausfalle gegen die anstürmenden Türken vor, fechtend, noch auf das Knie gesunken, bis ihm eine Kugel das Haupt zerschmetterte. Solchen Muth ehrte Ali, der Führer der Osmanen; er ließ Körper und Haupt des Tapfern, das ihm die Seinigen als Siegeszeichen zu Füßen legten, auf einer Anhöhe, dem Schlosse gegenüber, beerdigen, und Lanze und Fahne auf dem Grabe aufpflanzen. Am 4. September ward auch Szolnok von Achmet Pascha erobert, und am 9. September erschienen bereits die Vorposten der Türken und umschwärmten Erlau. Die vereinten Heere des Achmet Pascha und Ali's, zusammen wohl an 180,000 Mann stark, wogten heran zur Belagerung Erlau's. Die Besatzung der Stadt zählte dagegen nur 1800 Mann, also Einer gegen Hundert! Doch mehr als ein Heer galt ihr Anführer, Stephan Dobó von Ruzka; er war Befehlshaber der Festung, mit ihm der tapfere Hauptmann, Stephan Metskei. Krieger und Bürger durchglühte die höchste Begeisterung; alle waren entschlossen, lieber zu sterben, als Sklaven der Osmanen zu werden. Selbst die Frauen theilten diese Begeisterung. Mit allen Kriegsbedürfnissen war die Stadt reichlich versehen. Außer der Besatzung von 1800 erprobten Soldaten hatte sich noch eine Schaar von 200 Bauern und 300 Bürgern und Handlangern gebildet; selbst Frauen trugen Waffen und kämpften. Der tapfere Schmiedsohn, Gregor Bornemissa, seines Wissens wegen der Gelehrte genannt, leitete mit Einsicht die Geniearbeiten, und ihm standen Kaspar Petvö und und Stephan Zoltai voll Eifer bei.

Schon am 9. September, als die Renner und Brenner der Osmanen, die furchtbaren Akindschis, Erlau umschwärmten und in alle Dörfer ringsum die Brandfackel schleuderten,

forderte der Großvezier von Szolnok aus mittelst eines drohenden Schreibens den Befehlshaber der Festung zur Uebergabe auf. Dobó versammelte im Schloßhofe die Krieger und Bürger und las ihnen das Schreiben vor. Da tönte von Aller Lippen der Ruf: „Keine Ergebung! Sieg oder ehrenvollen Tod! Gott wird helfen!“ Alle Säbel blitzten empor, und zu dem Himmel stieg der feierliche Schwur der Tapfern, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Alle Schreiben des Feindes, die zur Uebergabe aufforderten, sollten uneröffnet verbrannt werden; Jeder, der nur mit einem Worte der Uebergabe gedächte, dem Tod durch Henkershand verfallen sein. Der Türke, welcher des Großveziers Schreiben überbracht, ward in den Kerker geworfen, und statt der Antwort ließ Dobó auf der höchsten Mauer, dem andringenden Feinde überall sichtbar, einen Sarg zwischen zwei Lanzen aufstellen. Die Thore waren verrammelt, die Wälle besetzt; so erwarteten die Christen den Angriff.

Bald fluthete das zahllose Heer der Osmanen mit all' seinem Trosse von Kameelen, mit endlosen Reihen von Geschützen und Wägen um die Stadt her. Noch am 9. September erschien der Beglerbeg von Ofen mit 25,000 Mann; ihm folgte Arslan Beg von Stuhlweißenburg mit 25,000 Türken. Diese lagerten sich bei der Marienkirche in der Vorstadt, und pflanzten dort große Kanonen gegen die Festung auf. Am 10. kam der Wessir, Achmet Pascha, begleitet von dem Beglerbeg von Rumelien, Muhamed Sokolly. Die Janitscharen, der Kern des Heeres, lagerten theils vor dem Maklarerthore, theils im Norden längs der Erlau linkem Ufer. Der Großvezier und Muhamed Sokolly hatten ihre Zelte im Erlauthale und den Aegidienberg hinan. So weit das Auge reichen konnte, war der Boden mit Zelten bedeckt. Ali Pascha

ließ drei der schwersten Kanonen die Höhe hinaufschleppen, wo er sein Lager geschlagen. Sie schossen 50 Pfund schwere Kugeln. Neun Schüsse, aus diesen Riesengeschützen gegen die Festung geschleudert, eröffneten den 11. September die Belagerung. Am 14. hatte der Großvezier seine Schanzen an dem Königsstuhle vollendet, und der Osmane saß auf diesem durch die Erinnerung an den heiligen König Stephan geweihten Platze, als er aus seinen Schanzen das Feuer gegen die Kirche und die Festung eröffnete, deren Erbauung hier der heilige König geleitet hatte. In der Festung gab es nur 9 eigentliche Kanoniere; diese aber unterrichteten die 200 Bauern in der Bedienung des Geschützes, und die Schüler machten den Meistern Ehre. Der eine Thurm des alten Domes litt viel durch das Feuer des Wessirs; von dem zweiten jedoch ward es so kräftig beantwortet, daß noch am Abend dieses Tages das feindliche Geschütz in den Schanzen am Königsstuhle bereits zerstört war. Am 19. September waren 14 Kanonen, darunter 3 vom größten Kaliber, nächst dem Kirchhofe aufgefahren, und schleuderten im Vereine mit Arslan's Geschützen von der Marienkirche her einen Kugelregen auf die Festung und die Domkirche. Allerdings wurden dadurch die Mauern bedeutend verletzt; aber immerfort stellte die Besatzung durch unausgesetzte nächtliche Arbeit Alles wieder her und füllte die Lücken mit Balken, Eisenklammern, Fässern voll Erde aus. Bornemissa's Kunst wußte überall Rath zu schaffen. Da die Türken auch glühende Kugeln und feurige Pfeile abschossen, so ließ Dobó, um der stets drohenden Feuersgefahr trotzen zu können, die Dächer niederreißen, und die Heu- und Strohvorräthe selber anzünden; denn hier bedurfte man ihrer nicht. Das Getreide ward in sogenannte Fruchtgruben geschüttet und diese mit befeuchteten Ochsenhäuten bedeckt.

Trotz aller Gegenwehr war es den Osmanen doch gelungen, die Mauer an drei Orten stark zu beschädigen. Am Michaelstage rückten die Janitscharen unter wildem Geschrei, Allah rufend, von den Pascha's getrieben heran zum Sturme. Wüthend setzten sie an; doch die Christen widerstanden mit solcher Kraft, daß sie mit ihren Leichen den Graben füllten. Neue Schaaren ersetzten die Gefallenen; endlich erstiegen die Janitscharen ein Bollwerk. Da ließ Dobó alle Kanonen der Festung auf dieß Bollwerk donnern; die Mauern wankten, und die Janitscharen, um nicht unter ihrem Einsturz begraben zu werden, flohen. Petvö setzte sich sogleich wieder in dem Thurme fest. Der Sturm war abgeschlagen; 8000 Osmanen lagen todt in den Gräben oder auf den Mauern.

Morgens darauf erschien wieder ein Aufforderungsschreiben von Arslan. Der Ueberbringer, ein ungarischer Renegat, ward sogleich in Ketten geworfen, das Schreiben vor seinen Augen zerrissen, die eine Hälfte in das Feuer geworfen, die andere mußte er verschlingen. Auch umritten die Türken öfters die Mauern, durch Zuruf und mit glänzenden Versprechungen die Besatzung zur Verrätherei ermunternd. Doch all' ihr Bemühen blieb fruchtlos, stärkte nur die Treue der Christen, und ihre Lockungen wurden meist mit Kugeln beantwortet. Nun versuchten die Barbaren, sie mit Grausamkeit zu schrecken. Vor den Mauern, im Angesichte ihrer Familien wurden die Gefangenen unter Martern getödtet. Keine Furcht, nur heißer Durst nach Rache ward dadurch geweckt. Indessen blieben die fortgesetzten Lockungen der Türken doch nicht ohne Erfolg. Stephan Hegedäß, Hauptmann eines Fähnleins Fußvolk, vergaß schmachvoll seines Eides und zettelte eine Verschwörung an; sie ward jedoch noch zeitig entdeckt. Hegedäß endete am Galgen; den Verschwornen schnitt man Ohren und Nasen ab.

In der Nacht des 4. Oktober donnerte plötzlich ein furchtbares Krachen durch die Lüfte; die Erde bebte, ein Theil der Festungsmauer barst. Durch einen unglücklichen Zufall entzündet, war der in der bombenfesten Sakristei der alten Domkirche aufbewahrte Pulvervorrath in die Luft geflogen, und hatte schreckliche Verwüstungen angerichtet. Menschen und Thiere wurden von den Trümmern der zerschmetterten Gebäude erschlagen. Die Verwirrung war grenzenlos, die Feste schien verloren. Aber noch lebte Dobó, der unerschrockene Held. Mit schneller Fassung und Geistesgegenwart übersah er das Ereigniß, welches Allen verderblich werden konnte. Hoch zu Roß sitzend, durchflog er alle Posten, zu Muth und Fassung mahnend. Metskei stand ihm als treuer Helfer zur Seite und bot Alles auf, die Erschrockenen zu beruhigen, die Gebeugten aufzurichten. Bornemissa war mit rastlosem Eifer bemüht, die Lücken der Wälle auszustopfen; als nun die Türken heranrückten, in der Absicht, das ihnen so günstige Ereigniß zu benützen, und durch die gebrochenen Mauern stürmend einzudringen, fanden sie zu ihrem Erstaunen die Schäden wieder ausgebessert, und die Christen bereit, sie kräftig zu empfangen. Vergebens boten sie durch ihre Ausrufer, die ihnen voraneilten, den Christen auf der Mauer freien Abzug und Sicherheit ihrer Personen und ihres Gepäckes an; ihr Geschrei ward durch Trompeten und Heerpauken von den Wällen, wie durch den feurigen Kriegsruf der Vertheidiger: „Keine Ergebung! Sieg oder Tod!" und durch den Donnergruß der Kanonen übertäubt. Neuerdings ward der Sturm abgeschlagen. Schon am nächsten Tage erbaute Bornemissa zwei neue Pulvermühlen, um den verlornen Pulvervorrath schnell zu ersetzen.

Achmet Pascha schritt nun zu einem in diesen Kriegen von den Türken oft angewendeten Verfahren: zur Ausfüllung

des Grabens und Aufthürmung eines Walles bis zur Höhe der Mauer. Am Bebecker Bollwerke ward der Graben mit Säcken voll Sand gefüllt, darüber Reisbündel aufgehäuft und Holz zum Walle aufgethürmt. Aber Bornemissa hatte schnell ein Mittel gegen diesen Angriff erdacht. Lederne Feuereimer mit Holz und Kienspänen, mit Schwefel und Pech, Theer, Speck und Strohwischen in Talg getränkt, mit überladenen Pistolen gefüllt, wurden angezündet und in den Graben geschleudert. Sie steckten das Holz und Reisig in Brand, und die zum Löschen herbeieilenden Feinde wurden durch die im Feuer nach allen Seiten zerspringenden Pistolen getödtet und verscheucht. Die mühsame Arbeit der Feinde lag in Asche.

Am 10. Oktober erscholl bei Sonnenaufgang das wilde Geheul der zu neuem, gewaltigen Sturme anrückenden Osmanen. Furchtbar und unablässig ward auf drei Seiten bis Sonnenuntergang gestritten. Dobó schien verdoppelt, verdreifacht zu seyn: überall, wo die Gefahr am größten, sah man den Helden helfend, ordnend an der Spitze der Seinigen. Bornemissa ließ scharfe, im Feuer geglühte Lanzenspitzen durch die Schießscharten stecken; sie verbrannten die Hände der stürmenden Türken, welche, sich daran festhaltend, hinaufzuklettern versuchten, bis auf das Bein, der Art, daß sie heulend hinabstürzten. Große Räder, mit Brettern verschlagen, mit Brennstoff und überladenen Pistolen in der Mitte gefüllt, wurden angezündet die Mauer hinab den Stürmenden entgegengerollt, mit Donnergetöse, Tod und Verderben sprühend, die Glieder der Feinde zermalmend. Neben ihren Gatten und Vätern hatten die Weiber und Jungfrauen die Wälle bestiegen, und fochten an ihrer Seite. Eine Frau erhob eben einen Korb mit schwerer Steinlast, ihn auf die anstürmenden Janitscharen zu schleudern; in diesem Augenblicke fällt sie, von einer

Kugel tödtlich getroffen. Ihre Tochter stürzt zu ihr nieder, den letzten Hauch und Segen von ihren Lippen küssend. „Keine Ergebung!“ mit diesen Worten stirbt die heldenmüthige Christin. Die Tochter erhebt sich. „Keine Ergebung!“ so ruft auch sie mit flammenden Blicken, ergreift den mit dem Blute ihrer Mutter bespritzten Steinkorb und schleudert ihn unter die Feinde, zwei derselben damit zerschmetternd. Erst die Finsterniß trennte die Kämpfenden; abermals hatte christliche Tapferkeit über muhamedanische Wuth gesiegt.

Zwei Tage darauf, den 12. Oktober, ließ der ob solchen Widerstandes ergrimmte Wessir die Truppen zum Hauptsturm ausrücken; er sollte der letzte seyn, ob er nun gelinge oder nicht. Mit Tagesanbruch versammelten die Aga's ihre Schaaren. Die zögerten, wurden von ihnen zum Sturme gepeitscht. Der Wessir nahm seinen Standpunkt auf einer erhöhten Stelle, von wo aus er Alles übersehen konnte. Unter seinen Augen, von ihm angefeuert, stürzten die Osmanen, in drei Abtheilungen, geführt von Ali, Pascha von Ofen, von Ulama, Pascha von Bosnien, und Arslan, Pascha von Stuhlweißenburg, auf die Mauern der Festung. Weit durch die Lüfte scholl der Klang der türkischen Feldmusik, und das wilde Geschrei: „Allah, Allah!“ Ihnen antworteten von den Wällen herab die Trompeten und Pauken der Christen, und ihr begeisterter Feldruf: „Jesus! Maria!“ Mit kühner Todesverachtung erwartete die Heldenschaar den Feind. Hoch auf dem Walle, auf dem Schutze des Bollwerkes bei dem Kerker zeigte sich Dobó's riesige Gestalt, sein Dollmann flatterte, sein Säbel blitzte. Von dem Thurme herab wallte die Blutfahne, das Zeichen des Widerstandes auf Leben und Tod. Aber auch die Osmanen boten das Aeußerste auf, was Glaubenshaß, Wuth, und das Gefühl der erlittenen Schmach vermögen.

Sie stürzten reihenweise. Ueber die Leichen ihrer Brüder, welche die Gräben ausfüllten, drangen sie grimmig, rasend vor. Ihr Pfeil- und Kugelregen verfinstert die Luft. Dobó blutete, an Hand und Fuß verwundet, aber auch seinen Säbel färbte Feindesblut. Seine Wunden nicht achtend, ruft der Held seinen Tapfern Worte der Begeisterung: „Vaterland, Ehre, Ruhm, Heldentod, Sieg und Seligkeit!" zu. Auf dem nächsten Bollwerke stehen Bornemissa, Zoltai, Figedi gegen Arslan Beg, tödten ihm an 7000 seiner Krieger und entreißen ihm die rothe, mit Gold gestickte Fahne. Am alten Burgthore stand der zweite Befehlshaber, Metskei, mit 500 Schützen, den Angriff der Akindschi und Janitscharen zurückwerfend, deren hier an 3000 fielen. Je größer die Gefahr, je glühender zeigte sich der Muth und die Kraft der Vertheidiger. Jedes Alter, jedes Geschlecht entbrannte in heiliger Begeisterung. Am untern Bollwerke focht ein junger Bürger, ihm zur Seite seine Gattin und deren Mutter. Ein Pfeilschuß durchbohrt die Brust des wackern Kämpfers. Die Mutter ruft der Tochter zu, die Leiche vom Walle zu schaffen. „Nicht eher, als bis ich ihn gerächt habe!" ist die Antwort der heldenmüthigen Frau. Sie ergriff den blutigen Säbel des Gefallenen und wirft sich in die Feinde. Vier Janitscharen stürzen ihr entgegen; sie tödtet drei, der vierte entflieht voll Schrecken. Von allen Seiten schleuderten die Weiber Pech, siedendes Wasser und Oel auf die Osmanen. Die Janitscharen wollen nimmer vorwärts; die Pascha's wüthen und treiben zu neuen Stürmen. Aber die Janitscharen erklären, daß keine Macht der Erde sie zwingen könne, gegen Gott den Allmächtigen zu streiten, der sichtbar die Ungarn beschirme. So ließen die Pascha's in ohnmächtiger Wuth zum Rückzuge blasen. Die Stille der Nacht trat ein, aber weithin ertönte das Todesseufzen der Sterbenden, das Stöhnen der

Verwundeten. Erlau war gerettet, der Sieg, der herrlichste, krönte die Christen.

Dessenungeachtet umschwärmten die Türken sechs Tage noch die Stadt; aber einen Sturm wagten sie nimmer. Am 17. Oktober trat schlechtes Wetter ein; es fiel Schnee und der Regen strömte kalt und schaurig vom Himmel herab. Das gab dem Wessir erwünschte Gelegenheit, die Aufhebung der Belagerung auf die gebietende Nothwendigkeit der bösen Jahreszeit zu schieben. Die Pascha's umritten die Wälle und schrien den Wächtern zu: „Ihr habt euch wacker gehalten, Erlauer; seyd nun ruhig, wir ziehen ab. Aber das nächste Jahr kommen wir mit noch größerer Macht aus dem Winterlager zurück, den erlittenen Schimpf zu rächen." Den Ali Pascha überhäufte der Wessir mit Vorwürfen, daß er ihn unter trügerischer Vorspiegelung, wie leicht Erlau zu erobern sey, zu dieser Unternehmung angereizt hätte. „Er habe nun erfahren, was das für eine Kinderstube sey, wie ihm Ali Erlau zu nennen gewagt; so kriegskundige Kinder seyen ihm noch nirgends vorgekommen." In der Nacht vom 18. Oktober wurden die Zelte abgebrochen, das schwere Geschütz abgefahren und der Rückzug angetreten. Unter Glockengeläute und Kanonendonner ertönte in den Kirchen der befreiten Stadt das: „Herr Gott, dich loben wir!" Die Vertheidigung Erlau's strahlt als einer der herrlichsten Glanzpunkte in den Jahrbüchern christlicher Tapferkeit. Mit geringen Mitteln ausgestattet, theilt Erlau mit Wien und Malta den Ruhm, die Schaaren des übermüthigen Suleiman aufgehalten und geschlagen zu haben.

Es hatte die Belagerung 38 Tage gedauert. Sie kostete den Türken an 40,000 Mann, welche in 13 Stürmen ihren Tod fanden; die Christen dagegen hatten 326 Streiter eingebüßt. Von den gegen die Festung abgeschossenen Kugeln sammelten die Bürger und Soldaten an 12,000 und

schichteten sie auf dem Burgplatze als Siegeszeichen auf. Die drei eroberten Hauptfahnen, jene des Ali Pascha, des Arslan Beg und des Ulama Pascha, wurden nach Wien geschickt. Von da kehrten die Boten zurück mit Belohnungen für die Helden dieser Belagerung. Dobó ward zum Reichswürdenträger, und später zum Woiwoden von Siebenbürgen ernannt. Metskei konnte sich der ihm zugedachten Auszeichnungen nicht mehr erfreuen; denn er fand schon einige Tage nach dem Entsatz, ehe noch die Boten zurückkamen, den Tod. Er wurde zu Tarkony in einem Aufstande der Bauern erschlagen. Bornemissa erhielt an Dobó's Stelle den Platz als Schloßhauptmann in Erlau, aber auch diesen Tapfern ereilte bald ein trauriges Geschick. Bei Keresztes, zwei Meilen von Erlau, fiel er in die Hände des Pascha von Hatvan, der ihn nach Konstantinopel sandte, wo er im Kerker der sieben Thürme verschmachtete.

Noch 44 Jahre behauptete sich die Festung Erlau wider alle Angriffe der Osmanen. Als aber 1596 der Großherr Muhamed mit zahllosen Schaaren sich vor ihren Mauern lagerte, widerstanden die Bürger und Soldaten sieben Tage, zündeten dann die Stadt an und zogen sich in die Feste. Aber ein Dobó fehlte. Meuterei und Verrath vollendeten das Unglück; die Feste ergab sich, und triumphirend zog der Padischah in die Mauern ein, welche vor vier Jahrzehnten das Blut der Osmanen bespritzt hatte. Die Christen wurden Sklaven, die Kirchen Moscheen, und fast hundert Jahre lastete auf Erlau der Druck des Türkenjoches. Der 14. Dezember 1687 war der Tag der Erlösung für die Bedrängten; an ihm übergab der Pascha Rüstemage Stadt und Festung gegen freien Abzug an den kaiserlichen General Caraffa. Der Jubel der christlichen Bevölkerung überstieg jede Schilderung. Man umarmte sich weinend; Einzelne knieten auf den Straßen, mit erhobenen Händen ihr Dankgebet zum

Himmel sendend, und der erste Gottesdienst in der wieder zum Christentempel eingerichteten Franziskanerkirche war eine Feier der rührendsten Art.

Dobó's und seiner Helden Gedächtniß erlosch nie, lebte jetzt wieder neu auf. Aber erst in unserer Zeit ward dem Tapfern jenes Monument gesetzt, dessen sein Muth lange schon würdig gewesen wäre. Dasselbe ist ein Sarkophag von rothem Marmor; die Bildsäule Dobó's zeigt sich in voller Rüstung, liegend auf dem Deckel des Sarges; das Haupt ist entblößt, der Bart fließt bis zur Brust hinab, der Helm steht zu den Füßen der Bildsäule. Am Sarkophage glänzt in ungarischer Sprache die Inschrift:

„In gerechter Würdigung des unsterblichen Verdienstes „wahrer Vaterlandsliebe und Tapferkeit hat Johann „Ladislav Pyrker, Patriarch-Erzbischof, im Jahre 1833 „dem heldenmüthigen Vertheidiger der Erlauer Festung, „Stephan Dobó, dieses Monument errichten und mit „dem in Doboruska befindlich gewesenen Grabsteine des „Helden schmücken lassen.“

8.

Seltene Ehrlichkeit.

Ein junger Schreiber in Paris, Namens Juvet, fand vor einigen Jahren dreißig Banknoten, jede zu tausend Francs. Er mittelte nach vielem Suchen den rechtmäßigen Eigenthümer aus, und erhielt von ihm als Belohnung seiner Ehrlichkeit achthundert Francs. Juvet, nicht blos ein ehrlicher Mann, sondern auch ein guter Sohn, eilt zu seiner Mutter, die nach dem Tode ihres Gatten in großer Dürftigkeit lebt und mit der Arbeit ihrer Hände sechs Kinder

ernährt, und gibt ihr die Summe. Die Frau, statt dieselbe zur Verbesserung ihrer Lage zu verwenden, vertheilte sie alsobald unter die Gläubiger ihres Mannes.

9.
Aus dem Leben des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich.

Ein biederer Ritter, Johann Georg von Joinville, der diesen großen König wohl gekannt, mit ihm Jahrelang in Leid und Freud' zugebracht hat, schildert ihn auf eine höchst anziehende und liebliche Weise also:

„Der heilige König Ludwig liebte und fürchtete sein ganzes Leben lang Gott über Alles und folgte Ihm auch in allen seinen Werken recht sichtbar nach. Denn wie der Herr für Sein ganzes Volk gelitten und gestorben, so ähnlich hat auch dieser gute König mehrmals sein Leben für das Volk seines Königreiches der Todesgefahr ausgesetzt. Als er einmal gefährlich krank zu Fontainebleau lag, sagte er zu seinem ältesten Sohne Ludwig: „Lieber Sohn, ich bitte dich, dir die Liebe des Volkes deines Königreiches zu erwerben. Denn ich wollte wahrhaft lieber, es käme ein Schotte aus Schottland oder jemand Anderer aus fernen Landen, der das Volk des Königreiches gut und bieder regierte, als daß du dir den Vorwurf eines schlechten Betragens zuzögest."

Der heilige König liebte so sehr die Wahrheit, daß er selbst die Sarazenen und Ungläubigen niemals anlügen, noch seinen ihnen gemachten Versprechungen untreu werden wollte, wenngleich sie seine Feinde waren. Sein Mund war nüchtern und mäßig. Denn niemals in meinem Leben habe ich gehört oder gesehen, daß er nach kostbaren Speisen

verlangt hätte nach dem Beispiele so mancher reichen Leute; im Gegentheile genoß er zufrieden, was man ihm vorsetzte. In seinen Worten war er so bemessen, daß ich ihn niemals in meinem Leben etwas Böses von Jemanden habe sagen, noch den Teufel nennen hören, welcher Name so oft in der Welt ausgesprochen wird, was, wie ich fest glaube, Gott in hohem Grade mißfallen muß. Seinen Wein trank er gemischt, je nachdem der Wein stark war und er ihn vertragen konnte, und ermunterte auch Andere, hierin Mäßigkeit zu üben. Was die Kleidung anbelangt, so sagte er, man solle sich nach seinem Stande, seinen Verhältnissen, und in mäßiger Weise kleiden und zieren, damit die weisen und ältern Leute dieser Welt Jemanden nicht vorwerfen könnten, er übertreibe es, und damit auch die jüngern Leute nicht zu sagen Veranlassung fänden, er halte zu wenig auf sich und ehre seinen Stand nicht.

Einmal fragte er mich, ob ich in dieser Welt geehrt seyn und nach meinem Tode das Paradies haben wolle. Darauf gab ich zur Antwort: daß ich es von ganzem Herzen so wünschte. Da sagte er mir: „Hütet Euch also, mit Vorbedacht etwas Abscheuliches zu thun oder zu sagen, damit Ihr nicht, wenn es Jedermann erführe, zu Euerer Schmach und Schande gestehen müßtet: Ich habe es gethan, oder ich habe es gesagt.“

Und so ermahnte er mich auch, nie Jemanden in Etwas, was er in meiner Gegenwart sagen würde, Lügen zu strafen, wenn anders ich durch mein Stillschweigen nicht zu Schaden käme, Schande mir zuzöge, oder eine Sünde beginge. Denn oft, setzte er bei, rufen Widersprüche rauhe und harte Worte hervor, derenthalben die Menschen sich häufig einander tödteten und in schlechten Ruf brächten; für Tausende von Menschen sey dieß eine Quelle ihres Verderbens gewesen.

Der gute König beschied mich einstmals zu sich und

sagte zu mir, er wolle mit mir sprechen, und den klugen Sinn erproben, den er an mir wahrnehme. Und in Gegenwart mehrerer Klosterbrüder sprach er zu mir: „Ich habe diese Mönche hieher gerufen, und will in ihrem Beiseyn an Euch eine Frage stellen, die sich auf Gott bezieht.“ Die Frage lautete also: „Was ist Gott?“ Und ich erwiederte ihm: „Sire, es ist das beste und höchste Wesen, es kann nichts Besseres geben!“

„Vortrefflich,“ versetzte er, „die Antwort ist ganz gut, denn sie steht geschrieben in dem Buche, das ich in der Hand halte. Nun möchte ich wissen, was Euch lieber wäre, aussätzig zu seyn, oder eine Todsünde begangen zu haben?“

Und ich, der ich ihn niemals anlügen wollte, bedachte mich nicht, ihm zu antworten: „Daß ich lieber dreißig Todsünden begangen haben möchte, als aussätzig seyn.“ Als nun die Mönche fortgegangen waren, behielt er mich allein zurück, ließ mich zu seinen Füßen niedersitzen, und hob an: „Wie habt Ihr doch so etwas behaupten können?“

„Und noch spreche ich so,“ war meine Antwort.

Da sagte er zu mir: „Ei, Thor, wie sehr irrt Ihr Euch! Ihr wisset doch, daß es keinen so bösartigen und häßlichen Aussatz gibt, als die Todsünde; die Seele, die mit derselben behaftet ist, gleicht dem höllischen Teufel. Darum kann es keinen häßlichern Aussatz geben. Und dieß ist auch wahr,“ fuhr er weiter fort. „Wenn der Mensch gestorben ist, so verliert er seinen körperlichen Aussatz; wenn aber der Mensch, der eine Todsünde begangen hat, stirbt, so weiß er nicht bestimmt, ob er vor seinem Tode noch solche Reue gehabt hat, daß ihm Gott verzeihen wird. Darum muß er gar sehr besorgen, daß dieser Sündenaussatz ihm lange anklebe, und zwar so lange, als Gott im Paradiese seyn wird. Darum bitte ich Euch, aus Liebe zu Gott und

zu mir, das Gesagte Euch tief in das Herz zu schreiben, und weit lieber zu wünschen, es möchten Aussatz, andere Krankheiten und Unfälle über Euch kommen, als daß Ihr in Euerer Seele eine einzige Todsünde beginget, die ein so schmählicher Aussatz ist."

Damals fragte er mich auch, ob ich (auf meinem Schlosse) den Armen am grünen Donnerstage die Füße wüsche? Ich sagte ihm: „Pfui, nie werde ich diesen häßlichen Menschen die Füße waschen!"

„Da habt Ihr wahrlich sehr schlecht geantwortet," versetzte er. „Denn Ihr sollt niemals das verabscheuen, worin uns Gott zu unserer Belehrung vorausgegangen ist. Er, welcher der Herr und Meister ist, wusch an jenem heiligen Tage allen Seinen Aposteln die Füße, und sagte ihnen, daß, wie Er, der ihr Meister sey, solches an ihnen gethan habe, auch sie einander thun sollten. Darum bitte ich auch Euch, daß Ihr Euch aus Liebe zu Gott und zu mir daran gewöhnen wollt."

Ueberhaupt zeigte der große König seit seiner frühesten Jugend das herzlichste Mitleid mit den Armen und Unglücklichen. Das Mitgefühl verließ ihn auch später nicht, sondern wurzelte in ihm so tief, daß er, zur Regierung gelangt, jeden Tag 120 Arme in seiner Wohnung speisete, wo immer er sich aufhalten mochte. Zur Fastenzeit wuchs die Zahl der Dürftigen, und ich war oft Zeuge, wie er sie selbst bediente. Ja, von seinen eigenen Speisen ließ er ihnen reichen. An den Tagen vor großen Festen bediente er sie, ehe er noch selber gegessen und getrunken. Waren sie gespeiset, so bekamen sie noch alle eine bestimmte Geldsumme. Mit einem Worte: der heilige König Ludwig war im Almosengeben so freigebig, daß man das Geld, welches er auf diese Weise ausgab, kaum zu zählen vermochte. Deßhalb murrten Einige seiner Familiengenossen, und machten ihm

Vorwürfe, daß er damit so viel Geld verschleudere. Doch der gute König antwortete: lieber wolle er zu Almosen, als zu eitler Prunksucht sein Geld verwenden.

Darum aber verschmähte er nicht, in seinem Palaste großen und reichlichen Aufwand zu machen, wie dieß auch einem solchen Fürsten geziemte. Denn er war sehr freigebig. Wurden nämlich das Parlament und die Stände zusammenberufen, wenn er seine neuen Gesetze und Verordnungen erließ, so mußten ihn die Herren, die Ritter und Andere in größerer Anzahl und in stolzerer Pracht am Hofe bedienen, als es jemals bei seinen Vorfahren Sitte und Brauch gewesen. Gar sehr liebte er auch die Leute, die sich dem Dienste Gottes widmeten. Deßhalb hat er später allenthalben in seinem Königreiche viele schöne Ordens- und Gotteshäuser gestiftet.

So strenge Ludwig gegen sich war, so milde und gütig war er gegen die Andern. Nie hat ein unheiliger Zorn dieß sanfte, liebevolle Herz betrübt; es war ihm nicht blos eine Freude, sondern ein Bedürfniß sogar, zu verzeihen. Darüber ließen sich viele Beispiele anführen. Eine Wittwe, die einen Prozeß vor dem königlichen Gerichtshof verloren, schalt den König und äußerte unter Anderm, er sey nicht werth die Krone Frankreichs zu tragen. Gelassen erwiederte der Heilige: „Du hast ganz Recht; ich bin unwürdig, König zu seyn. Würde man mich nach Verdienst behandeln, so triebe man mich nicht blos aus Frankreich, sondern aus der ganzen Welt.“ Dann reichte er der Frau ein bedeutendes Almosen; dieß war seine Vergeltung — wahrhaft eine königliche Rache!

Er war höchst sanftmüthig und brachte jedes Opfer, um mit seinen Nachbarn im Frieden zu leben, wenn er es anders mit Ehren bringen konnte.

So war der Friede, welchen König Ludwig mit dem

Könige von England schloß, gegen den Willen seines ganzen Rathes, der ihm sagte: „Sire, es däucht uns, daß Ihr Euerm Königreiche großen Schaden zufügt, weil Ihr dem Könige von England so viel Land einräumt; auch scheint es uns, daß er kein Anrecht darauf habe, weil es sein Vater durch Urtheilsspruch verlor.“ Darauf entgegnete der gute König, er wisse wohl, daß der König von England keinen Anspruch darauf habe, aber aus guter Ursache müsse er es ihm wohl geben. „Wir haben ja,“ sprach er, „zwei Schwestern zu Frauen. Darum geziemt es sich, daß Friede und Einigkeit unter uns und unsern Kindern herrsche. Auch freut es mich sehr,“ fuhr er fort, „Friede mit dem Könige von England geschlossen zu haben, weil er jetzt mein Lehensmann ist, was er vorher nicht war.“

Die Biederkeit des guten Königs ward Allen offenkundig in der Angelegenheit Reinhold's von Trie, der ihm einen Brief überbrachte, durch den er, wie er sagte, den Erben der Gräfin von Boulogne, die unlängst gestorben war, die Grafschaft Dammartin gegeben habe. An diesem Briefe war das ehemalige Siegel des Königs ganz zerbrochen, von dem Bildnisse desselben war nur mehr die Hälfte der Beine und das Gestell, worauf seine Füße ruhten, zu sehen. Der König zeigte den Brief uns, welche wir zu seinem Rathe gehörten, um uns darüber zu befragen. Wir waren alle der Meinung, der König sei nicht gehalten, den Bestallungsbrief in Vollzug zu setzen, und die besagten Erben sollten die genannte Grafschaft nicht besitzen. Darauf rief er Johann Sarazin, seinen Kämmerer, zu sich und sagte ihm, er möge ihm einen Brief, den er ihn habe schreiben lassen, übergeben. Als er nun den Brief erhalten, verglich er das daran befindliche Siegel mit dem, was von dem Siegel der Urkunde des besagten Reinhold's übrig geblieben war, und sagte zu uns: „Ihr Herren, seht hier

das Siegel, dessen ich mich vor meiner Fahrt über das Meer bediente; das zerbrochene gleicht vollständig dem Abdrucke dieses Siegels. Darum möchte ich es nicht wagen, gegen Gottes Willen und wider Recht und Billigkeit die Grafschaft Dammartin zu behalten.“ Darauf rief er den erwähnten Reinhold von Trie zu sich, und sprach zu ihm: „Herr Ritter, ich übergebe Euch die Grafschaft, worum Ihr bittet.“

Nun, fährt der wackere Herr von Joinville fort, sollt ihr eine Lehre vernehmen, die ich dem guten Könige verdanke. Während wir von unserer Fahrt zurückkehrten, und von der Insel Cypern in Folge eines Südwestwindes noch entfernt waren, stieß unser Schiff so heftig auf einen Felsen, daß unsere Seeleute darüber die Besinnung verloren, und verzweiflungsvoll ihre Kleider von sich warfen und den Bart sich ausrauften. Da sprang der König barfuß, und blos in sein Obergewand gehüllt, von seinem Lager auf, und warf sich vor dem kostbaren Leib unsers Herrn nieder, wie Jemand, der den Tod erwartet. Und bald darauf schwieg der Wind. Am andern Tag rief mich der König zu sich, und sprach zu mir: „Wisset, daß Gott uns einen Theil seiner Allmacht gezeigt. Denn einer dieser kleinen Winde, welche man in Vergleich zu den vier Hauptwinden, welche das Meer beherrschen, kaum richtig zu nennen weiß, hat den König Frankreichs und seine Familie der Gefahr des Ertrinkens ausgesetzt.“

Als Jemand sagte, daß dieß Drohungen des Herrn seyen, als habe Er sagen wollen: „Seht und erkennt, daß ihr Alle ertrunken wäret, wenn Ich gewollt hätte!“ erwiederte betend der König: „Herr Gott, warum bedrohst Du uns? Denn Dein Drohen bringt Dir weder Nutzen noch Vortheil; und wenn Du uns hättest zu Grunde gehen lassen, so wärest Du darum nicht ärmer, so wie Du nicht reicher

bist, weil Du uns nicht vernichtet hast. Also gereicht Dein Drohen uns, nicht Dir zum Nutzen, wenn wir es nur verstehen und erkennen wollten. Durch diese Drohung," fuhr der heilige König fort, „sollen wir lernen, daß, wenn an uns auch nur das Geringste dem Herrn mißfällt, wir es schnell entfernen müssen, so wie, daß wir eilends und eifrig das thun und erfüllen sollen, wovon wir wissen, daß es Gott angenehm ist. Und wenn wir also thun, so wird der Herr in dieser und der andern Welt uns mehr Glück und Segen schenken, als wir zu sagen vermögen. Handeln wir aber anders, so wird er mit uns verfahren, wie der Herr mit seinen schlechten Dienern. Denn wenn der schlechte Knecht in Folge der Drohung seines Herrn sich nicht bessern will, so straft ihn der Herr an Leib und Gut, sogar am Leben. So wird der Herr gegen den Sünder verfahren, der Seine Drohung nicht zur Besserung anwendet."

10.

Abendgebet eines Kindes.

Du hast mich, Herr, am Tag bewacht,
O schütze mich auch in der Nacht!
Was Du mir gabst, ist ohne Zahl,
Das dank' ich Dir viel tausendmal.

Manch' Kindlein seufzte heut' nach Brod,
Ich aber kannte keine Noth;
Es weinte heut' wohl manches Kind,
Weil krank die lieben Eltern sind.

Die Meinen hieltest Du gesund,
Das dank' ich Dir aus Herzensgrund:
Erhalt' die Guten lange mir,
Sie segne, Vater, für und für!

Wenn ich Dir heut' mißfallen hab',
So bitt' ich es mit Thränen ab,
Von Herzen will ich es bereu'n,
Und nie mehr ungehorsam seyn.

O drück' mich an Dein Vaterherz,
Dann flieht der Schreck und jeder Schmerz;
Doch ziehst Du Deine Hand zurück,
Entflieht die Ruh' und alles Glück.

Bist Du mir gut, so bin ich reich,
Und nichts kommt meinem Glücke gleich;
O bleibe gnädig mir gesinnt,
Sey Du mein Vater, ich Dein Kind!

Mein Engel, herzlich bitt' ich dich,
Bei meinem Bettchen setze dich;
Und wenn ich schlafe, halte Wacht,
Und nimm dein Pflegekind in Acht!

Und flüst're morgen nach der Ruh'
Mir heilige Gedanken zu;
Der letzte und der erste sey
An Gott, so gütig und getreu!

Dann reich' mir gütig deine Hand,
O Engel, den mir Gott gesandt,
Und zeig' den Weg zum Himmel mir,
Ich folge ohne Murren dir!

Ich folge froh, ich folge gleich,
Du führst mich ja zum Himmelreich,
Du führ'st mich ja zu Gott, dem Herrn,
Dir, lieber Engel, folg' ich gern!

11.

Die edle Fürstin.

Boleslaus, der Tapfere (**Chrobry**, 992—1002 regierend), König von Polen, war ein edler Fürst, der sich auf jede Weise das Wohl seiner Unterthanen angelegen

seyn ließ. So wie er, war auch seine Gemahlin milden, gottesfürchtigen Gemüthes. Mehrere Adelige, die zum Tode verurtheilt waren, rettete sie aus den Händen des Nachrichters und erhielt ihnen das Leben. Boleslaus, der nur nothgedrungen über jene das Todesurtheil ausgesprochen hatte, äußerte einmal in einem Gespräche mit ihr ein großes Bedauern über das traurige Geschick, das sie getroffen. Die Königin, voll Sanftmuth und an seinem Schmerze Antheil nehmend, faßte ihn schmeichelnd bei der Hand und fragte: „Wäre es dir lieb, Boleslaus, wenn irgend ein Heiliger sie zum Leben erweckte?"

„Es gibt nichts so Kostbares," erwiederte der König, „das ich nicht Demjenigen verabreichen wollte, der sie Alle in das Leben zurückbrächte, und deren Angehörige von dieser entehrenden Schmach befreite."

Kaum hatte die edle Fürstin dieß vernommen, als sie sich ihrem Gemahle zu Füßen warf, ihm eingestand, was sie zur Rettung der Verurtheilten ersonnen, und ihn um Verzeihung bat. Der König, tief gerührt durch das hohe Gemüth seiner Gemahlin, schloß sie in seine Arme und hob sie auf. Sogleich wurden die Geretteten berufen. Man führte sie zuerst zur Königin, die sie mit mütterlichem Ernste ermahnte, dann zu dem Könige, der nach einer väterlichen Zurechtweisung sie mit neuen Gewändern als Zeichen der wiedererlangten Huld entließ.

12.
Wunderbare Rettung.

In Velke, Regierungsbezirk Arnsberg (Rheinpreußen), trug sich der merkwürdige Fall zu, daß ein Mann, der beim Hinaufziehen einer über 200 Zentner schweren Glocke auf den dortigen Kirchthurm behülflich war, von derselben völlig

begraben wurde, indem das Zugseil zerriß, als solche ungefähr fünfzehn Fuß hoch über ihm schwebte. Keine erhebliche Verletzung beschädigte ihn, so daß, nachdem man mit großer Anstrengung die Glocke umgeworfen, er ohne alle Hülfe nach Haus gehen konnte.

13.

Ein braver Mann.

Moritz Schecker, Schiffmeister zu Hanau, erhielt im Jahre 1847 von der Gesellschaft der christlichen Moral zu Paris die goldene Preismedaille. Dieser Ehrenmann hat bei verschiedenen Gelegenheiten mit eigener Lebensgefahr siebenundzwanzig Personen aus dem Wasser gerettet und jede Belohnung dafür zurückgewiesen. Er hielt sich durch das Bewußtseyn, der Retter so vieler Menschen zu seyn, hinreichend belohnt, als er zu seinem Erstaunen von dem Herrn La Rochefoucault-Liancourt, dem Sekretär der genannten Gesellschaft, aufgefordert wurde, die ihm von den Behörden ertheilten Bestätigungen seiner edlen Handlungen zu übersenden. Als Antwort darauf ist ihm eine goldene Medaille mit seinem Namen und einer passenden Inschrift zugesendet worden. Schon im Jahre 1813 hatte Schecker fünf Franzosen aus den Fluten errettet.

14.

Die Unerschrockenheit einer Mutter.

Die Kapitäne von Handelsschiffen im nördlichen Deutschland und in Holland besitzen oft kein anderes Vermögen, als ein kleines Schiff, welches sie beständig mit ihren Familien bewohnen, sie mögen nun im Hafen vor Anker

liegen oder in die See gehen. Ein preußischer Schiffskapitän, Namens Hesser, führte vor Kurzem sein Schiff „Minerva" von Königsberg nach Riga. Er hatte seine junge Frau sammt drei kleinen Kindern am Bord. Die Schiffsmannschaft bestand aus einem Bootsmann und vier Matrosen. In einer stürmischen Nacht stieß die „Minerva," während sich Hesser mit seinen Matrosen am Verdecke befand, mit der englischen Handelsbrigg „the Star (der Stern)" zusammen. Der Stoß war so heftig, daß der Kapitän Hesser und einer seiner Matrosen gegen das Vordertheil des „Star" geschleudert wurden. Die beiden kraftvollen Männer hielten sich fest und kletterten auf das Verdeck des englischen Schiffes; die drei andern Matrosen der „Minerva" fielen in das Meer und verschwanden sogleich, so daß nur die Frau des Kapitäns mit ihren Kindern und der Bootsmann zurückblieb. Der letztere war jedoch, um das Unglück voll zu machen, so schwer verletzt worden, daß er nicht arbeiten konnte. In dieser verzweifelten Lage übernahm die entschlossene Frau selber die Lenkung des Schiffes. Sie war bald Kapitän, bald Steuermann, bald Matrose, und half sich mit ihren geringen nautischen Kenntnissen, welche sie sich fast unbewußt auf ihren frühern Seereisen erworben hatte, so gut als möglich zurecht. So stritt und rang sie unverzagten Muthes, bis es ihr nach achtzehntägiger unerhörter Anstrengung gelang, in den Hafen von Riga einzulaufen. Die Entschlossenheit der jungen Frau ward bald bekannt, und überall bewundert; die eben in Riga befindlichen Kapitäne ließen ihr zu Ehren eine Medaille prägen, und überreichten ihr ein Geschenk von tausend Silberrubeln. Der Kapitän Hesser ward sammt seinem Matrosen am Borde des „Star" nach Rostock abgeführt, und hatte bald das Glück, seine Gattin und seine Kinder wieder zu sehen.

15.

Seltsames Schicksal.

Noch vor wenigen Jahren gab es in Frankreich einen alten Offizier, Namens Monet, der in Spanien erschossen, ersäuft und erhenkt ward, und dennoch allezeit mit dem Leben davonkam. Monet diente nämlich als Hauptmann einer Kompagnie in den Feldzügen der Franzosen gegen Spanien (1808—1814). Er fiel mit einer Abtheilung seiner Leute spanischen Jägern in die Hände; diese plünderten die Franzosen zuerst aus, stellten sie dann in Reih' und Glied und schossen sie nieder. Monet war so glücklich, von keiner Kugel getroffen zu werden, legte sich aber wie todt unter seine Kameraden nieder, wartend, bis die Feinde abgezogen waren, worauf er entfloh. Nicht lange darnach fiel er abermals den Spaniern in die Hände; dießmal zogen sie ihn aus, und knüpften ihn an einen Baum. Wenige Sekunden später sprengten jedoch französische Reiter heran und schnitten Monet los. Zum dritten Male ward er von jener Schaar spanischer Jäger gefangen, die seine Kameraden erschossen hatten; die Feinde erkannten ihn, zogen ihn aus, banden ihm Hände und Füße, und warfen ihn in einen tiefen und reißenden Fluß. Als der Unglückliche auf der Oberfläche wieder emporkam, war er fast betäubt, er sah aber, daß die Spanier ihn beobachteten; deßhalb behielt er die Unbeweglichkeit eines Leichnams bei, und schwamm so den Fluß hinab. Nach einiger Zeit versuchte er die Stricke zu lösen, womit er gebunden war, und da er große Körperkraft besaß, kam er auch nach ungeheuerer Anstrengung damit zu Stande, und schwamm nun glücklich an das Ufer, wo er nach wenigen Stunden auf seine Landsleute traf.

16.

Edelmuth.

Der etwa vor zehn Jahren verstorbene Erbgraf von Stolberg-Wernigerode verwaltete das Forst- und Jagd-Departement. Ihm ward von einem Beamten der Vorschlag gemacht, bei Leuten, die im Walde sich mit Karrendiensten beschäftigten, eine Ersparung eintreten zu lassen, da sie besonders gut bezahlt würden. Der Erbgraf wollte die Sache selber untersuchen, und begab sich mit dem Beamten an Ort und Stelle. Im Walde kamen ihnen zwei Kärrner entgegen; der Graf hieß sie ausspannen, und spannte sich vor den einen Karren, vor den andern mußte es der Beamte thun. Der Graf, ein ziemlich starker Mann, brachte den Karren etwas fort. Der Beamte stockte. Jetzt fragte der Graf die Arbeiter, warum sie denn so übermäßig aufluden? Die Kärrner erklärten, anders würden sie nicht genug für ihren Lebensunterhalt verdienen. Diese Antwort machte auf den Grafen einen solchen Eindruck, daß er statt den vorgeschlagenen Abzug einzuführen, ihnen vielmehr eine Zulage bewilligte, jedoch einschärfte, in Zukunft nicht gar so schwer aufzulegen.

17.

Der blinde Bildhauer.

In einem kleinen Häuschen zu Innsbruck wohnt (1847) ein alter Mann, Namens Kleinhanns, der, des kostbarsten Sinnes beraubt, durch seine Geduld und Ausdauer ein wahres Wunder geworden ist.

Als fünfjähriger Knabe verlor er durch die Blattern das Licht der Augen. Vor seiner Erblindung hatte der Arme oft mit jenen hölzernen Figuren gespielt, welche die

Tiroler so kunstreich zu machen verstehen, und sich geübt, dieselben nachzuahmen. Als nun die Blindheit wirklich über ihn kam, dachte er unablässig an die Heiligenbilder, welche ihm vorher so große Freude gemacht hatten; stundenlang betastete er sie, maß ihre Verhältnisse mit den Fingern, und suchte auf diese Weise vor seinen geistigen Augen sie in einem vollständigen Bilde darzustellen. Durch den Tastsinn gelang es ihm, die richtigen Verhältnisse einer Figur zu unterscheiden, und die einzelnen Körpertheile gewissermaßen anatomisch zu studiren. So kam dem blinden Johannes der Gedanke, ob er nicht durch das feine Gefühl in den Fingerspitzen die fehlende Sehkraft ersetzen könne. Seine Eltern starben; der arme Knabe stand ganz allein, ohne das mindeste Vermögen, ohne Stütze. Gegen das Betteln sträubte sich sein Ehrgefühl; lieber wollte er sich durch eigene Anstrengung seinen Unterhalt erwerben. Er fing an zu meißeln. Seine ersten Versuche waren sehr mühsam und unvollkommen. Wie manches Bild, an welchem der Arme Tage lang gearbeitet hatte, mißlang, oder ward durch einen einzigen verfehlten Schnitt verdorben! Mancher Andere wäre durch so üblen Anfang und so große Schwierigkeiten zurückgeschreckt worden, und hätte entmuthigt die schwere Arbeit aufgegeben! Aber Johannes besaß bei sehr großen Talenten einen noch größern Eifer und eine seltene Beharrlichkeit. Nach rastlosen Anstrengungen und wiederholten, fast unendlichen Versuchen erlangte er eine solche Sicherheit und Gewandtheit in der Führung des Meißels, und er fühlte jeden Umriß eines Gliedes, jede Falte eines Kleides so rein und deutlich, als sähe er das Bild unter seinen Händen Leben und Gestalt gewinnen. Fast unglaublich ist es, daß er sich mittelst des Tastsinnes die Züge eines Gesichtes einprägte, und in überraschender Aehnlichkeit wiedergab. Im Museum zu Innsbruck befindet sich eine Büste, welche Kleinhanns

dem Originale eines Wiener Künstlers in höchst gelungener Weise nachgebildet hat. Andere Büsten hat er „nach dem Leben" gearbeitet, indem er den abzubildenden Personen mit der Hand über das Gesicht strich, und auf diese Art ihre Züge so lebendig sich veranschaulichte, daß er sie in vollkommener Aehnlichkeit darzustellen vermochte.

Kleinhanns ist jetzt (1847) 70 Jahre alt; er ist noch völlig rüstig und kraftvoll. Sein Gesicht ist ausdrucksvoll und sanft, und er arbeitet noch täglich wie in seinen frühern Jahren. Er hat mehrere Hunderte von größern und kleineren Christus- und Heiligenbildern gearbeitet, ungerechnet die andern Kunstwerke. Trotz seiner beschränkten Lage ist unser Künstler dennoch jederzeit vergnügt und heiter. Weder Habsucht noch Ehrgeiz stört ihn in seinem stillen, anspruchlosen Leben. Seine Gedanken sind voll von den Bildern, die unter seiner kunstreichen Hand hervorgehen. Auch die Musik trägt zur Erheiterung dieses alten merkwürdigen Mannes bei; er hat selbst ein Lied gedichtet und in Musik gesetzt, und singt es denen, die ihn besuchen und es zu hören wünschen, mit großer Bereitwilligkeit vor; dasselbe drückt die Ergebung des alten, blinden Mannes auf rührend einfache Weise aus.

Seht, wie Kleinhanns durch unermüdlichen Eifer, durch eiserne Festigkeit alle Hindernisse, selbst jenes der Blindheit, das unbesiegbar schien, überwindet, und, seine Talente entfaltend, es zum tüchtigen Künstler bringt! Wie beschämt er Diejenigen, die, mit allen fünf Sinnen durch Gottes Huld ausgestattet, ihre Talente vernachlässigen, sich dem Müßiggang ergeben, und so einstmals sich zur Schande, ihren Mitmenschen aber zum Schaden und zur Last werden!

18.

Der harte Advokat.

An einem kalten Novemberabende des Jahres 1825 pochte ein in einen weiten Mantel gehüllter Mann ungeduldig an die Thüre eines der ersten Advokaten in Paris. Der Bediente öffnete und führte den Fremden zu dem Herrn des Hauses, der sich in seinem Wohnzimmer mit Lektüre beschäftigte.

„Was steht zu Befehl?" fragte der Rechtsgelehrte, dem es nicht angenehm zu seyn schien, daß er in so später Stunde noch gestört werde.

„Rathen Sie mir, helfen Sie mir," antwortete der Fremde in sichtbar gereiztem Zustande, indem er einen Pack von Papieren auf den Tisch legte. Der Advokat bat ihn Platz zu nehmen, und sein Anliegen hören zu lassen.

„Sehen Sie," fuhr der Fremde fort, „ich bin ein vermögender Mann, aber der Prozeß, der mir jetzt über den Hals kommt, kann mich total ruiniren. In meinen Jahren bringt man Verluste nicht leicht wieder ein, und es ist nichts Fataleres, als ein langwieriger Rechtshandel. Die Geschichte läßt mir keine ruhige Minute; deßhalb komme ich noch so spät zu Ihnen. Versuchen Sie, was sich thun läßt; aber ich bitte Sie, machen Sie die Sache kurz! Hier haben Sie die Papiere. In Bezug auf die Thatsachen habe ich meine Meinung, des schnellern Verständnisses wegen, zu Papier gebracht. Lesen Sie!"

Der Advokat ließ sich die Angelegenheit kurz berichten, durchflog die Papiere mit geübtem Blicke und sagte: „Sie wollen meine Meinung kurz und bündig hören? So muß ich gestehen, daß die gegen Sie anhängig gemachte Klage, vom Standpunkte der Gerechtigkeit und Moralität aus betrachtet, durchaus gegründet ist. Aber trotz der nicht genug

zu rühmenden Vortrefflichkeit unserer Gesetzbücher gibt es, wie in allen menschlichen Einrichtungen, Ausnahmen, bei denen Recht und Gerechtigkeit, statt sich zu decken, mit einander in Streit kommen. So verhält es sich mit Ihrer Sache: die Gerechtigkeit ist gegen Sie, doch das Recht ist für Sie. Steifen Sie sich also strenge auf das Recht; werden nun die Rechtsgründe klar und klug geltend gemacht, so gewinnen Sie den Prozeß, und kein Mensch kann Ihnen das Vermögen, das Sie zu verlieren fürchten, streitig machen."

„Vortrefflich," rief der Klient aufspringend. „Niemand könnte das besser als Sie in das Werk setzen. Eine von Ihnen aufgesetzte und unterzeichnete Schrift würde mich unverwundbar machen. Das dachte ich mir und deßhalb wandte ich mich an Sie. Haben Sie die Güte!"

Der geschickte Advokat ging nachdenkend auf und ab, nahm dann die Papiere zur Hand und sagte, daß er die Schrift aufsetzen wolle. „Kommen Sie morgen um diese Zeit wieder, dann wollen wir das Weitere besprechen."

Der Fremde ging mit leichtem Herzen fort und ließ den nächsten Abend nicht lange auf sich warten. Der Advokat stand, als er in das Zimmer trat, auf, gab ihm die Schrift und sprach: „Da haben Sie die Schrift; kein Richter, der sie liest, wird gegen Sie entscheiden. Ich stehe Ihnen gut für den günstigsten Ausgang."

Der Klient strahlte vor Freude.

„Doch Eines noch: — ich bekomme 3000 Francs."

Der Klient stutzte, sah den Advokaten betroffen an, und begann in peinlicher Verlegenheit: „Sie belieben wohl zu scherzen? 3000 Francs für eine Stunde Arbeit!"

„Es steht Ihnen frei, das Geld zu behalten," antwortete der Advokat, „mir aber, die Schrift in das Feuer zu werfen."

Und in der That, der Advokat schien wirklich Ernst

mit seiner Drohung machen zu wollen. Doch der Fremde hielt ihn zurück und erklärte, wenn es seyn müsse, die enorme Summe bezahlen zu wollen; nur habe er jetzt nicht mehr bei sich als 1500 Francs. Er zog die Brieftasche hervor, nahm Banknoten von 1500 Francs Werth heraus, und reichte sie dem Advokaten. Dieser nahm mit der einen Hand das Geld, mit der andern schob er die Schrift in das Fach, woraus er sie genommen hatte.

„Ich habe gesagt," fuhr der Klient auf, „daß ich das Geld bezahlen will; wenn Sie glauben, ich halte mein Wort nicht, so will ich Ihnen über den Rest eine Anweisung geben. Doch ich bitte um eine Quittung."

„Ich gebe keine Quittung und mag auch Ihre Anweisung nicht. Ihr Geld will ich. Bringen Sie mir die 1500 Francs, oder Sie bekommen von mir keine Zeile. Zehnmal lieber führe ich den Prozeß der Gegenpartei umsonst."

Der Klient mußte sich wohl oder übel in die Forderung fügen; die 3000 Francs wurden richtig bezahlt, und der Prozeß gewonnen.

Aber der Gebrandschatzte ärgerte sich über das Benehmen des Advokaten zu sehr; er offenbarte den Hergang mehreren Freunden, die Pariser Blätter machten daraus eine pikante Anekdote, und es erging dem Advokaten sehr übel. Vierzehn Tage lang ward von diesem Skandale gesprochen, und man bedauerte allgemein, daß ein Mann von so eminentem Geiste, einer so einträglichen Praxis und einem sonst so ehrenhaften Charakter sich dem gemeinsten Geize hingäbe. Die Freunde des Advokaten wollten diesen Flecken nicht auf ihm sitzen lassen, und schrieben eine Art von Erwiederung, da der Angeklagte selber gar nichts thun wollte; doch der Advokat zuckte die Achsel, und da in der Welt über kurz oder lang Alles etwas Altes wird, so war auch dieser Vorfall bald vergessen.

Zehn Jahre waren seit jenem Skandale vergangen, als eines Tages die Mitglieder des Kassationshofes die Treppe des Justizpalastes hinabstiegen, um sich im großen Ornate zu einer öffentlichen Feier zu begeben. Da drängte sich plötzlich eine Frau vor, warf sich dem Generalprokurator zu Füßen, und ergriff den Aermel seines langen Amtskleides, den sie wie außer sich küßte. Die Umstehenden hielten die Frau für wahnsinnig und sie sollte entfernt werden.

„O lassen Sie mich," rief sie, „lassen Sie mich! Ich erkenne ihn wieder — ja, er ist es, mein Retter. — Sie begreifen das nicht! Ach, einst war ich sehr, sehr unglücklich! Auf Zureden hatte ich einen entfernten Verwandten meines Mannes verklagt; er hatte eine Erbschaft an sich gerissen, die, wie man mir sagte, von Gottes und Rechts wegen mir und meinen Kindern gehörte. Mir fehlte es an Geld und schon hatte ich mehr als die Hälfte meiner Möbeln versetzt und verkauft, um das Geld für den Prozeß aufzubringen. Da kam eines Abends ein Herr zu mir und sagte: „Klagen Sie nicht! Vernunft und Recht sind auf Ihrer Seite, aber die Gesetze nicht. Behalten Sie, was Sie haben und nehmen Sie noch diese 3000 Francs dazu, die Ihnen von Gottes und Rechts wegen gehören, und seyen Sie damit zufrieden." Ich war stumm vor Ueberraschung, und als ich antworten wollte, war der Mann verschwunden. Aber das Geld lag auf dem Tische und das Gesicht des Mannes vergaß ich nicht. Dieß ist der Retter meiner Kinder; lassen Sie mich vor Gott und der Welt doch ihm meinen Dank abstatten!"

Die Räthe des Gerichtshofes waren stehen geblieben; der Generalprokurator schien gerührt zu seyn, und sichtbar mit seinen Gefühlen kämpfend, sagte er: „Führen Sie die gute Frau nach Hause, und sorgen Sie dafür, daß ihr kein Leid widerfahre; ich glaube, sie weiß nicht recht, was sie thut."

Aber die Frau wußte sehr wohl, was sie that; sie hatte ihren Gutthäter nur zu gut in dem Generalprokurator erkannt, der aber kein Anderer war, als jener Advokat, von dem wir so eben gesprochen.

19.

Der wackere Nesham.

Den 5. November 1853 starb auf seinem Landgute bei Exmouth William Nesham, Admiral in der englischen Flotte, 85 Jahre alt, von denen er 72 im Dienste seines Vaterlands zugebracht. Gar manches Abenteuer hatte er bestanden, öfters Schiffbruch gelitten, und mancher heißen Schlacht beigewohnt, bis er sich zum Admiral erschwungen. Doch die schönste seiner Thaten fällt in seine Jünglingszeit, wo er von den Vertretern der Gemeinden in Paris im Jahre 1790 eine Bürgerkrone und einen Ehrendegen erhielt. Die Veranlassung war diese:

Herr Nesham war als Schiffskadett auf einer Reise durch Frankreich begriffen, und kam eben in Vernon (1789) an, als daselbst ein Aufstand ausbrach, und der Pöbel sich anschickte, einen seiner besten Mitbürger, einen Herrn Planter, aufzuhängen. William, empört über die Grausamkeit des Pöbels, stürzt sich in den dichtesten Haufen, umklammert den zum Opfer auserkornen, halbtodten Mann, wirft dem Volk in bittern Ausdrücken seine Feigheit vor, und bietet sich als Stellvertreter des Verurtheilten an, „wenn nun einmal ein Unschuldiger hingerichtet werden muß."

Die Menge war betroffen durch das entschlossene Benehmen des jungen Britten, und Planter war gerettet. Ein Jahr später erkannte ihm die Nationalversammlung

einen Ehrendegen und eine Bürgerkrone für das Verdienst zu, einem wackern Franzosen das Leben gerettet zu haben.

20.
Von der Mildthätigkeit des heiligen Franz von Assisi. — Der heilige Dominikus.

Vom heiligen Franz von Assisi könnte man ganze Bände schreiben und doch damit nicht fertig werden; denn sein ganzes Leben war ein fortgesetztes Lieben Gottes und des Nächsten in Wort und Werk. Nur Einen Zug hievon.

Eines Tages kam ein armes Weib, dessen zwei Söhne in den Orden des heiligen Franz getreten waren, an die Pforte des Klosters von Assisi, und bat um eine Gabe. Franz befahl, ihr etwas zu reichen. Doch der Hausmeister antwortete: „Es ist Nichts vorhanden, als ein Neues Testament, das man im Chore liest.“ „So gib ihr dieß,“ sagte Franz, „damit sie es verkaufe; es geschieht wahrlich Gott ein größerer Dienst damit, wenn wir dem Mangel dieser Armen abhelfen, als wenn wir dieß Buch im Chor lesen.“ Um aber die Liebe des Heiligen recht würdigen zu können, muß man sich in seine Zeit, das dreizehnte Jahrhundert versetzen, wo die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden, wo die geschriebenen Bücher nur selten und theuer, und deßhalb ein Neues Testament für höchst werthvoll, ja für einen Schatz und ein Kleinod betrachtet wurde. Aber Franz in seiner überströmenden Liebe verkaufte lieber Alles, Bücher, Altarszierden, Kirchengewänder, als daß er Einen, der ihn um Hülfe angesprochen, unbegabt entlassen hätte.

Wer erinnert sich hiebei nicht an den heiligen Dominikus, den Herzensfreund des heiligen Franziskus? Auch sein Gemüth erfüllte eine heiße Liebe. Als Student

verkaufte er seine Bücher, um zur Zeit einer Hungersnoth die Schmachtenden zu speisen; kurze Zeit darauf wollte er sich selber als Sklaven verkaufen, um den Bruder einer weinenden Frau aus der Gefangenschaft der Mohren zu erlösen.

Einstmals hatte er mit seiner ganzen Kraft des Wissens und der Begeisterung eine Predigt gehalten, welche die Herzen der Guten wunderbar zum Himmlischen erhob, jene der Sünder aber tief erschütterte und zur Buße entzündete. Als er von der Kanzel herabgestiegen war, fragten ihn die umgebenden Priester, in welchem Buche er seine Predigt studirt hätte?

„Das Buch," erwiederte er, „dessen ich mich bedient habe — ist das Buch der Nächstenliebe."

21.

Der beglückende Regen.

Ein hoher Herr flüchtete sich im April des Jahres 1853 vor dem allzustarken Regen in eine Hütte der Vorstadt Au (zu München). Während seines kurzen Aufenthaltes daselbst erblickte er allenthalben Zeichen der tiefsten Armuth, ja des Elendes. Er forschte nach den Verhältnissen der Bewohner dieser Hütte, und die Inwohnerin derselben, eine schlichte Frau, trug ihm unter Thränen ihre kummervolle Lage vor, und daß sie nächster Tage gar sollte gepfändet werden. Der Herr rieth ihr, „sich nach dem Wittelsbacher Palast zu wenden, wo ihr König Ludwig gewiß aus der Noth helfen werde."

„Ach," meinte die Frau, „der Rath könne ihr nichts nützen; König Ludwig werde von den armen Leuten genug geplagt."

Indessen war ihr Mann in die Stube getreten, und

hatte augenblicklich in dem fremden Herrn — den König Ludwig von Bayern selbst erkannt. Er warf sich dem Könige zu Füßen und wollte danken. Der König aber wehrte dem ab, und äußerte: „Nicht mir danket, sondern Gott müsset ihr danken, der den Regen schickte, der mich in euer Haus führte! Kommt nur morgen, es soll euch geholfen werden."

22.
Die Ueberraschung.

Herr Daviau, Erzbischof von Bordeaux, hatte eine so große Liebe zu den Armen, daß er ihnen nicht nur Alles schenkte, was er besaß, sondern auch, um ihnen beizustehen, sich oft das Allernothwendigste versagte. Es war mit ihm so weit gekommen, daß er nur mehr zwei Hemden hatte. Wenn die Hospitalschwestern, die es übernommen, seine Wäsche zu besorgen, Geld von ihm verlangten, um ihm dafür Leinwand und Strümpfe anzuschaffen, so gab es immer noch einen Nothleidenden, den der fromme Prälat nicht warten lassen konnte. Die guten Schwestern ersannen daher eine List und stellten ihm eines Tages vor: „Ein kränklicher und bejahrter Herr sey durch vieles Almosengeben so sehr verarmt, daß er auf anständige Weise vor den Leuten nimmer erscheinen könne; deßhalb bäten sie den Herrn Erzbischof, ihnen ein Almosen zu geben, um diesem verarmten Christen sechs Hemden und sechs Paar Strümpfe kaufen zu können." Der fromme Prälat überreichte ihnen augenblicklich die begehrte Summe, und bald darauf brachten ihm die Schwestern die Hemden und Strümpfe. Als er nun in sie drang, dieselben schnellstens dem verarmten Herrn zukommen zu lassen, von welchem sie gesprochen, antworteten sie: „Euer bischöfliche Gnaden sind dieser arme Herr selber!"

23.

Der gute Hirt stirbt für seine Herde!

I.

Peter Franziskus.

Die Blätter von Bombay (Stadt in Brittisch-Indien) melden einen rührenden Zug aus der am 18. Dezember 1845 zwischen dem Brittischen und Sikhs-Heere bei Mudki vorgefallenen, blutigen Schlacht. Eben hatte der Kampf begonnen, als der katholische Missionär Peter Franziskus, aus St. Etienne in Frankreich, in die Reihen der katholischen Irländer trat und sie ermahnte, Vertrauen zu Gott zu fassen, und ihrer Königin getreu zu bleiben. Es schleuderten die Sikhs einen Regen von Kartätschen auf die Engländer; Peter verließ die Seinigen nicht. Unter den Soldaten des fünfzigsten irischen Regiments nahm er seinen Platz, um den Verwundeten beizustehen. Mehrmals drangen Katholiken und Protestanten in den würdigen Priester, sein Leben doch nicht so großer Gefahr preiszugeben — aber umsonst; er fuhr fort, den Verwundeten beizustehen und die Sterbenden zu trösten. Zwei Tage nach der Schlacht, in welcher die Engländer siegten, fand man die Leiche des treuen Priesters unter einem Haufen Soldaten fürchterlich verstümmelt, Kopf und Nacken waren bis zur Unkenntlichkeit durch die Säbelhiebe der Sikhs zerhauen. Was die Verdienste des frommen Mannes noch erhöht, ist der Umstand, daß, nachdem ihm einige Tage zuvor die brittische Regierung die Mittel zur unentgeltlichen Reise von Ludianah nach Mudki verweigert hatte, er aus eigenen Mitteln zwei Kameele erkaufte und auf denselben mit seinen priesterlichen Kleidern und Gefäßen die Reise nach dem Hauptquartiere antrat. Gleiche Hindernisse erfuhr Peter einst in der Erfüllung seiner heiligen Pflicht bei dem Heere von Kabul,

und in der Schlacht von Maharadsspore. Der Ruf, welchen er sich durch seine Hingabe und Berufstreue in den Choleraspitälern von Karnaul, Agra und Mirut schon erworben hatte, war so groß, daß man bei der Kunde seines Todes Leute jeden Standes und Bekenntnisses bei dem brittisch-ostindischen Heere Thränen vergießen sah.

II.

Der Tod des Erzbischofs von Paris.

Im Juni 1848 erhob sich zu Paris die Partei der Socialisten gegen die (damals republikanische) Regierung Frankreichs, an deren Spitze General Cavaignac stand, und ein furchtbarer Kampf entbrannte; vier Tage dauerte er, und die Zahl der Gefallenen wird auf 12,000 Menschen berechnet.

Erschüttert durch das schreckliche Blutvergießen, begab sich in seinem erzbischöflichen Ornate der ehrwürdige Erzbischof von Paris, Monsignore Affre, begleitet von zwei Generalvicaren, am 25. Juni durch die Straße von St. Anton auf den Bastilleplatz, wo der Kampf noch heftig wüthete, und gedachte durch seine Erscheinung und Rede den Frieden zwischen den Erbitterten zu vermitteln. Auf dem Wege dahin ward er überall eben so freudig aufgenommen, als vorher im Palaste der Regentschaft, wo er sich bei dem General Cavaignac zur Verhütung größern Unglücks als Vermittler zwischen den Aufständischen und der Regierung angeboten hatte, geschehen war. Man pries seinen Entschluß, den Frieden zu erringen, man umgab ihn mit freudigem Zurufe, man stürzte vor ihm auf die Knie; Bürger, Soldaten, Männer und Frauen, Alle baten um den Segen des Gesandten Gottes. Einige Vorsichtigere stellten ihm zwar die Gefahr vor, in die er sich stürzen wolle, allein der würdige Prälat sagte: „Es ist meine

Pflicht, mein Leben dem Werke der Aussöhnung zu opfern!" und man hörte ihn öfters wiederholen: „Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe!"

Auf dem Kampfplatze angekommen, auf welchem eine unbeschreibliche Verwirrung herrschte, verschaffte er sich eine Unterredung mit dem Obersten, der an der Stelle des getödteten Generals Breat hier befehligte, und fragte diesen, ob es nicht möglich sey, das Feuer einzustellen? Er hoffe, man werde dieß dann auch von Seite der Aufständischen thun, und es würde ihm dann gelingen, Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Oberste, welcher die Absicht des Erzbischofs höchlichst billigte, erfüllte gern dessen Verlangen. Was der Erzbischof gehofft hatte, geschah: das Feuer hörte fast zu gleicher Zeit auf beiden Seiten auf. Die Aufständischen zeigten sich diesseit der Barricade, der ersten und größten der Vorstadt; mehrere hoben ihre Flintenkolben in die Höhe, und es war zu hoffen, der Friede könne geschlossen werden. Der Erzbischof schritt mit seiner Begleitung der Barricade zu; ein einziger Mann in einer Blouse ging, einen Baumzweig als Friedenszeichen tragend, vor ihm her. Die Aufständischen stiegen von ihrer Barricade herab, die Einen friedfertige Gesinnungen, die Andern Trotz und Drohungen in den Mienen. Die Kämpfer auf Seite der Ordnung wollten es in ihrem leicht verzeihlichen Eifer nicht zugeben, daß sich der Erzbischof der Wuth von Männern preisgebe, welche am nämlichen Tage schon Friedensunterhändler getödtet hatten, und sie umringten ihn trotz seiner Bitte, sich entfernter zu halten.

Die beiden Parteien standen nun in nächster Nähe einander gegenüber und wechselten Vorwürfe und Drohworte, ja es wäre unfehlbar zu persönlichen Angriffen gekommen, wenn nicht die Geistlichen abgewehrt hätten. Während dieses Streites, welcher das heilige Werk des Erzbischofs

verzögerte, fiel unglücklicherweise ein Schuß, man weiß nicht von welcher Seite, und ob aus Zufall oder absichtlich. Sogleich ertönt von allen Seiten das Geschrei: „Verrath! Verrath!" Die Kämpfenden zogen sich zurück, und das Schießen begann auf's Neue und heftiger als je. Der Erzbischof befindet sich zwischen zwei Feuern, aber weit entfernt, sich der Gefahr zu entziehen, legt er die wenigen Schritte zurück, die ihn noch von der Barricade trennen, und besteigt dieselbe von seinen Generalvicaren begleitet. Schon erscheint er auf der Spitze derselben im Angesichte der beiden Parteien. Die Kugeln umzischen ihn und scheinen ihn zu verschonen, während einem der Generalvicare der Hut von drei Kugeln durchbohrt wird. Beide Parteien haben den Vermittler im Auge; welche Stimme könnte kräftiger sprechen, als diese heldenmüthige Erscheinung des Friedensboten, der sein Blut und sein Leben für die ihm anvertraute Herde dahingibt? Welcher Ruhm für ihn und zugleich für den Glauben, der zu solchen Opfern begeistert!

Doch das Opfer muß vollendet werden. Der Prälat steigt von der Barricade, seinem Calvarienberge, herab, wo der Tod ihn verschont hatte; doch kaum ist er einige Schritte gegangen, als er, von einer Kugel in die Lenden getroffen, niederstürzt, die von seitwärts, aus einem Fenster zu kommen schien. Ein treuer Diener, der dem Erzbischofe ohne dessen Wissen gefolgt ist, will ihn in seinen Armen auffangen, wird aber in demselben Augenblicke ebenfalls verwundet. Man muß der Sorgfalt, welche die Aufständischen nun dem verwundeten Prälaten widmen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Kaum sehen sie ihn fallen, so stürzen sie von allen Seiten auf ihn zu, tragen ihn sogleich in ein nahes Haus, und stellen zu seinem Schutze Wachen aus. Sie ordneten zugleich die sorgfältigsten Nachforschungen an, und es ergab sich mit Gewißheit, daß Keiner von denen, zu welchen der

Erzbischof gesprochen, auf ihn geschossen hatte; der Schuß war wirklich von hinten und von oben herab gefallen, so, daß an eine absichtliche Tödtung nicht gedacht werden konnte.

Indessen verbreitete sich die Nachricht von der schweren Verwundung des Prälaten in der ganzen Vorstadt, und brachte hier den schmerzlichsten Eindruck hervor. Eine Stunde nachher endigte der Kampf, um nicht wieder zu beginnen. Die Ruhe und christliche Heiterkeit, welche der Erzbischof im Kugelregen gezeigt hatte, verließ ihn auch nach seiner Verwundung nicht. Er fragte, was man von seinem Zustande halte, und als man ihm entgegnete, derselbe sey sehr bedenklich und sein Leben schwebe in Gefahr, sprach er: „Gott sey gepriesen, daß er das Opfer angenommen hat, zu welchem ich mich zum Heile dieses verirrten Volkes auf's Neue erboten. Möge mein Tod die Fehler sühnen, die ich vielleicht während meines Episcopates begangen habe!" Bald darauf beichtete er und empfing die heilige Oelung. Unter den heftigsten Schmerzen behielt er seine volle Geistesgegenwart, und eine bewunderungswürdige Geduld; große Freude bezeigte er darüber, daß er das, was er seine Pflicht nannte, zu erfüllen Gelegenheit gehabt hätte. Am 26. Juni Morgens ward der edle Prälat in den erzbischöflichen Palast gebracht. Die Bewohner der ganzen Vorstadt, durch welche er geführt wurde, befanden sich auf den Straßen, die mit Knienden gefüllt waren, und Tausende begleiteten ihn unter den aufrichtigsten Beweisen von Liebe und Verehrung bis zu seiner Residenz. Tags darauf hauchte der Erzbischof seine edle Seele aus.

Allgemein war um ihn die Trauer, und eben so groß die Bewunderung, die ihm nicht blos in Paris und Frankreich, sondern in ganz Europa gezollt wurde. Der General Cavaignac drückte in einem Schreiben an die General-

vicare seinen Schmerz über den Verlust des Erzbischofs aus, „dem der doppelte Ruhm zu Theil geworden sey, als guter Bürger und Martyrer der Religion gestorben zu seyn.“ Eben so hielt es die Kammer für ihre Pflicht, das Gefühl der religiösen Dankbarkeit und des tiefen Schmerzes auszusprechen, das alle Herzen bei der Hingebung und dem heilig heldenmüthigen Tode des Erzbischofs von Paris empfunden haben. Die Exequien und das Begräbniß des in dem Herrn Verschiedenen fanden am 7. Juli in der Liebfrauenkirche zu Paris unter allgemeiner Theilnahme statt. Die meisten Deputirten und elf Bischöfe, das diplomatische Corps und die Behörden wohnten dem Seelenamte bei. Kirche und Katafalk waren einfach verziert; sprachen ja der Tod des geliebten Oberhirten und die an dem Gerüste angebrachten Inschriften: „Der Friede sey mit Euch! Möge mein Blut das letztvergossene seyn! Herr, erbarme Dich Deines Volkes! Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe!“ an und für sich schon laut genug zu jedem fühlenden Herzen.

24.

Feindesliebe.

I.

Der heilige Leodegar.

Seinen Feinden zu verzeihen, ihnen das Böse mit Gutem vergelten, das ist das Zeichen eines wahren Christen. Auch die Heiden lieben ihre Freunde, auch sie erweisen denen Gutes, die ihnen Gutes gethan haben; allein von Herzen dem Feinde verzeihen, ihm, statt des erlittenen Bösen, Gutes liebevoll erzeigen, das vermögen blos die Christen.

Ein schönes Beispiel solcher Liebe gibt uns der heilige

Leodegar, Bischof von Autun, der im Jahre 678 auf Anstiften Ebroin's, des Alles vermögenden Ministers des Frankenkönigs Theodorich, enthauptet ward. Das ganze Leben dieses Heiligen ist eine fortlaufende Reihe von Prüfungen und Leiden. Auf Befehl Ebroin's des Augenlichtes beraubt, schmerzvoll verstümmelt und in die Verbannung gesendet, ertrug er Alles mit engelgleicher Geduld. Denen, die seine Standhaftigkeit und Ruhe im Leiden bewunderten, entgegnete er: „Ich habe gar wohl verdient, daß ich leide; denn ich bin ein Sünder; meine Pein ist weit geringer, als jene Herrlichkeit, die mir deßhalb im Himmel bereitet ist.“ Eben so herrlich, als seine Geduld, war die Liebe, womit er seinem Feinde und Beleidiger Alles verzieh und für ihn zu Gott flehte. In dieser Gesinnung schrieb er an seine Mutter Sigraga einen Trostbrief und bekennt: „Was ist doch Edleres, als nach dem Beispiele Jesu seine Feinde lieben? Was macht uns mehr zu Kindern Gottes, als eine Liebe, die vergibt und Vergebung erhält?“ „Wer mein Diener seyn will, folge mir nach,“ spricht der Herr, „und er wird seyn, wo ich bin.“ Warum sollen wir Ihm aber nachfolgen? Am Kreuze hängend beantwortet Er Selber diese Frage: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!“

II.

Der heilige Eleazar, Graf von Arriano.

Der heilige Eleazar war der Sohn des französischen Ritters Hermengaud von Sabran und der Lauduna von Albes, welche wegen ihrer Mildthätigkeit gegen die Armen nur die „gute Frau“ genannt ward. Ihre Gottesfurcht und Liebe war auf ihren Sohn Eleazar übergegangen, und dieser ward durch Eifer, Selbstverläugnung und Demuth in allem Guten so groß, daß die Kirche in

ihm einen Heiligen ehrt. Von Kindheit auf hatte Eleazar mit der Noth der Armen und Kranken Mitleid, theilte Alles mit ihnen, darbte selber, um ihnen geben zu können. Auch in spätern Jahren, inmitten seiner Mühen, Pflichten und Uebungen als Vasall des Königs von Neapel, als Christ und Hausvater, ließ er die Armen und Nothleidenden nicht aus den Augen. Auch jetzt noch theilte er Alles mit ihnen, und jeder Bedrängte fand bei ihm sichere Hülfe. Alltäglich lud Eleazar zwölf Arme zu Tische, bediente sie selber und wusch ihnen die Füße. Die Spitäler besuchte er gerne, tröstete daselbst die Kranken, und begabte sie auf das Liebreichste. Nicht scheute er die von Allen gemiedenen Aussätzigen, im Gegentheile, er besuchte sie lieber, als die andern Kranken, und bediente sie furchtlos mit eigener Hand. Als im Jahre 1310 eine große Noth eintrat, verdoppelte er seine Spenden und litt selber Hunger, um Hungrige speisen zu können. Als er eines Tages gefragt wurde, warum er denn den Armen so viel schenke, war seine Antwort: „Der Schooß der Armen ist der Schatz Jesu Christi!"

Nach des Vaters Tode, der im Dienste des Königs Karl von Neapel sein Leben beschlossen, sah sich Eleazar genöthigt, Frankreich, seine Heimath, zu verlassen, und nach Neapel überzusiedeln, wollte er anders die schöne Grafschaft Arriano, welche König Karl seinem Vater geschenkt und die nun sein Erbtheil geworden war, sich erhalten. Allein die Bewohner Arriano's, der frühern Herrschaft eingedenk, weigerten sich, Eleazar als ihren Herrn zu erkennen und widerstanden drei Jahre lang allen Vorstellungen und Drohungen. Von allen Seiten rieth man dem Heiligen, die Empörer mit Waffengewalt zur Huldigung zu zwingen, was nicht die mindeste Schwierigkeit biete. Aber edel erwiederte Eleazar: „Soll ich den Anfang meiner Regierung in Arriano mit Mord und Blut bezeichnen? Es ist

wenig Ruhm für einen Löwen, ein Lamm zu zerreißen; etwas Großes aber ist es, ein Lamm über einen Löwen triumphiren zu sehen. Ich hoffe, mit Gottes Beistand werdet Ihr bald dieß Wunder schauen." In der That, die Bewohner Arriano's erkannten ihr Unrecht; innigst gerührt durch die Liebe und Geduld ihres so schwer beleidigten Herrn, baten sie ihn um Verzeihung, luden ihn zu sich, und ehrten ihn bis zum Tode als Vater und Herrn. So edelmüthig handelte Eleazar bei jeder Gelegenheit; es war ihm schlechterdings unmöglich, Rache an seinen Feinden zu nehmen. Er empfand die erlittene Schmach und Kränkung gar wohl. „Aber," so sagte er ganz im Geiste Jesu, „wenn man mir eine Unbild zufügt, oder wenn ich mein Herz zum Zorn oder zur Ungeduld versucht fühle, so richte ich meine Augen und Gedanken auf den gekreuzigten Heiland, und spreche zu mir selbst: „Kann ich wohl mein Leiden mit dem vergleichen, was mein Heiland in Seiner Liebe für mich gelitten hat?"

Ein Hauptmann, der unter ihm diente, hatte in einem an seinen Vater gerichteten Brief auf die unwürdigste Weise über Eleazar sich ausgelassen, so, daß selbst dessen Gemahlin, die sanfte Delphina, aufwallte und ihn aufforderte, ein solch' niederträchtiges Benehmen nach Gebühr zu strafen. Eleazar aber erwiederte, auf das Bild des Gekreuzigten weisend: „Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!" und verbrannte die Briefe. Diese so innige, Alle ohne Unterschied umfassende Liebe machte den Heiligen nicht schwach, sondern im Gegentheil, weil sie vor Allem die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten bezielte, gab sie ihm die Kraft, nur um so gerechter zu seyn, die Uebelthäter nach dem Gesetze zu strafen, und mit aller Strenge Zucht und Ordnung in seinem Gebiete aufrecht zu erhalten. Untreue Beamte entgingen der verdienten Züchtigung nicht;

doch auch strafend zeigte er seine Milde. Besondere Sorgfalt trug er für die zum Tode verurtheilten Missethäter. Er besuchte sie in Person, und bat sie dann jederzeit mit Thränen in den Augen, Buße zu thun und den allgerechten Richter zu versöhnen. Nicht selten gab er die Güter der Schuldigen, welche durch gerichtliche Entscheidung ihm zugesprochen worden waren, den Frauen und Kindern derselben zurück.

So ein Mann, den die edelsten Tugenden schmückten, mußte ja die Liebe und das Zutrauen Aller gewinnen, die ihn kannten. Nach dem Tode Königs Karl bestieg Robert den Thron von Neapel; dieser gab Eleazar wohl dadurch den schönsten Beweis seines Vertrauens, daß er ihm die Erziehung seines Sohnes und Thronerben Karl übertrug. Eleazar bot Alles auf, seinen Zögling zu einem weisen und tugendhaften Fürsten zu bilden. Karl vertrat würdig des Vaters Stelle, als dieser nach Frankreich reisete. Da war es, wo der Heilige sich zu ihm begab und ihn bat, ihn als Anwalt der Armen aufzustellen. „Welches Amt begehrt Ihr wohl von mir?" begann der Fürst lächelnd; „Ihr habt keine Mitbewerber zu fürchten. Ich gewähre Euch die Bitte und setze alle Armen dieses Reiches unter Euern Schutz." Eleazar ließ sich nun einen großen Sack machen, die Almosen und Gaben wohlthätiger Menschen darin zu bewahren, und ging damit Almosen sammeln; er führte die Vertheidigung der Armen vor Gericht, und war der Vater der Wittwen und Waisen, deren er noch auf seinem Todbette mit reichen Vermächtnissen gedachte.

Eleazar starb, erst 38 Jahre alt, den 27. September 1323, doch reif für den Himmel. Frankreich und Italien betrauerten tief seinen Verlust, doch Niemand mehr als die Armen.

25.

Was ist menschliche Größe?

Als mein Weg mich vor einigen Tagen über den Karousselplatz zu Paris (so erzählt ein Reisender im Jahre 1843) vor dem Gitter des Hofes der Tuilerien vorüberführte, sah ich am Fuße der Stufen, die zu dem Flügel Marsan führen, ein junges, schwarzgekleidetes Kind. Diener und Dienerinnen, gleichfalls schwarz gekleidet, standen um dasselbe her, und beobachteten seine Bewegungen mit der größten Wachsamkeit. Es war ein Knabe von ungefähr fünf Jahren, blond, rosig, frisch und gesund. Er spielte bald mit einem Balle, bald mit einem andern Spielwerke; ganz besonders aber beschäftigte er sich mit einer kleinen Holzsäge. — Die Vorübergehenden blieben vor dem Gitter stehen, und betrachteten durch dasselbe den Knaben und seine Spiele. Einer flüsterte dem Andern zu: „Das ist der Kronprinz, der Erbe der Krone, der Graf von Paris; eines Tages wird er König der Franzosen werden!"

Da stiegen in mir andere Erinnerungen und Bilder auf. Vor dreißig Jahren, in demselben Hofe, an derselben Stelle sah ich einen andern Knaben; er klatschte in die kleinen Hände, und sprang freudig umher bei dem Anblicke der Krieger und glänzenden Offiziere, die den Wagen seines Vaters umdrängten. Um diesen Knaben zu ergötzen, hatte man zu seinen Spazierfahrten sanfte, blendend weiße Lämmer abgerichtet; man spannte sie vor seinen kleinen Wagen, dem bereits seine künftigen Kammerherren, die Söhne derjenigen, welche in den Gemächern seines Vaters als solche den Dienst versahen, folgten. — Als man ihn so in seiner kleinen, mit goldenen Bienen verzierten kleinen Equipage, einem Genius gleich, vorübergleiten sah, flüsterte man sich bewundernd zu: „Das ist der König von Rom, das

ist der Sohn Napoleon's!" Und voll Hoffnung fügte man hinzu: „Eines Tages wird er Kaiser der Franzosen werden!"

Es sind vierzehn Jahre her, als gleichfalls an derselben Stelle ein dritter Knabe aus den Fenstern des Pavillons Marsan das Vorübermarschiren der königlichen Garde betrachtete. Mit seinen Händchen warf er den Fahnen und Soldaten Küsse zu; er fand eine Belustigung darin, den Schall der Trommeln und Pfeifen nachzuahmen. — Bei diesem dritten Knaben flüsterte man sich zu: „Das ist ein Kind der Vorsehung! Das ist der Sohn des Herzogs von Berry, das ist der Herzog von Bordeaux; eines Tages wird er König von Frankreich werden!"

Und jetzt, jetzt — wo sind sie, sie, denen man eine so hohe Bestimmung prophezeite? Der Erste trägt die Trauer um seinen Vater, welcher dem Throne noch näher stand, als er selbst, und dennoch in den Staub geschleudert wurde, obgleich ihm Alles die glänzendste Zukunft zu verheißen schien; der Andere ruht, eine Leiche, in der kaiserlichen Gruft zu Wien; der Dritte lebt in der Verbannung ohne Macht, ohne Thron! Was ist menschliche Größe?

---

26. Ein gläubiges, demuthvolles Bekenntniß.

Im Jahre 1822 kaufte der Erzherzog Johann von Oesterreich das zweite Radwerk zu Vodernberg in Steiermark, und gleich bei der ersten Besichtigung der zu demselben gehörigen, am Erzgebirge befindlichen Eisengruben faßte er den Vorsatz, auf der Spitze dieses für Steiermark so segensreichen Berges das Zeichen der Erlösung und des Heiles in einem großen Kreuzbild aufstellen zu lassen.

Dieser Entschluß kam im Jahre 1823 schon zur Ausführung. Am 27. Mai ward in Gegenwart des Erzherzogs und mehrerer Bergbeamter aus Bodernberg das Kreuzbild auf seinem Standorte befestigt, und am 3. Juni geschah dessen feierliche Einweihung. Das in dem kaiserlichen Gußwerke bei Mariazell hohl gegossene, zehn Zentner schwere Bild des Heilands, erhebt sich mit dem Kreuze 24 Fuß über die Felskuppe des Erzbergs. Unter dem Bilde selbst steht folgende Inschrift:

„Im Jahre als man zählte 1823, am 27. Mai, unter der Regierung Sr. Majestät des Kaisers Franz I., meines Kaisers, Herrn und Bruders, habe ich, Johann von Oesterreich und Radmeister in Bodernberg, dieses Kreuz auf dem höchsten Kegel des Erzgebirges errichtet, in dem festen Glauben, Nichts könne in der Welt ohne den Schutz des Allmächtigen gedeihen; in dem festen Vertrauen, Er werde in Seiner Barmherzigkeit unsern Erzberg segnen, welcher unsere Steiermark belebt; zum Troste für Alle, welche den Erzberg besuchen und daselbst arbeiten, damit der Anblick des Erlösers sie an Seine unendliche Güte gegen uns erinnere und an die Allmacht und Liebe Gottes, und sie in Allem und Jedem ihres Lebens aufmuntere, treu und kindlich ihr Herz zu Ihm zu halten, damit sie weiters beten für unsern Herrn und Kaiser, für unser liebes Vaterland und den fortdauernden Bergsegen, damit endlich unsere Nachkommen wissen, daß das wahre Licht und die Quelle jedes Glückes nur in der gänzlichen Hingabe in Gott zu finden sey."

In dem Einladungsbrief an den Pater Egid Scherer, Priester des Stiftes Admont und Pfarrer zu St. Michael, zum Abhalten der Festpredigt, schrieb der Erzherzog unter Anderm auch die wahrhaft rührenden Worte: „Und nun, Hochwürden, noch eine Bitte, wenn Sie Sich diesem

unterziehen wollen: nämlich meiner in Ihrer Rede höchstens mit einem trockenen Worte zu gedenken, und was mich betrifft, Nichts zu sagen. Denn da, wo ernste Worte über Gott den Herrn gesprochen werden, kann Seines Knechtes keiner Erwähnung geschehen. Sie wissen besser als ich: „Vor Gott sind wir Alle gleich.“ Er, der Herr, wiegt und rechnet nach dem Herzen ab — und so oft ich einem Bettler begegne, denke ich immer: „Vielleicht bist du nicht werth vor Gott, diesem zum Fußschemel zu dienen!“ Es kann mir daher kein schlechterer Dienst geschehen, als wenn man bei solchen Gelegenheiten über mich spricht.“

27.
Der heilige Vincenz Ferrer.

Vincenz ward geboren zu Valencia, einer großen und schönen Stadt des südlichen Spaniens, um das Jahr 1350 im Monate Januar. Seine Eltern, Wilhelm Ferrer und Constantia Miguel, gehörten zu den edelsten Geschlechtern der Stadt und zeichneten sich durch Frömmigkeit aus. Sie waren gegen die Armen überaus freigebig, beherbergten gerne die Fremden, besonders reisende Priester, und bestimmten überdieß das, was sie am Ende jeden Jahres erübrigt hatten, den Dürftigen. Vater und Mutter waren über die Geburt dieses Kindes sehr erfreut; denn Vincenz erzählte einst in einer Predigt: „Ein Bürger von Valencia — Wilhelm Ferrer — ging zu jener Zeit, wo er wußte, daß er ein Kind bekommen würde, in die Kirche, um Gott kniefällig um Seinen besondern Beistand anzuflehen. Dieß that er so lange, bis Jemand aus seinem Hause kam und ihm die Geburt eines Sohnes

ankündigte. Auf diese frohe Nachricht eilte er nach Hause, nahm das Kind auf seine Arme, und lobte und dankte dem Herrn für das kostbare Geschenk, womit Er ihn beglückte. Hierauf gab er dem Knaben seinen Segen und bat Gott inständigst, Er wolle doch das Kind mit Seiner Gnade reichlich segnen!"

Das Kind ward bald in die Pfarrkirche zum heiligen Stephanus zur heiligen Taufe getragen. Als man zum Taufsteine kam, wollte der Eine aus dem zahlreichen Gefolge den Knaben so, der Andere ihn anders heißen. Der Priester entschied den Streit und sprach: „Vincentius ist sein Name; denn er soll ein ausgezeichneter Redner werden. Darum führt er mit Recht den Namen des heiligen Martyrers und Redners Vincentius." (Bekanntlich ruhen die Gebeine dieses Heiligen zu Valencia und er wird als Schutzpatron dieser Stadt verehrt.) Die Worte des Priesters erklangen wie eine Prophezeiung von Oben, und machten auf die Verwandten einen solchen Eindruck, daß alle schwiegen und mit tiefem Ernste der heiligen Handlung beiwohnten.

Das Kind gedieh und wuchs lieblich heran. Schon in der frühesten Zeit gewahrte man an ihm eine außerordentliche Sanftmuth; die Mutter bemerkte es mit Verwunderung und Freude, wie der kleine Vincenz jederzeit fröhlich und zufrieden war, mochte er nun in seinem Bettlein in Windeln gebunden oder aufgelöset liegen. Selten weinte er; wenn er nicht schlief, so lächelte er meist, und jeder Zug seines schönen Gesichtleins zeigte dann von innerer Ruhe und Heiterkeit. Die Mutter hatte nie große Mühe mit ihm, und alles Volk drängte sich hinzu, um das liebenswürdige Kind nur ein wenig sehen zu können. Der Ruf von ihm verbreitete sich bald in ganz Valencia, ja sogar die Königin des Landes hörte von seiner hohen geistigen

und leiblichen Anmuth, die ihn als ein wahres Gnadenkind, als ein Geschenk des Himmels bezeichnete. Während Vincenz so die Freude seiner Eltern und die Bewunderung der Stadt, wuchs er, von all' diesem nichts ahnend, in fröhlicher Unschuld und Demuth auf, und besuchte, kaum sechs Jahre alt, die Schule von Valencia. Dort war er ein Muster für alle Kinder; wahrhaft nahm er zu an Alter, Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen.

Dem Schulhause zunächst stand das Kloster und die Kirche der Dominikaner. War Vincenz nicht in der Schule oder bei den Eltern, so fand man ihn gewiß in dieser Kirche; dort betete er entweder recht andächtig und diente mit englischer Lieblichkeit am Altare, oder er hörte mit aller Aufmerksamkeit den Predigten zu. Diese brachten in ihm eine doppelte Wirkung hervor: einmal den festen Entschluß, das zu beobachten, was der Prediger zu thun oder zu meiden befahl, dann das sehnsuchtsvolle Verlangen, selbst dieß heilige Amt zur Ehre Gottes und zum Heile der Christen zu verwalten. Daher pflegte er schon als Knabe Dasjenige, was er sich aus der Predigt gemerkt hatte, seinen Mitschülern vorzutragen. Dabei stand er auf einem erhöhten Platze, machte das heilige Kreuzzeichen und ahmte in seinem Vortrage die Prediger nach, so gut er es vermochte. Dann fragte er am Schlüsse seines Vortrages seine kleinen Zuhörer, ob sie glaubten, daß er einst ein guter Prediger werde? So regte sich jetzt schon der Geist, den der Herr in ihn gelegt hatte, und seinen Beruf ahnte der Knabe jetzt schon. Wir haben noch Proben von den Vorträgen des kindlichen Predigers; sie überraschen durch die Liebe zu Gott, durch Innigkeit und zarte, tiefe Auffassung des Gegenstandes, den sie behandeln. So erschien Vincenz einmal vor seinen Mitschülern, in der Hand eine Blume und hob an:

„Meine Freunde, betrachtet diese Blume, und noch mehr Den, der sie erschaffen hat. Kann ein Mensch, und wäre er auch der Allerweiseste dieser Welt, oder der mächtigste König, kann er so etwas machen? Wer ist es, der dieser Blume den lieblichen Geruch und die verborgene Kraft geben kann? Von Dem, der dieß thun kann, müssen wir wohl sagen, daß Er gewaltig ist. Wie unendlich muß nicht die Weisheit des Herrn seyn, der so herrliche Dinge zu bilden vermag? Und wie groß muß die Freigebigkeit und Güte Dessen seyn, der den Menschen dergleichen gibt? Wenn schon diese Blume, die keineswegs dazu erschaffen ist, daß sie immer dauere, so schön anzuschauen ist, was wird erst jene Schönheit seyn, die niemals endet, sondern ewig dauert? Was wird erst jene unaussprechliche Lieblichkeit und unbegreifliche Weisheit seyn? O meine Freunde, lasset uns Gott nachfolgen, und nicht bei den Geschöpfen stehen bleiben, die jederzeit an Werth gewinnen, sobald wir sie Gott zu Liebe verlassen!"

So predigte ein Knabe! Was mußte aus ihm für ein Prediger werden, trat er in die Mannesjahre, ausgerüstet mit der vollen Kraft, mit Gelehrsamkeit, Erfahrung, und jener glühenden Liebe zu Gott, die in ihm als Kind schon leuchtete! Vincenz ward ein zweiter Johannes der Täufer, ein wahrer Apostel, auf den sich eine Feuerzunge vom Himmel gesenkt zu haben schien; der größte Prediger der Kirche im Mittelalter. Schon im zwölften Jahre konnte er die philosophischen Studien beginnen, und vollendete sie mit glänzendem Erfolge; noch hatte er das fünfzehnte Jahr nicht erreicht, als er sich dem Studium der Theologie widmete und auch hierin groß ward. In einem Alter, wo der Jüngling noch des Lehrmeisters bedarf, besaß er schon einen solchen Reichthum von Kenntnissen, daß er öffentlichen Unterricht hätte geben können. Später,

achtzehn Jahre alt, trat er, von Vater und Mutter gesegnet, in den Orden der Predigerbrüder (Dominikaner), ward ihre Zierde und der Lehrer der Christenheit.

Vom Geiste des Herrn getrieben, bat Vincenz eines Tages den Pabst, ihm die Sendung eines apostolischen Missionärs zu übertragen; als solcher durfte er in allen Ländern der Christenheit predigen. Der Pabst gab ihm nicht nur seinen Segen als apostolischem Missionäre, sondern ertheilte ihm auch den Titel eines Legaten und Vikars des heiligen Stuhles. Und nun trat Vincenz, das Kreuz in der Hand, die Liebe im Herzen, jene Predigerfahrt an, die in der That ihres Gleichen in der Geschichte nicht hat. Den größten Theil Europa's durchwanderte er, die Lehre Jesu verkündigend und die Christen zur Buße und Liebe des Herrn auffordernd. Schärfer als ein Schwert schnitt sein Wort, brennender war es, als des Feuers Gluth. Niemand widerstand ihm; die verhärtetsten Sünder thaten Buße. Oftmals mußte er die Predigt des Schluchzens seiner Zuhörer halber unterbrechen. Als er zu Toulouse, in Südfrankreich, von den vier letzten Dingen predigte, ergriff ein durchdringender Schauder die Versammelten, und mehrere fielen vor Schreck wie todt nieder. Schaarenweise folgten die Sünder dem Heiligen nach der Predigt in den Beichtstuhl; oftmals sah man sie ganz zerknirscht, in Thränen zerfließend, leichenähnlich vor seinem Beichtstuhle liegen. Und nicht blos die Christen, auch die Juden und Muhamedaner erschütterte Vincenz durch die Macht seiner Predigten. In Toledo (in Spanien) gewann er die ganze Synagoge für Christo; sie ward in eine Kirche umgewandelt und der seligsten Mutter Maria geweiht. Was die Predigten des Heiligen so eindringlich, ja unwiderstehlich machte, war sein herrliches Beispiel, seine erhabene Persönlichkeit. In ihm spiegelte sich jede Tugend auf das Schönste ab.

Die flammende Liebe zu Gott leuchtete aus seinen Augen, aus seinen Worten, aus seinen Werken; rein, unbefleckt wie eine frische Lilie, bewahrte er die Keuschheit trotz aller Versuchungen bis zum Tode. Die Armuth liebte er, und sie war seine Begleiterin auf seiner Wanderung. Sein Gehorsam war musterhaft. Nie nahm er eine kirchliche Würde an; es ward ihm die Würde eines Bischofes, eines Kardinals angeboten: er schlug sie demüthig aus, und wollte nur der letzte seiner Brüder seyn. So lange er im Orden war, aß er niemals Fleisch, außer im Nothfalle; vierzig Jahre hielt er, Sonn- und Festtage ausgenommen, ein strenges Fasten. Nie, auch bei der größten Ermüdung, schlief er länger als fünf Stunden: da ruhte er allermeist angekleidet auf Stroh oder Rebholz.

Vincenz, dieser Liebling des Herrn, starb ruhig und selig zu Vannes, den 5. April 1419. Was er geleistet hat als Prediger, Seelenführer und Friedensstifter, möchte hundert Bände leicht füllen. Auch als Schriftsteller ist er ausgezeichnet; in seiner Abhandlung über das geistige Leben schreibt er an einen jungen Studierenden:

„Willst du auf eine dir ersprießliche Weise lernen, so soll die Andacht immer die treue Gefährtin deiner Studien seyn, und deine Absicht immer dahin gehen, die Geschicklichkeit zur Heiligung deiner Seele zu erlangen. Berathe dich mehr mit Gott, als mit deinen Büchern, und begehre demüthig die Gnade von Ihm, das zu verstehen, was du liesest. Das Studium allein ermüdet den Geist und vertrocknet das Herz. Belebe beide von Zeit zu Zeit zu den Füßen deines Heilandes. Einige Augenblicke, in Seiner Gesellschaft zugebracht, gewähren neue Kräfte, neues Licht. Unterbreche deine Arbeiten durch kurze, aber gluthvolle Gebete; mit Gebet soll deine Arbeit beginnen, mit Gebet soll sie enden. Die Wissenschaft ist eine Gabe des Vaters

der Lichter; sieh' also dieselbe nicht an als ein Werk deines Verstandes und deiner Arbeit."

Wahrhaft eine goldene Lehre, die Jeder benützen sollte!

28.

Der wackere Student.

Als im Jahre 1636 Hungersnoth und Pest in Bayern wütheten, litt unter dieser furchtbaren Geißel zumal Ingolstadt und seine Umgebungen, welche die Schweden bei ihrem mißlungenen Angriffe und namentlich bei ihrem Abzuge schauerlich verheert hatten. Dieß Elend sah ein wackerer Student der dortigen Hochschule. Es ging ihm die Noth der Pestkranken und Hungernden, die, weil die Stadt durch den Zudrang der Flüchtlinge überfüllt war, auf dem Feld lagen und in Jammer dahinschmachteten, tief zu Herzen; Alles bot er auf, nach Kräften solch' namenlose Noth zu lindern. Das Wenige, was er hatte, war bald weggeschenkt; nun ging er in der Stadt von Haus zu Haus, erbettelte Lebensmittel, Geld, Kleider und Arzneien für die Armen und Kranken, und brachte sie ihnen. Ja, einmal hatte er für sich durch einen Gutthäter hundert Gulden, um sich, da er in seiner Liebe sich gänzlich entblößt hatte, damit das Unentbehrliche anzuschaffen; diese vertheilte er bis auf den letzten Kreuzer. Einst kamen große Schaaren, welche das fremde Kriegsvolk aus der Heimath, aus Schwaben, getrieben hatte, vor die Thore Ingolstadts. Ihr Jammer war wahrhaft furchtbar. Da geht der fromme und mitleidige Jüngling, einen Sack umhängend, durch die Stadt, sammelt für sie Brod und andere Lebensmittel, und wenn sein Sack voll ist, geht er hinaus und vertheilt es

unter die Ausgehungerten. Indessen begnügte er sich nicht mit dieser leiblichen Hülfe: er stärkte und tröstete die Unglücklichen, holte den Sterbenden Beichtväter, scheute nicht die Ansteckung der Pest und bereitete die Sterbenden auf den Empfang der heiligen Sakramente, ihnen so das heilsamste Labsal verschaffend. —

Dieser Student, voll Liebe und Selbstverläugnung, ward in der Folge Priester und ein Licht seiner Zeit. Nach einem sechzehnjährigen Wirken voll Eifer und Segen für die Menschheit, starb er den Tod des Gerechten den 20. Mai 1658 zu Bingen, als Pfarrer dieser Stadt. Es ist der hochberühmte Bartholomäus Holzhauser.

29.

Das Christkindlein.

Erzählung von Ottmar Lautenschlager.

Es war etwa drei Tage vor Weihnachten, als nach geendigter Schule zwei Knaben nach Hause gingen, dem Alter und der Größe nach so ziemlich einander gleich, jedoch an Kleidung und Aussehen bedeutend von einander unterschieden. Der eine trug ein graues Höslein, ein grünes Röcklein, und auf dem Haupte eine Pelzkappe mit Ohrenläpplein, und seine Füße waren mit warmen Filzschuhen wohl bekleidet; der andere hatte weder auf dem Kopfe, noch an den Füßen eine Bedeckung; sein Beinkleid reichte kaum an die Wade, und seinem abgenutzten und geflickten Röcklein war er um ein gutes Theil entwachsen. Des Erstern Antlitz war voll und blühend, die Züge seines Begleiters hingegen etwas bleich und mager. Der frische, rothbäckige Knabe gehörte dem Förster von Pahlreut an, einer Einöde,

etwa eine Viertelstunde vom Schulorte entlegen; der ärmlich Gekleidete war der Sohn eines Taglöhners der erwähnten Einöde. Beide waren im lebhaften Gespräche mit einander.

„Ja, Christoph, das hat mir das Christkindlein im vorigen Jahre gebracht! Gelt, das sind schöne Sachen? Und heuer, denke ich, wird es mir noch schönere bringen.“ „Ludwig,“ hat vorgestern mein Herr Vater gesagt, „Ludwig, wenn du willst, daß das Christkindlein dich heimsucht und beschenkt, so mußt du vor Allem recht gute Noten vom Herrn Pfarrer und Herrn Lehrer nach Hause bringen. Ich werde sie dem Christkindlein vorlegen; denn dasselbe schaut besonders darauf; von jedem Kinde will es genau wissen, wie es sich in der Kirche, Schule und zu Hause aufgeführt hat. Hat ein Schulkind darüber gute Noten, so bringt das Christkindlein gewiß schöne Gaben; hat es aber schlechte Noten, dann bleibt es aus — mag nun das böse Schulkind noch so bitten und rufen, es bleibt aus.“

Christoph stand stille und schüttelte das Köpflein. „Hab' ich doch auch gute Noten, so gut wie Einer in der Schule,“ hob er an; „und doch ist das Christkindlein seit zwei Jahren zu mir nimmer gekommen, hat mir gar Nichts gebracht. Das thut wehe! Wie es das vergangene Jahr auch ausgeblieben ist, da ward ich ganz betrübt; ich weinte und sprach: „Vater, Mutter, warum kommt denn das Christkindlein nicht zu mir? mag es mich vielleicht nicht?“ Und sie wurden auch traurig und sagten zu mir: „Das Christkindlein hat dich schon lieb; aber heuer hat es nicht kommen können; warum? das wird es dir schon selber einmal sagen. Aber das nächste Jahr kommt es ganz gewiß.“ Aber, Ludwig, wenn es auch heuer nicht kommt?“

Dieser suchte seinen Schulkameraden recht liebreich zu

beruhigen und zu trösten. Der aber hob plötzlich an: „Also Ludwig, das Christkindlein kommt gewiß zu dir, ganz gewiß?"

„Ei freilich; ist es ja alle Jahre gekommen."

„Nun, Ludwig, thu' mir den Gefallen: wenn das Christkindlein zu dir kommt, so richt' einen schönen Gruß von mir aus und sag': „Du liebes Christkindlein, da drüben wohnt der Stoffel; der wartet schon zwei Jahre auf deinen Besuch und läßt dich gar schön bitten, du möchtest doch bei ihm auch einkehren, und was mitbringen, sonst weint er sich halb zu Tode." Du kannst noch beisetzen, daß ich recht gute Noten habe, und Vater und Mutter und Großmutter mir die ganze Zeit kein böses Wörtlein geben. Aber dieß wird das Christkindlein Alles schon selber wissen."

„Dieß will ich gerne thun, wenn das Christkindlein mich heimsucht. Aber es ist noch nicht sichtbarer Weise zu mir gekommen; es besucht die guten Kinder unsichtbarer Weise. Ich stelle mir die Sache so vor: Das Christkindlein kommt zu Vater und Mutter, und erkundigt sich, ob die Kinder brav sind? Sind sie brav, so gibt es die Gaben an Vater und Mutter, und diese geben sie dann statt des Christkindleins und in seinem Namen den Kindern. Weißt, ich will es dem Herrn Vater sagen, daß er für dich bei dem lieben Christkindlein bittet, und gewiß, es kommt auch zu dir."

In der Art führten die beiden Knaben ihr kindliches Gespräch, bis nahe am Forsthause sich ihre Wege trennten. Nochmals verhieß Ludwig, er wolle dem Herrn Vater und auch der Frau Mutter Christoph's Anliegen vortragen, und dieser solle ganz getröstet seyn; heurigen Jahres werde das Christkindlein gewiß bei ihm einkehren.

Ludwig hielt sein Wort. Er legte in den beweg-

lichsten Ausdrücken Christoph's und der Seinigen Noth dem Vater und der Mutter an das Herz, und bat sie um ein recht kräftiges Fürwort bei dem Christkindlein. Den Eltern gefiel das aufrichtige Mitleiden, das ihr Sohn gegen Christoph bezeigte, und sie verhießen ihr Möglichstes zu thun, daß auch er dießmal durch ein Christgeschenk erfreut werde. Nun zweifelte der kleine Ludwig nicht im Mindesten, daß sein Freund und Nachbar vom Christkindlein besucht würde, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als die frohe Botschaft ihm mitzutheilen. Und er kam zur rechten Zeit; denn schon wollte Christoph kleinmüthig werden. Seine Eltern, blutarme Taglöhner, hatten schon hie und da die bedenkliche Aeußerung fallen lassen, es könnte seyn, daß auch heuer das Christkindlein ausbliebe. Hierüber war der arme Knabe nicht wenig erschrocken und hatte mit erhobenen Händen und nassen Augen zu dem Jesuskindlein gerufen, es möchte doch auch seiner gedenken, und einkehren wenigstens bei ihm, wenn es auch gar Nichts ihm brächte. Der Weg von Försters Ludwig bis zu seiner Hütte sey ja doch nicht weit, und das Kindlein, das in einem Stalle zur Welt gekommen, dürfte ja doch die Hütte dürftiger, aber redlicher Taglöhner nicht verschmähen.

Am Christabend selber trafen die beiden Knaben nach dem Abendgottesdienst, dem sie mit Andacht in der Kirche beigewohnt hatten, wieder zusammen. Ludwig hob neuerdings seinen Kameraden zu trösten an. „Du," sprach dieser, „mein Vater glaubt, das Christkindlein könnte doch bei uns einkehren; alsdann aber möchte es wohl zu der Großmutter kommen und ihr ein Wintergewand bringen, das sie so nothwendig braucht. Und das ist mir ganz recht, Ludwig; ich habe in der Kirche das Christkindlein gebeten, es möge nicht mich, sondern lieber die Großmutter besuchen und ihr was Gutes bringen; ich könnte schon warten, aber

sie nicht. Ist eine gar gute Frau, die Großmutter!" So gingen die Knaben nach Hause, der eine voll freudiger Hoffnung, der andere ruhig, gefaßt und ergeben.

Wie schlug dem kleinen Ludwig das Herz, als nach dem Abendgebete die Mutter zu ihm sagte: „Ludwig, das Christkindlein ist mit dir zufrieden; es ermahnt dich fernerhin gerne zu beten, die Kirche und die heilige Messe mit Andacht zu besuchen, in der Schule fleißig zu lernen, deine Eltern zu lieben und ihnen auf das Wort zu folgen. Was es dir vor Allem an das Herz legt, ist: Gott, deinen himmlischen Vater, ja über Alles zu lieben, in heiliger Furcht vor Ihm zu wandeln, und eher zu sterben, als auch nur durch die mindeste Sünde Ihn zu beleidigen! Willst du das, mein lieber Sohn?"

Ludwig betheuerte es mit nassen Augen. „So segne Gott deinen guten Vorsatz! Weil nun das Christkindlein mit dir zufrieden ist, hat es dir auch schöne Gaben gebracht und wird schönere noch bringen, wenn du anders dasselbe recht lieb hast und dein Versprechen hältst. Komm' denn und sieh', was dir das Gnadenkind bescheert hat!" Und es führte ihn die Mutter in das große Zimmer des Hauses. Als sie es öffnete, floß ihnen ein Lichtmeer entgegen, das den vielen Kerzen entströmte, und um so glänzender flammte, als es aus dem dunkeln Laube von Tannen und Fichten hervorbrach. Das ganze Zimmer stellte einen Wald vor, in der Mitte einen Tempel; an seiner Schwelle stand das Christkindlein gar lieblich gebildet, mit purpurnen Wangen, hellen, milden Aeuglein und mit milchweißen Zähnlein. Aus seinem Mündlein gingen die Worte: „Ludwig, liebst du mich?" Wie der Knabe dieß las, stürzten ihm die Thränen der Freude und Rührung aus den Augen. Er eilte auf das Christkindlein zu, küßte es brünstig und rief: „O mein Jesuskindlein, wie sollt' ich dich nicht lieben?

Hast du mich ja geliebt bis zum Tode, mein süßer Herr und Heiland!" Und auch dem Vater und der Mutter ward das Herz bewegt; sie gedachten der Worte des Apostels: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn dahingab, damit Alle, welche an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern haben das ewige Leben."

Ludwig fand so großes Gefallen an dem schönen Christkindlein, daß er fast der Gaben, die es ihm gebracht, vergessen hätte. Und wie schön, wie zweckmäßig waren nicht diese Gaben! Es war, als hätte das Christkindlein alle seine Bedürfnisse erkannt, und dafür liebend gesorgt, als hätte es ihm die Gedanken aus dem Herzen gelesen. Da gab es ein Mäntelein von Wintertuch, mit Fuchspelz gefüttert, zwei neue Beinkleider mit einem halb Dutzend Hemden, ein schönes Gebetbuch, passend für sein Alter; da fanden sich hübsche Schulbücher mit prächtigen illuminirten Kupfern, schneeweißes Papier sammt einem Bund Federkiele; da ergötzten sein Auge eine Reihe ausgesuchter Aepfel und Nüsse in silbernen und goldenen Schalen, Lebkuchen vom Nürnberger Boten gebracht zu leckerm Genuß; ein Blasrohr mit einer Scheibe lag auf dem Tische, zu dessen Füßen ein zahmes Eichhorn spielte und possirliche Sprünge voll Lustigkeit machte. So reiche, so schöne Gaben hatte das Christkindlein noch nie gebracht. Staunend und in stiller Freude stand Ludwig vor dem Tische, vor den Bäumen; immer heller leuchteten seine Augen, immer purpurner färbten sich seine Wangen. — Da plötzlich lief er mit einem Ausrufe der innigsten Freude zu dem Christkindlein, küßte ihm dankend die freigebigen Hände, und eilte dann zu den gütigen Eltern, seinen Dank abzustatten; denn fest war Ludwig überzeugt, daß nicht sein Verdienst, sondern der guten Eltern Bitte das Christkindlein zur Spendung solch vieler und herrlicher Gaben veranlaßt hätte.

Wie rührte nicht diese innige Freude, dieses herzvolle Danken ihres unschuldigen Söhnleins die Eltern!

„So lange uns dieß Christkindlein bleibt," hob der Förster an, auf Ludwig weisend, der jetzt mit dem Eichkätzchen spielte, „dürfen wir uns reich nennen, und leicht wird es uns, das Andenken an die frühern Schätze zu verwinden."

„Du hast Recht, Max," versetzte die Försterin und heftete das Auge voll Mutterliebe auf den Sohn, „für Eltern kann es ja keinen größern Schatz geben, als den Besitz eines guten Kindes. Und dennoch wünschte ich gerade Ludwig's wegen, daß wir des Zeitlichen mehr hätten und ein Theil des großen Vermögens meines Vaters uns geblieben wäre."

„Was willst du an diesem Abend, wo die ganze Christenheit sich freut, dir Schmerz bereiten und die alten Wunden aufreißen?" tröstete der Förster. „Räthselhaft bleibt es leider, wohin das so bedeutende Vermögen des Vaters gekommen, fand sich fast gar nichts vor, als er so plötzlich am Schlage starb; eben so auffallend bleibt der plötzliche Tod Wendelin's, seines Vertrauten. Aber, Franziska, haben wir deßhalb Noth gelitten? hat uns der Herr denn nicht fast wunderbar aus so vielen Gefahren errettet, und uns hier ein bequemes Plätzlein bereitet? Laß uns auf den Herrn vertrauen, Er macht Alles wohl!"

Weiteres Gespräch unterbrach Ludwig, der plötzlich aufsprang, zu dem Vater lief und ihn fragte, ob er bei dem Christkindlein für den armen Christoph gebeten?

Der Vater lächelte fein und erwiederte, das hätte er allerdings gethan, aber das Christkindlein ihm den Bescheid gegeben: „Wenn Ludwig will, daß auch Christoph Gaben erhalte, so könne dieß leicht geschehen, er dürfe ja nur von seinen so schönen, so zahlreichen Geschenken ihm

einige überlassen, sodann wäre sein Freund gewiß versorgt und zufrieden.“

Ludwig horchte auf und schaute dem Vater starr in das Gesicht; dann klopfte er freudig in die Hände und rief: „O das gute, liebe Christkindlein, jetzt verstehe ich, warum es mir dießmal so viel gebracht hat! Es will, daß ich davon dem Christoph mittheile, der gar nichts hat. O, das will ich mit Freuden! Vater, Mutter, was willst du, daß ich ihm geben soll?“

„Nun, Ludwig, was hast du denn im Sinne, deinem Schulkameraden zu geben?“

„Da mir das Christkindlein einen neuen Mantel gebracht hat,“ hob dieser prüfend und musternd an, „so kann ich den alten weggeben und Christoph soll ihn haben. Eben so möchte ich ihm die alte Hose geben; hab' ich ja eine neue bekommen. Ein Paar Hemden thät' ich auch dazu, und noch einen Theil von diesem Papiere, von diesen Federn, er kann es in der Schule wohl brauchen. Eben so soll er diese Aepfel und Nüsse verkosten. Aber, Vater, Mutter, ist es recht so? meint ihr, daß das Christkindlein darüber eine Freude hat? und seyd ihr zufrieden?“

Ja, das waren die Eltern mit dem guten Kinde. Schon längst hatten sie im Sinne, ihren armen Nachbarn, der wackern Taglöhnerfamilie, einmal eine Freude zu machen, und ihnen auf zarte Weise eine Unterstützung zu gewähren, deren sie in der That gar wohl bedürftig waren. Martin, der Vater, war ein frommer, biederer Mann, der im Schweiße seines Angesichts vom Morgen bis zum Abende arbeitete; eben so verdiente Magdalena, sein Weib, das Lob einer wirthlichen, christlichen Hausfrau und Mutter. Kinder hatten die Beiden nur eines, Christoph, den wir schon kennen, und sie boten Alles auf, denselben in christlicher Liebe und Zucht heranzuziehen. Unlängst war auch

Martin's Mutter, ein hochbetagtes Weib, zu ihnen gezogen, und sie hatten dieselbe nicht als eine Last, sondern als einen Segen Gottes aufgenommen und mit aller Liebe, kein Opfer scheuend, sie gepflegt. So weit ging diese kindliche Ehrfurcht und Liebe, daß sie selbst den einzigen Sohn zurücksetzten, um der Mutter zu Weihnachten eine Freude, ein kleines Christgeschenk zu machen. Martin und Lene hatten ein Vierteljahr sich geplagt, gespart und gedarbt, um ihr ein warmes Winterkleid und eine neue Wäsche schaffen zu können; das sollte nun der Mutter das Christkindlein bringen. Dasselbe kam auch, brachte noch mehr, brachte auch für Christoph eine Gabe.

Die guten Leute im Jägerhause billigten nicht nur den reichen Antheil, den Ludwig von seinen Christgeschenken seinem Schulkameraden zuwenden wollte, sondern sie gedachten denselben noch zu vermehren. Max bestimmte ein fettes Häslein, das er inwendig mit zwei Thalern spickte, zum Geschenke, und dasselbe sollte seinen Nachbarn zur Feier des hochheiligen Christtages einen guten Braten liefern. Franziska ihrerseits füllte einen ganzen Korb mit Eiern, Schmalz und Butter an, und obenauf legte sie ein Fläschlein Meth; in einen zweiten Korb packte sie ein paar Pfund schönen Flachs, daraus konnte sich die alte Mutter an den langen Winterabenden Garn zur Leinwand spinnen. Auf diese Weise hatte ein Jedes im Hause sein Schärflein redlich beigetragen, und sie durften schon hoffen, damit bei den Nachbarn Ehre aufzuheben. So gingen sie denn, Jedes seinen Theil tragend, zur Hütte des Taglöhners.

Ein Kienspan, der die Stelle der Kerze vertrat, verbreitete einen Dämmerschein in dem niedrigen Kämmerlein, und in seinem flackernden Lichte konnte man am Fenster schon die Gestalten erkennen. Die alte Mutter saß auf ihrem Strohbette, den Rosenkranz in der Hand, welchen

sie so eben abgebetet hatte; vor ihr stand ein Tischlein, und um dieses hatten Martin, Magdalena und Christoph Platz genommen und tranken aus einem irdenen Krug, der wechselnd umherging, Bier — ein Labsal, das nur bei den höchsten Festen des Jahres zu ihnen in's Haus kam. Neben dem Tische erhob sich, an die Wand gelehnt, der Christbaum, behängt mit einigen Aepfeln und Nüssen, und dem Winterrocke der Mutter, worauf diese zu Zeiten recht wohlgefällige Blicke warf. Martin bemerkte es und bezeigte der Mutter seine Freude, daß ihr das Christgeschenk so sehr gefalle.

„Es gefällt mir recht," versetzte die alte Elisabeth, so hieß die Mutter, „und noch größer wäre meine Freude, wenn das Christkindlein auch zu Christoph gekommen wäre."

„Nun," tröstete Magdalena, „das Christkindlein kann nicht zu allen Kindern kommen; das nächste Jahr aber kehrt es gewiß bei Christoph ein, gewiß!"

„Nein," rief der eintretende Ludwig, der in seiner Sehnsucht, seinem Schulfreunde die Christgaben zu bringen, ohne Umstände die Thüre öffnete, „nein, Lene, es kommt heuer noch, es ist vielmehr schon gekommen; und schaut, was Schönes es gebracht hat!"

Wie groß, wie freudenreich war nicht die Ueberraschung in der Hütte, als Ludwig und seine Eltern ihre Gaben auf den Tisch legten, und in der heitersten, gemüthlichsten Weise die besten Wünsche dazufügten! In lauten Jubelrufen ergoß sich Christoph's Freude; das waren ja Dinge, die zu begehren sein demüthiges Herz sich nie getraut hätte. Da war eine Hose von feinem Tuche, noch ganz gut erhalten; da waren nagelneue Hemden von bestem Linnen; da war gar ein Mantel, so schön noch, so ganz brauchbar, wie mußte der die Glieder wärmen! Und dann die Bücher,

das Papier, die Aepfel, Nüsse und Kuchen! Das war eine Schönheit, das war ein Ueberfluß! Nicht weniger Freude hatten seine Eltern über die andern Christgeschenke. Lene war nun wegen des Winters außer Sorgen. Das Schmalz reichte bei ihrer Genügsamkeit bis Ostern; mit den Eiern glaubte sie eben so lange aushalten zu können, und erst der herrliche Flachs!

Max und Franziska weideten sich an der Freude, die ihre Geschenke den guten Leuten bereitet; sie sahen es mit Lächeln, wie Ludwig dem Christoph lehrte, auf welche Art man den Mantel anziehen und tragen müsse. Die Großmutter verließ ihr Strohbett, um die Gaben in der Nähe beschauen zu können. Ihr trübes Auge begann zu erglänzen, ihre bleichen Wangen rötheten sich, als sie deren Schönheit und Reichthum gewahrte.

„So was Schönes," betheuerte die alte Elisabeth tief bewegt, „so was Schönes hab' ich nicht gesehen, seitdem ich von Freiburg weg bin."

„Wie," fragte die Gattin des Försters überrascht, „Ihr waret in Freiburg? in Freiburg im Uechtlande?"

„Ja, in Freiburg im Uechtlande," bestätigte die Großmutter; „zehn Jahre diente ich daselbst als Hausmagd bei dem Kaufherrn Gregor Müller."

„Das war mein Großvater!" rief die Försterin mit wachsender Ueberraschung.

„So müßt Ihr seine Enkelin seyn, die kleine, gute Fanny!"

„Ich bin es."

„Gott sey gelobt, tausendmal sey es Ihm gedankt, daß ich Euch noch sehen darf, ehe der Tod meine Augen schließt. Kein Tag ist vergangen, wo ich nicht zu dem Allerhöchsten flehte, Er möge mich doch zu Euch führen. Hab' ich Euch gar Manches, gar Wichtiges zu entdecken!

O Gott, das ist mein Christgeschenk, von Dir mir vom Himmel gesandt!"

Diese Worte der Alten erregten, wie natürlich, das höchste Erstaunen Franziska's und ihres Mannes. Als sie nun in sie drangen, sich deutlicher zu erklären, hob sie an: „Habt Geduld mit mir und laßt mir Zeit, mich zu sammeln; allzusehr bin ich durch Euere Ankunft überrascht worden. Auch möchte ich das, was ich Euch zu sagen habe, Euch allein oder doch nur in Beiseyn Eures Eheherrn vermelden. Kommt, ich bitt' Euch, morgen nach dem Gottesdienste zu mir, da mein Gebrechen mich an die Stube bannt; bis dahin werde ich wohl vorbereitet seyn, und was ich Euch erzähle, dürfte Euch Nutzen, ja großen Nutzen bringen."

Die Mittheilung der alten Elisabeth hatte auf Alle, die Kinder natürlich ausgenommen, tiefen Eindruck gemacht und die fröhliche Stimmung in Ernst verwandelt. Nach kurzem Gespräche schieden Max und Franziska mit Ludwig von den Nachbarn, die tiefgerührt voll Dank ihre Gutthäter bis an die Schwelle ihrer Wohnung geleiteten. Die Knaben, die gerne länger noch ihre heitere Unterhaltung bei dem Christbaum fortgesetzt hätten, verabredeten sich zu einer Zusammenkunft auf morgen Nachmittags. Aber weder in der Hütte des Taglöhners, noch in dem Hause des Försters gingen die Bewohner zur Ruhe, ohne vorher brünstiger als je dem Herrn für die Gnade der Menschwerdung Christi gedankt und Seinen Schutz angerufen zu haben. Noch ein anderes Anliegen hatten Franziska und Elisabeth auf dem Herzen: auch das empfahlen sie der Huld des Allerhöchsten, in dem festen Glauben, daß sie in der Nacht, wo Seine Liebe den eingebornen Sohn zum Heile der Menschen sandte, auch diese Bitte erhören, auch diese Sorge hinwegnehmen würde.

II.

Es war am heiligen Christtage etwa elf Uhr, als Franziska sich zu der alten Elisabeth begab. Diese saß schon, ihrer wartend, auf ihrem Lager, begrüßte sie mit dem Gruße des Christen, und bat sie, ihren Worten mit Geduld zuzuhören.

„Seit dreißig Jahren seufze ich täglich zu Gott, daß ich das erzählen darf, was mir wie eine Felsenlast das Herz bedrückt," hob sie an; „und jetzt, wo ich die gefunden, der ich es sagen darf, ja soll, wird mir so wunderlich zu Muthe!" In der That, sie sah bleich und sehr bewegt aus; Franziska ermuthigte sie mit freundlichen Worten, und den Namen des Herrn anrufend, begann sie:

„Haltet mich nicht für eine Verbrecherin! Gott Lob, ich habe Niemanden in meinem Leben um eines Hellers Werth genommen, noch auch wissentlich irgend Einem an Ehre, Gesundheit oder Leben Schaden zugefügt; aber schüchtern war ich, ja furchtsam, und dieß war mein Fehler, ja mein Unglück. Ich kam als ein Mädchen von zwanzig Jahren in das Haus Eures Großvaters, des Herrn Gregor Müller, dem Gott die Ewigkeit gesegnen wolle. Siebzehn Jahre blieb ich als Hausmagd bei ihm. Er war ein guter Herr, sanft und freigebig; d'rum ging man nicht gern aus seinem Dienste. Wohl kannte ich auch Eure Eltern, Frau Försterin; es war ein großer Jammer, als sie beide so schnell in der schönsten Jugend dahinstarben! Der alte Herr konnte sich lange Zeit gar nicht fassen. Noch seh' ich es, wie er stundenlang vor der Wiege stand, wo Ihr laget, seine einzige Enkelin. Gar oft habe ich Euch auf meinen Armen umhergetragen, mit Euch getändelt, Euch Blumen gebracht. Es war Allen im Hause ein großer Schmerz, als Ihr, kaum vier Jahre alt, das Haus

des Großvaters verließet, um in dem Kloster der Ursulinerinnen die weitere Erziehung zu erhalten. So wollte es Euer Großvater. Der nahm um diese Zeit sichtbar ab. Der Verlust seiner Kinder und andere schwere Sorgen zehrten an seinem Leben; es waren die Franzosen in die Schweiz eingebrochen, und raubten und plünderten auf arge, wilde Weise, zumal in Bern. Weiß noch gut, daß in Freiburg Alles in Aengsten war, sie möchten auch dahin kommen und nach ihrer Art wirthschaften. Das fürchtete zumal auch Herr Gregor Müller.

„Eines Abends — es war der Tag vor Gallus — gebot mir Wendelin, der Schreiber Eures Großvaters und sein Vertrauter, ich sollte nicht so bald zu Bette gehen, sondern aufbleiben, bis er mich hole. Um Mitternacht kam er und führte mich in das Zimmer des Herrn; der war sichtlich aufgeregt, die Unruhe und Sorge war ihm anzusehen. Große, schwere Kisten standen umher, viel Gold, Geschmeide, edle Steine und andere Kostbarkeiten lagen auf den Tischen. Da faßte mein Dienstherr mich bei der Hand und sprach mit leiser, zitternder Stimme: „Elisabeth, du hast mir bald siebzehn Jahre treu und ehrlich gedient; darum vertraue ich dir ganz und will dir vor den andern Dienstboten einen Beweis meines Zutrauens geben. Aber schwöre mir zuvor, daß du Niemanden etwas von dem entdecken willst, was jetzt geschieht, was du jetzt hörst oder siehst!"

„Da erschrak ich; er aber errieth ganz wohl die Ursache meines Schreckens und fuhr tröstend fort: „Elisabeth, glaube nicht, daß ich etwas Sündhaftes von dir verlange; du kannst mit reinem Gewissen schwören!" So schwor ich denn vor dem Bilde des Heilandes, und gleich darauf befiel mich die Ahnung, ich würde von nun an dieses Eides halber viel zu leiden haben. Aber er war

nicht sündhaft; es war in jeder Hinsicht ein erlaubter Eid.

„Nun befahl mir mein Dienstherr, mit Wendelin die Kisten dahin zu tragen, wohin er uns führen würde. Er nahm das Licht und ging voran durch einen engen Gang in die schöne Hauskapelle. Da öffnete er am Boden ein Thürlein; es führte in die Gruft hinab, Ihr kennt sie wohl! Nie war ich hineingekommen; mich überlief ein Schauer, als ich mit Wendelin, die schwere Kiste tragend, über die eiskalten marmornen Stufen hinabstieg. Die Gruft war klein, dunkel, modrig; Euer Großvater nahm nun eine große Steinplatte von der rechten Mauer weg (ich bitt' Euch, gebt Acht und merkt wohl auf das, was ich Euch jetzt sage!) und ein kleines Schloß, ganz mit Moos überwachsen, so daß nur das Auge eines Kundigen es entdecken konnte, ward sichtbar; er öffnete dasselbe, und ein Thürlein that sich auf und zeigte eine Kammer, etwa halb so klein, als die Gruft. Dahinein trugen wir an fünf schwere Kisten; ich schwitzte am ganzen Leibe und war nach geschehener Arbeit kraftlos zum Umfallen, mehr aus innerer Sorge, denn erschöpft von der Anstrengung. Darnach lobte mich der Dienstherr, gab mir zum Trinkgeld ein Goldstück, und schärfte mir auf das Nachdrucksamste ein, ja meinen Eid zu halten, und Nichts zu verrathen; nur ich und Wendelin wußten darum.

„Aber wie ward mir, als nach drei Tagen im Hause das Geschrei erscholl, unsern Herrn hätte der Schlag gerührt und er läge im Sterben! Zitternd vor Angst lief ich aus der Küche, wo ich gerade zu thun hatte, in das Zimmer des Herrn hinauf, konnte aber erst zu ihm kommen, nachdem er die heilige Oelung empfangen hatte. Als er mich erblickte, richtete er seine Augen starr auf mich und bot — man konnte es deutlich erkennen — alle Kräfte zum

Reden auf, konnte aber nur einzelne, lallende Laute hervorbringen. Niemand verstand ihn; ich aber meinte, er riefe: „Fanny!“ Nach wenigen Stunden ging er zu Gott, der ihm die ewige Ruhe geben wolle.

„Gleich darauf kamen die Herren vom Gericht und versiegelten. Sie fanden ein Testament, in welchem der Verstorbene seine einzige Enkelin, Euch, gestrenge Frau, zur Universalerbin eingesetzt hatte; aber die Erbschaft selber war bei Weitem nicht so groß, als man glaubte — so wenigstens ging das Gerede und man sagte noch allerlei dazu. Herr Wilhelm Kapfinger, ein weitläufiger Verwandter Eures Großvaters, ward Euch zum Vormunde gesetzt, und darüber verwunderte man sich in der Stadt noch mehr. Denn der Verstorbene war mit Herrn Müller in keinem freundlichen Benehmen gestanden; es hatte Keiner den Andern besucht, und sie waren sich ausgewichen, wo sie sich sahen. Er zog in das Haus Eures verstorbenen Großvaters, Euch aber ließ er in dem Kloster.

„Den Wechsel der Herrschaft fühlten wir bald. Der neue Herr war strenge, unfreundlich und karg; zuerst überwarf er sich mit Wendelin, der freilich eine andere Behandlung gewohnt war, und dankte ihn ab. Mit den trotzigen Worten: „Herr, das könnte Euch einstmals gereuen!“ schied Wendelin von ihm und suchte mich auf. Als er mir seine Entlassung vermeldete, überfiel mich plötzlich eine große Angst, und ich äußerte, ich wolle auch gehen. „Jetzt noch nicht, Elisabeth,“ sagte Wendelin, „Ihr müßt noch bleiben; aber haltet ja den Schwur, den Ihr dem seligen Herrn Müller geschworen habt, sonst verwirkt Ihr Euere Seligkeit!“ So schwere Drohung wäre nicht nöthig gewesen; ich wußte nur zu gut, wie schwer und heilig ein Eid vor Gott ist, und daher kam eben meine Sorge. Aber andere Zweifel stiegen in mir auf. Hielten

Wendelin und ich den Eid, so ging all' das reiche Hab' und Gut in dem Kämmerlein verloren, denn Niemand wußte darum, als wir; war aber dieß der Wille des Herrn Müller? Mir schien es, als wäre seine Absicht einzig die gewesen, diesen Reichthum vor den Franzosen in Sicherheit zu bringen und ihn zu erhalten, und für wen wohl anders, als für Euch, Frau Fanny? Hatte er Euch ja zur Universalerbin seines ganzen Vermögens eingesetzt! Als ich nun meine Zweifel dem Schreiber entdeckte, ward er zornig und schalt mich bitter aus. „Wolle ich in die Hölle kommen, so solle ich nur den Eid brechen; das sey eine Eingebung des Bösen selber. Er hätte den gescheidtesten Priester in Freiburg hierüber befragt, und dieser ihm dringend an das Herz gelegt, ja den Eid zu halten, und Nichts zu offenbaren."

„So meinte Wendelin mich zu beruhigen; allein er nahm mir die Angst doch nicht, und um aller Sorge und Qual los zu werden, ging ich zu Herrn Kapfinger und sagte ihm den Dienst auf; er aber mochte mich gut leiden und wollte mich nicht fortlassen. Und so ließ ich mich denn bereden, wieder zu bleiben. Wäre ich doch gegangen, wie viel' Kreuz und Leid hätt' ich mir dann erspart!

„Bald darauf verbreitete sich ein gar wunderliches Gerücht: es sollte Euer Großvater gar umgehen! Peter, der Hausknecht, wollte ihn um Mitternacht auf dem Gang zum Kapellchen gesehen haben, angethan mit seinem Schlafrocke und seiner alten Pelzmütze, in der Hand ein Licht und einen Bund Schlüssel. Dasselbe behauptete Leopold der Kutscher; der sah ihn in der Kapelle vor dem Altare knien und dann verschwinden. Herr Kapfinger glaubte es anfangs nicht; aber ihm zeigte sich die Gestalt am Gange selber, drohend die Hand gegen ihn aufhebend. Da rannte er wie sinnlos davon und gedachte das gespenstische Haus

zu verlassen. Schon war der Tag festgesetzt, an dem er abziehen wollte, da besuchten ihn zwei junge, kräftige Offiziere von Luzern, seine Verwandten, und nahmen bei ihm Herberge. Ihnen erzählte er die Erscheinung des Verstorbenen; sie aber lachten ungläubig und zeigten große Lust, mit dem Geiste zusammenzutreffen. Wirklich, sie verbargen sich wohlbewaffnet in der Nacht neben der Kapelle, und erwarteten den Geist, der auch um Mitternacht am Gange in seinem gewöhnlichen Aufzuge erschien. Die beiden Offiziere ließen sich nicht schrecken; sie fielen über ihn her und faßten, nicht Luft oder Staub, sondern Fleisch und Blut. Der Geist wehrte sich auf's Heftigste und stach mit einem Dolche um sich, ward jedoch überwältigt und in das Zimmer des Herrn Kapfinger gebracht. „Wendelin!" rief dieser entsetzt. Aber Wendelin lag schon im Sterben, so zerschlagen und verwundet war sein Leib. Man legte ihn auf ein Bett, und rief einen Arzt herbei; jedoch alle Hülfe war vergebens. Er kam zwar wieder zum Bewußtseyn, aber die Sprache hatte er verloren. Das Einzige, was er mit größter Anstrengung herausbrachte, war: „Elisabeth — Elisabeth weiß —" Dann starb er; könnt' ich doch sagen, daß er in dem Herrn gestorben!

„Es konnte dem Wendelin, der alle Winkel des Hauses kannte, nicht schwer fallen, sich in dasselbe einzuschleichen und den Geist Eures Großvaters zu spielen. Was ihn dazu verleitete, ob die Absicht, aus Rache Herrn Kapfinger zu schrecken, oder die Habsucht, die gerne die Schätze in der Kammer unter der Gruft geplündert hätte, weiß nur Gott; möge Er dem Unglücklichen gnädig gewesen seyn! Aber seine letzten Worte: „Elisabeth — Elisabeth weiß —" brachten Jammer und Elend in Hülle und Fülle über mich. Ganz natürlich führten sie meinen Dienstherrn auf den Glauben, ich wäre mit Wendelin im

heimlichen Verständnisse und wisse von seinen Absichten. Er ließ mich sogleich rufen, und drang heftig in mich, Alles ohne Rückhalt zu gestehen; ich sey die Mitschuldige an Wendelin's Schelmenstreich. Umsonst betheuerte ich unter Thränen, davon sey mir auch nicht das Mindeste bewußt, hätte ich ja den Wendelin nimmer gesehen, seitdem er das Haus verlassen. Herr Kapfinger glaubte mir nicht und übergab mich, da ich standhaft auf meiner Behauptung beharrte, zuletzt dem Gerichte. Dieses sperrte mich ein; sechs Monate ward ich prozessirt; ich sollte gestehen, daß ich, wenn ich auch nicht an Wendelin's Betrug Theil genommen, doch wenigstens davon gewußt hätte! Davon hatte ich — Gott ist Zeuge! — nichts gewußt; das, was ich wußte, durfte ich nicht entdecken; ein schwerer Eid band mir die Zunge, und Wendelin's Drohung, ich verwirke, bräche ich den Schwur, meine Seligkeit, klang noch in meinen Ohren. Zuletzt, als ich nichts gestand, weil ich nichts gestehen konnte, ward ich aus dem Gefängnisse entlassen, mit dem Bedeuten, ich hätte von nun an die Stadt und den Kanton Freiburg bei Strafe des Zuchthauses zu meiden! Da ging ich in stillem Jammer fort; ich hatte fast achtzehn Jahre in Freiburg treu und ehrlich gedient, und wohl einen andern Lohn erwartet und verdient, als diesen.

„Meine übrige Geschichte ist kurz. Ich wanderte weiter und fand im Schwarzwalde, in einem Dörflein bei Freiburg, ein erträgliches Unterkommen. Da lernte mich ein Taglöhner kennen, der unlängst sein Weib verloren hatte, und ehlichte mich. Gott schenkte uns zwei Söhne. Mein Mann, der gute Gallus, starb bald; aber mit Gottes Hülfe schlug ich mich doch durch und zog meine Söhne christlich auf. Leider verlor ich den älteren, den wackern Bernhard; aber Gott hatte mir noch einen Sohn gelassen,

meinen lieben Martin. Da zog ich zu diesem und gedenke, will es Gott, bei ihm zu bleiben, bis der Tod kommt, der ohnedem nicht lange mehr ausbleiben wird. In Gottes Namen! Er trifft mich nicht unvorbereitet; habe ich ja, ehe ich mich hieher begeben, nach Maria Einsiedeln eine Wallfahrt gemacht, und dort eine Generalbeicht abgelegt und großen Trost empfangen. Dem Priester, welchem ich beichtete, offenbarte ich, was mich so lange geängstigt; er meinte, unmöglich könne es der Wille des Herrn Müller gewesen seyn, die Schätze zu vergraben und Euch zu entziehen, die Ihr sein Liebling, seine einzige Enkelin, und, wie sein Testament deutlich besagt, sein einziger Erbe seyd. Alles sollt' ich aufbieten, Euern Aufenthalt zu erforschen; und hätt' ich ihn gefunden, so sollte ich Euch das Geheimniß entdecken. Fänd' ich Euch nicht, so sollt' ich bei einem andern Priester in der heiligen Beicht um Rath fragen. Gott sey gepriesen, der uns zusammenführte, ehe meine müden Augen sich schlossen! In der Nacht der Gnade hat der Herr, der allbarmherzige Heiland, mein Gebet erhört, ich kann nun ruhig sterben."

Mit welchen Gefühlen hatte nicht Frau Franziska der alten Elisabeth zugehört! Als diese geendet, ergoß sich ihr tief ergriffenes Gemüth in heiße Thränen, Thränen des Leides, der Freude und des Dankes gegen die wunderbare Fügung des Allerhöchsten. Herr Kapfinger hatte die Reste des großen Vermögens, welches ihr der Großvater hinterlassen, keineswegs auf löbliche Weise verwaltet; die Noth, welche der Einmarsch der Franzosen und ihre Unterjochung der Schweiz über das ganze schöne Alpenland brachte, drückte auch Freiburg schwer, und Viele verarmten. Bald war es auch mit Herrn Kapfinger so weit gekommen, daß er es für das Beste hielt, heimlich zu fliehen. Aber das Vermögen seiner Mündel war mit dem seinigen

zerschmolzen. Franziska, damals kaum sechzehn Jahre alt, bewies, daß eine fromme, christliche Erziehung mehr werth sey, als alles Gold der Erde. Dem unglücklichen Vetter verzeihend, überließ sie Alles, was ihr noch geblieben, den Gläubigern, und trat in die Dienste einer belgischen Gräfin. Nach wenigen Jahren ehlichte sie Max, den wackern Förster.

Franziska säumte nicht, ihrem Gatten Elisabeth's Geheimniß zu entdecken. Auch er pries den Allerhöchsten, und eilte zu dem Pfarrherrn, um seinen Rath und Beistand zu erbitten. Dieser war eben gerufen, Elisabeth die heiligen Sakramente zu spenden; sie fühlte sich schwach und krank zum Sterben. Der Pfarrer reichte sie ihr in Gegenwart Franziska's, Max's und Ludwig's. Sie empfing das Allerheiligste mit brünstiger Andacht, tröstete die Ihrigen und sprach: „Mein Christkindlein ist gekommen und holt mich! mein Christbaum ist dort droben!" Auf den Rath des Pfarrers ließ Elisabeth das Gericht kommen und wiederholte vor demselben ihr Geständniß. Dann, wie von einer großen Last erleichtert, schlief sie ein und erwachte nimmer.

Franziska und Max reiseten, mit den gehörigen gerichtlichen Dokumenten versehen, nach Freiburg, Ludwig einstweilen der freundlichen Pflege des Pfarrherrn übergebend. In Freiburg traf auf ihr Ansuchen das Gericht sogleich die nöthigen Anstalten mit Klugheit und Verschwiegenheit. Herrn Müller's Haus war in der Zwischenzeit in eine Fabrik verwandelt, die Kapelle existirte nicht mehr, die Gruft war ein Keller geworden. Schon begann Franziska zu zagen, als nach dreitägiger Arbeit man die verborgene Kammer entdeckte. Darin fanden sich große Kisten mit Gold- und Silbermünzen, mit edlen Steinen und Schmuck reichlich angefüllt, und einen Werth von mehr als

100,000 Gulden enthaltend. Auffallend war es, daß mehrere dieser Kisten Spuren äußerer Beschädigung trugen, als hätte man versucht, sie mittelst Brecheisen aufzusprengen. Das konnte sich Niemand erklären; Franziska und Max aber dachten an Wendelin, und ihnen ward es jetzt klar, in welcher Absicht dieser wohl einst die Rolle des Geistes übernommen hatte. In der letzten der Kisten fand man eine Schrift, ausgestellt von Herrn Gregor Müller und mit seinem Siegel bekräftigt, des Inhalts, daß er in diese fünf Kisten sein rechtmäßig erworbenes Hab' und Gut vor Feinden und Räubern verwahre, und selbes im Falle seines Todes, wenn er ehevor nicht anders verfüge, seiner einzigen Enkelin und Sohnestochter Franziska vermache. Diese Schrift benahm jeden Zweifel und bewies, wie richtig Derjenige geahnet hatte, welcher Elisabeth gerathen, Franziska aufzusuchen und ihr das Geheimniß mitzutheilen.

Die Försterin theilte redlich den unerwartet empfangenen Reichthum mit den Armen der Stadt und des Kantons; doch bot sie Alles auf, die seltsame Begebenheit so viel als möglich mit Verborgenheit zu bedecken. Der Reichthum machte weder sie noch Max übermüthig und unklug; sie wußten ihn mit christlicher Liebe und Weisheit zur Ehre des Herrn und zum Nutzen ihrer Mitmenschen zu verwenden. Unter den Ersten, die ihre Güte erfuhren, waren Martin und Magdalena; ihnen schenkten sie so viel Geld, als sie zum Ankaufe eines hübschen Gutes nöthig hatten; Elisabeth, der Verstorbenen, dankten sie mit einem schönen Grabsteine und der Stiftung eines Jahrtages. Auch des gutmüthigen Christoph's nahmen sie sich an. Als der nächste Christtag kam, wer hätte da die herrlichen Geschenke zählen mögen! Aber Franziska und Max gedachten, was ihnen der Herr im verflossenen Jahr an

diesem Tage durch Elisabeth geschenkt, und mit heißer Inbrunst dankten sie Ihm, und die Armen der ganzen Umgegend, von ihnen reich begabt, nahmen an dem Segen Theil, der ihnen so schnell, so wunderbar geschenkt worden war.

An Ludwig, der immer hoffnungsreicher heranwuchs, erlebten die Eltern nur Freude; deßgleichen blieb auch Christoph das alte, treue Gemüth. Wie es Beiden in der Folge ergangen, wie oft sie sich als Erwachsene noch jenes segensvollen Christtags erinnert, welche Gaben ihnen an diesem Feste auch noch fernerhin die Huld des Himmels gesendet, dürften unsere jungen Leser vielleicht bei einer spätern Gelegenheit erfahren.

30.

Die drei Lehren.

Nach dem heiligen Johannes Damascenus.

Ein Vogelsteller fing einmal
Im Netze eine Nachtigall,
Und als er sie zu tödten sann,
Da hub sie so zu sprechen an:
„O schone mich, du lieber Mann,
Weil dir mein Tod nichts nützen kann;
Doch läßt du ledig mich und frei,
So geb' ich dir der Lehren drei,
Die sollen dir stets nützlich seyn."
Da sprach der Mann zum Vögelein:
„Wohlan, so will ich dich befrei'n!
Erscheint dein Rath mir gut und neu,
So halt' ich mein Versprechen treu."
Da sprach alsbald das Vögelein:
„Mein Rath soll dir von Nutzen seyn;
So höre nun der Lehren drei,
Und lasse mich dann frank und frei:

Unmögliches erstrebe nicht,
Vergangenes betrau're nicht,
Unglaublichem schenk' Glauben nicht!"
Als er gehört der Lehren drei,
Da läßt der Mann den Vogel frei.
Da flog die Nachtigall im Nu
Der höchsten Bäume Wipfel zu,
Und sprach zum Mann vom Baumesast:
„Wie thöricht du gehandelt hast!
Mein Magen nämlich schließet ein
Den allerfeinsten Edelstein,
So theuer wie ein Königreich,
Dem Straußenei an Größe gleich."
Als solche Wort' der Mann gehört,
Da ward er traurig und verstört:
„Wie thöricht ich gewesen bin,
Daß ich solch' Glück gegeben hin!
O komm' doch in mein Haus hinein,
Ich will ein guter Wirth dir seyn;
Ich bin ja frei von List und Trug,
Und Würmer hab' ich auch genug.
Ich rechne mir's zur größten Ehr',
Bin dankbar für die gute Lehr'.
So komm', lieb' Vöglein, doch herbei,
Nachher laß ich dich frank und frei."
Das Vöglein aber sagte: „Nein!
Jetzt seh' ich deine Thorheit ein.
Dir frommt nicht meine weise Lehr',
Du folgtest ihr ja nimmermehr.
Unmögliches willst du erlangen,
Da du mich wieder suchst zu fangen.
Ich meide stets dein Netz fürwahr,
Und hab' ein flinkes Flügelpaar.
Vergang'nes sollst du nicht bedauern,
Und willst dich doch zu Tode trauern,
Und scheltest selbst dich einen Thoren,
Dieweil du solchen Schatz verloren.
Unglaublichem schenk' Glauben nicht:
Du glaubst nun, was sich widerspricht,

Daß in mir sollt' ein Edelstein
Gleich einem Straußeneie seyn,
Der größer als ich selber wär':
Wer glaubt denn solche eitle Mähr'!
Wie groß ist Menschenthorheit doch,
Er hält für weise sich dennoch!"

31.
Christlicher Heldenmuth.

Als die Türken im Jahre 1456 unter ihrem gewaltigen Sultane Muhamed, dem Eroberer Konstantinopels, die Feste Belgrad, das Thor der Christenheit, wüthend bestürmten, widerstanden die Christen, geführt von dem heiligen Johann von Capistran und dem heldenmüthigen Johannes Hunyades, dem Feldherrn der Ungarn, mit äußerster Tapferkeit. Dessenungeachtet gelang es dem Sultane, der alle drei Stunden frische Schaaren in den Kampf führte, die Gräben und die untere und äußere Festung zu erobern. Doch der heilige Johannes, das Kreuz in der Hand, ermunterte die weichenden Christen zur standhaftesten Gegenwehr. Schon hatte ein kühner, türkischer Soldat die letzte Mauer erstiegen, schon war er im Begriffe als Zeichen des Sieges die ottomanische Fahne aufzupflanzen — als einer der Kreuzeskrieger, ein Böhme, es bemerkte und sogleich dem Türken nachstieg, um ihn von der Mauer zu stürzen und die Fahne herabzureißen. Doch dieß konnte er nur vollbringen, wenn er sich mit dem feindlichen Krieger dem sichern Tode weihte. Zum Sterben entschlossen, umfaßte er den Türken und rief dem unten stehenden Vater Capistran zu: „Vater! wenn ich mich mit diesem Türken, den

ich jetzt in meinen Armen halte, hinabstürze, und dadurch den Tod erleide, wie wird es meiner Seele ergehen?" Der Heilige antwortete: „Sie wird selig werden und in den Himmel kommen!"

Auf diese Versicherung umschlang der Böhme den Türken noch fester und stürzte sich mit ihm von der Mauer herab, was augenblicklich ihren Tod herbeiführte. Aber dieß herrliche Beispiel entflammte den Muth der Christen und gab Capistran's Worten Feuerkraft. Die Besatzung Belgrads, von ihm begeistert, bot nochmals alle Kräfte auf, so, daß sie mittelst Pech, kochenden Oels, brennender Reisbündel die Faschinen wie die Kleider der Belagerer in Brand steckte. Als die Türken dadurch in Unordnung und Verwirrung geriethen, fielen die Christen aus Belgrad aus und griffen den Feind von vorne an, während Johann Hunyad die bestürzten Türken in der Flanke und im Rücken angriff. Nach schrecklichem Gemetzel floh der Sultan entsetzt. Neun Tage floh er; erst am zehnten hielt er sich vor den verfolgenden Christen für sicher. Das Lager der Türken fiel mit unermeßlichen Schätzen, mit Pferden, Wägen, Kameelen, Silber, Gold, Zelten, Geschütz und Proviant in die Hände der Sieger. Auch fünf große türkische Schiffe wurden erbeutet. Von acht Uhr Morgens bis Abends neun Uhr hatte der Kampf gedauert; an 24,000 Türken deckten mit ihren Leibern die Wahlstatt. Die Sieger, an ihrer Spitze der heilige Johannes Capistran und Johannes Hunyad, kehrten Gott lobend und Ihm dankend in die befreite Stadt zurück. Die Christenheit war gerettet.

Es wird berichtet, der Sultan Muhamed hätte sich, so oft er des Tages vor Belgrad gedachte, wie ein Rasender geberdet, sich vor den Kopf geschlagen und die Stunde verflucht, in der er nach Belgrad gezogen.

32.

Gluck und sein Rosenkranz.

Zu München auf dem Odeonsplatze siehst du die in Erz trefflich gegossene Statue eines Mannes mit ernsten, ausgeprägten Zügen, in der einen Hand eine Rolle haltend, welche die köstlichsten Schätze umschließt, mit der andern zum Himmel weisend, der sie ihm gegeben. Diese Statue ist das Bild Christoph's von Gluck, eines der größten Tondichter nicht blos seiner, sondern aller Zeiten.

Gluck ward im Jahre 1714 zu Neustadt an der Waldnab in der Oberpfalz geboren. Sein Vater, ein Beamter im Dienste des Fürsten Lobkowitz, ein frommer schlichter Mann, gab ihm und seinen übrigen Kindern, mit denen er reichlich gesegnet war, eine christliche Erziehung. Schon als Knabe zeigte Christoph erstaunliche Gaben für die Musik. Wie die Mehrzahl der großen Musiker hatte Gluck seine Kunst unter den geheimnißvollen Wölbungen einer Domkirche begonnen und die Stimme des jungen Chorknaben war so schön, sein Vortrag war so gefühlvoll und naturgemäß, daß die Zahl der Gläubigen in der Kirche allezeit sich mehrte, so oft der kleine Christoph sang. Nichts ist mehr geeignet, in einer eifrigen Seele das religiöse Gefühl zu entwickeln, als die Uebung der Musik in der Mitte des Heiligthums. So vergoß auch Christoph jedesmal Thränen der Rührung, wenn die Orgel mit ihren edlen und erhabenen Harmonien die Wölbungen des Domes füllte. —

Eines Tages, als Christoph vom Chore kam, wo er eben auf eine bewunderungswerthe Weise eine Motette von dem Komponisten Clari gesungen hatte, näherte sich ihm ein armer Ordensgeistlicher, schloß ihn mit noch feuchten

Augen an seine Brust, und wünschte ihm Glück zu einem so schönen, so rührenden Talente.

„Wahrlich,“ begann der Pater, „ich habe nichts, was ich dir als Pfand meiner Freude geben könnte, mein kleiner Freund, als diesen Rosenkranz; aber bewahre ihn zum Andenken an den Bruder Anselmus, und versprich mir besonders, ihn alle Abende einmal zu Ehren der seligsten Mutter Maria abzubeten. Diese Uebung wird dir Glück bringen, mein junger Freund! Und wenn du treu dabei bleibst, wird Gott — ich habe das sichere Vorgefühl davon! — durch die Fürbitte unserer Lieben Frau deine Anstrengungen segnen, du wirst groß werden vor den Menschen und einst würdig der himmlischen Gesänge im Paradiese!“

Christoph, erstaunt und gerührt durch die Worte des Bruders, nahm ehrfurchtsvoll den Rosenkranz, den ihm eine Hand reichte, mehr von religiöser Strenge, denn vom Alter abgemagert. Er versprach ihn zu beten, so lange er lebe. —

Als Christoph das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, war er bereits an Kenntnissen und Verstand so weit vorgeschritten, daß der Vater, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, nach kurzem Widerstreben dem hoffnungsvollen Sohne erlaubte, nach Rom zu gehen und dort seine musikalischen Studien fortzusetzen. Aber wie denn reisen? wie allein von der österreichischen Hauptstadt in die der christlichen Welt gelangen? Jeder andere Knabe, dem kein solcher Beruf geworden, würde sein Vorhaben aufgegeben und es unter solchen Umständen für unausführbar gehalten haben; nicht so Christoph: er ließ sich durch kein Hinderniß zurückschrecken. Der, welcher späterhin der Günstling zweier irdischen Königinnen werden sollte, der Musiker, welchen Maria Theresia und Antoinette von Oesterreich in ihren Palast aufnahmen, betete nur mit

mehr Demuth und voll Vertrauen auf den Schutz der Jungfrau Maria den englischen Gruß mit dem schlichten Rosenkranze des Bruders Anselmus.

Eines Abends, als Gluck nach seiner frommen Gewohnheit sich so eben durch das Gebet des heiligen Rosenkranzes gestärkt hatte, klopfte es lebhaft an der Thüre der bescheidenen Wohnung seiner Eltern — es war der Kapellmeister von St. Stephan in Wien, welcher beauftragt war, in Italien eine Sammlung des berühmten Kirchenkomponisten Palästrina zu machen, und von Seiten des Erzbischofes den jungen Christoph als seinen Sekretär von dessen Vater verlangen sollte. Man denke sich Christoph's Freude! Die Einwilligung ward unter Dankesthränen ertheilt, und einige Tage nachher fuhr Gluck auf der Straße von Triest mit seinem guten, kunstverständigen Lehrer.

Wir wollen hier nicht den großen Künstler während der zwanzig Jahre, die er in Italien zubrachte, begleiten, wo er, treu dem Versprechen, das er dem Bruder Anselmus gegeben, nicht Einen Tag versäumte, in brünstiger Andacht einen Rosenkranz zu beten und sich dadurch stets auf's Neue zu stärken wider alle Anfechtungen und Gefahren der Welt — genug, wenn wir sagen, daß er, bei seiner Rückkehr nach Wien und später am Hofe von Versailles mit Ehren überhäuft, sich den Annehmlichkeiten eines glänzenden Gastmahles oder einer anziehenden Unterhaltung zu entreißen wußte, um in einer Ecke der königlichen Salons, wo er gleich den höchsten Personen Zutritt hatte, den Rosenkranz zu beten, den er treffend „das Brevier des Musikers" nannte. In so religiösen Verhältnissen brachte Gluck sein ganzes Leben zu; die Freigeister, die Philosophen am Hofe zu Versailles und in Paris vermochten ihm weder seinen Glauben, noch seinen Rosenkranz

wegzuspotten; einer blieb des andern Stütze. Und so hielt seine Hand, die sich verewigt hatte, als sie das herrliche „de profundis“ schrieb, den so gut benützten Rosenkranz an dem Tage noch fest, wo der unsterbliche Künstler, von einem plötzlichen Schlagflusse gelähmt, Gott seine Seele anheimgab. Er starb zu Wien am 17. November 1787.

33.

Aus dem bayerischen Volksleben.

Einer seiner Münchner Freunde erzählte im Jahre 1850 dem leider so früh verstorbenen Dr. Guido Görres die nachfolgende Geschichte, die für die Denkweise des Volkes in Altbayern recht bezeichnend ist.

„Da ist ein armes Weib hier in München. Vor vielen Jahren hatte sie ein Unglück an einem ihrer Füße. Dadurch lernten wir die arme Haut kennen, und seitdem unterstützten wir sie in ihrer Dürftigkeit. Im Uebrigen ernährte sie sich neben dem Almosen von Lumpensammeln für die Papierfabrik. So geht sie auf das Land hinaus, sammelt emsig bei den Bauern ihre Lumpen, und kommt dann von Zeit zu Zeit in die Stadt, ihr Almosen abzuholen. Da kam sie denn auch neulich daher gehinkt und war mehr als gewöhnlich vergnügt. Auf unser Befragen, was ihr denn so Erfreuliches begegnet sey, erwiederte sie: „Ja das will ich Ihnen sagen. Wissen's, wenn wir so Lumpen sammeln gehen, da haben wir auf unserm Wege Bauernhöfe, wo wir Abends zukehren und den Bauern bitten, daß er uns um Gottes willen über Nacht auf dem Heu oder in der

Scheune schlafen läßt. Oft sind die Leute auch so christlich und barmherzig, daß sie uns mitessen lassen. Vergelt's ihnen Gott zehnhunderttausendmal für die armen Seelen im Fegfeuer! Nun komm' ich auf meinem letzten Gang zu einem Bauernhofe, wo der Bauer, der Gott vor Augen hat und es mit den armen Leuten gut meint, mich schon mehrmals aufgenommen hatte. Dießmal schien mir das Haus etwas verstört; sie sagten mir aber Nichts und fragen wollte ich auch nicht, was denn Schlimmes geschehen sey. Ich bitt' also den Bauer wieder um ein Nachtlager auf dem Heuboden. „Nein, Weiberl," sagt darauf der Bauer, „heut' laß ich dich nicht auf meinem Heuboden schlafen." Ich bitt' ihn wieder und sage: „Es ist ja schon Nacht; wo soll ich denn heute noch hingehen? laßt mich doch heute noch einmal auf Euerm Heu schlafen, ich will Euch 'was dafür beten!" „Nein, Weiberl," sagt der Bauer wieder, „heut' darfst nicht auf meinem Heuboden schlafen, heut' mußt du dich in meine beste Stube legen, die ich in meinem Hause hab'." Ich denke, der Bauer macht Spaß und laß' es gut seyn. Dann heißt er mich niedersetzen, und essen läßt er mich, so viel ich mag. Und als es nun an der Zeit war, daß ich aufstehen, und auf den Heuboden gehen will, sagt er wieder: „Nein!" und führt mich richtig in sein schönstes Zimmer, wo sie ihre schönsten Sachen darin haben. Da stehen drei Betten und in das in der Mitte — es war das schönste von allen — sagt' er, müßte ich mich hineinlegen und damit wünscht' er mir eine gute Nacht. Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, aber was wollt' ich machen? Ich hab' mich halt hineingelegt in das weiche, feine Federbett, und prächtig habe ich darin geschlafen! Am andern Morgen geh' ich herunter in die Stube. Der Bauer kommt mir entgegen, und ist kreuzvergnügt. Ich sag' ihm: „Vergelt's Gott für Essen und Trinken und das gute

Nachtlager!" Er aber antwortet: „Dießmal ist es an mir „Vergelt's Gott" zu sagen." Ich denk': „das ist gespassig!" und schau' ihn nur so an. „Ja," sagt er, „an mir ist es, mich zu bedanken, und das will ich dir auch sagen, warum. Gestern Abend, ehe du kamst, da war plötzlich meine beste Kuh so krank geworden, daß ich schon gemeint hab', die ist hin. Ich wußte mir nimmer zu helfen, und da hab' ich denn still bei mir denkt, wie du mich um ein Nachtlager auf dem Heu um Gottes willen angesprochen hast: „Jetzt will ich dem armen Weibe Barmherzigkeit erweisen und will ihm ein Nachtmahl geben und es dann in meinem besten Zimmer schlafen lassen; vielleicht, daß mir dann unser Herrgott auch Barmherzigkeit erweiset, und mir die kranke Kuh wieder gesund macht." Und richtig, unser Herrgott hat mir vergolten: die Kuh ist heute Morgen wieder so frisch und gesund, als wenn ihr gar Nichts gefehlt hätte. Darum sag' ich dir jetzt: Vergelt's Gott tausendmal!" So hat der Bauer gesprochen, und hat mich wieder mitessen heißen und mir noch etwas auf den Weg gegeben. Und vergnügt bin ich meiner Straßen weiter gegangen, die alten Haderlumpen aufzusammeln, und unterwegs hab' ich mir denkt: „So eine große Ehr' hab' ich noch niemals in meinem Leben aufgehebt und so gut geschlafen auch nicht. Gott sey's gedankt und vergelt's ihm Gott zehnhunderttausendmal!"

So lautete der Hauptsache nach die Erzählung eines Münchner Freundes an Guido Görres und Letzterer bemerkt zu derselben:

„Dieser lebendige Glaube an die Vergeltung eines jeden Trunkes Wasser erinnert mich an eine Redeweise des seligen Clemens Brentano, die ich mehr denn einmal hörte. Wenn nämlich einem Menschen ein ganz unerwarteter Segen war bescheert worden, oder wenn ein Unglück, das

aller menschlichen Berechnung nach über ihn kommen mußte, gut vorübergegangen war, wie ein Donnerwetter, das die Winde plötzlich zerstreut hatten, dann pflegte er in seiner bildlichen Weise zu sagen: „Für den muß irgend eine geistliche Erbschaft weit dahinten in Amerika flüssig geworden seyn!“ Er meinte damit: Vielleicht hat eine gottselige Großmutter, oder ein frommer, bereits vergessener Großvater irgend einmal einem verachteten Armen in seiner größten Noth eine wahrhaft barmherzige Wohlthat in aller Stille erwiesen, oder sonst ein längst vergessenes, frommes, gottgefälliges Werk vollbracht, wofür nun dem Enkel unverdienterweise dieser Segen zu Theil wird. Vielleicht hat auch irgend eine fromme, heilige Seele, an die der Gerettete gar nicht dachte, in irgend einem Winkel ein heißes, dem Menschen unbekanntes Gebet aus der tiefsten Tiefe eines andächtigen Herzens für ihn bei Gott eingelegt und ihm so diese unverhoffte Gnade erlangt.“

34.
Selbstverläugnung.

Wie weit es der Mensch in der Ueberwindung seiner Sinne bringen kann, davon gibt der heilige Franz Borgias aus der Gesellschaft Jesu (gestorben 1572) ein merkwürdiges Zeugniß. Als einstmals der Koch des Hauses, worin er sich aufhielt, aus Versehen Wermuthöl in die Fleischbrühe gegossen, trank er dieselbe, ohne ein Wort zu sagen. Auf die Frage, wie es ihm geschmeckt, antwortete er, nie hätte er so etwas Nützliches genossen. Der Koch bat ihn um Verzeihung, doch Franz sprach: „Gott wolle dich belohnen! Unter allen Brüdern bist du der Einzige, der weiß was mir gehört.“

35.

Seltene Verschwiegenheit und Wahrheitsliebe.

Als auf Befehl des heidnischen Kaisers, so erzählt der heilige Augustinus, die Soldaten in das Haus des heiligen Firmus, damalige Bischofs von Tagaste (in Afrika) kamen, um einen Menschen, den er mit aller Sorgfalt daselbst verborgen hielt, von ihm abzufordern, so antwortete er den Offizieren, die ihn deßhalb befragten, er dürfe weder lügen, noch den, welchen sie suchten, entdecken! Man ließ ihn nun, ihn zu dessen Entdeckung zu zwingen, alle nur ersinnlichen Martern ausstehen. Allein Firmus übertrug sie mit der heldenmüthigsten Standhaftigkeit, und blieb beharrlich und unerschütterlich auf seinem Entschlusse. „Ihr könnt mich zwar tödten," sprach er zu seinen Peinigern, „aber nie dahin bringen, daß ich rede, wie ihr es wünscht."

Endlich stellte man den Martyrer dem Kaiser vor; selbst dieser konnte ihm Bewunderung nicht versagen, und begnadigte den Menschen, welchen er in seinem Hause verborgen hielt.

„Was kann man Starkmüthigeres und Standhafteres sehen?" fragt hiebei der heilige Augustinus; „welches Lob verdient nicht dieser Bischof, welcher die Wahrheit so sehr liebte, daß er eher Marter dulden, als sie verläugnen wollte? der so viel Liebe zu seinem Nächsten trug, daß er eher sein Leben für ihn hingegeben, als ihn, da man ihn zum Tode aufsuchte, entdeckt hätte?"

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Lautenschlager, Othmar

Christenliebe und Christenmuth Erzählungen und Geschichten zur Erheiterung, Belehrung und Erhebung der christlichen Jugend ; mit einem Stahlstiche

Lindau 1855